

GESCHLECHT

IN GESELLSCHAFTLICHEN TRANSFORMATIONSPROZESSEN



Katharina Walgenbach, Anna Stach (Hrsg.)

Schriftenreihe der Sektion **Frauen- und Geschlechterforschung**
in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft

Schriftenreihe der Sektion Frauen- und
Geschlechterforschung in
der Deutschen Gesellschaft für
Erziehungswissenschaft (DGfE)

Band 4

Katharina Walgenbach
Anna Stach (Hrsg.)

Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2015

Übersetzungen gefördert von der Hans-Böckler-Stiftung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier, CO₂-kompensierte Produktion. Mehr Informationen unter <https://budrich.de/nachhaltigkeit/>. Printed in Europe.

© 2015 Dieses Werk ist beim Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
Stauffenbergstr. 7 | D-51379 Leverkusen | info@budrich.de | www.budrich.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84740619>).

Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-0619-8 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-0275-6 (eBook)
DOI 10.3224/84740619

Umschlaggestaltung: Judith Walgenbach, Hamburg; Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow
Lektorat: Natascha Compes, Wuppertal; Anja Borkam, Jena
Satz: Sven Neidig, Bochum
Typografisches Lektorat: Anja Borkam, Jena
Druck: paper & tinta, Warschau
Printed in Europe

Inhalt

Katharina Walgenbach und Anna Stach

Einleitung..... 7

Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen

Katharina Walgenbach

Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen..... 21

Angela McRobbie

Das Geschlecht des Postfordismus: *passionate work*,
„Risikoklasse“ und „eigenes Leben“ 51

Sara R. Farris

Femonationalismus und Staatsfeminismus..... 75

Jeff Hearn

Geschlechterverhältnisse und soziale Transformationsprozesse –
Eine Annäherung aus der Perspektive von Männern und
Männlichkeiten 91

Transformationen von Geschlechterordnungen und Care

Tove Soiland

Die Ungreifbarkeit postfordistischer Geschlechterhierarchie 115

Christine Thon

„Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ – ein neoliberaler Diskurs?
Familienpolitische und pädagogische Interventionen
zur Herstellung von Subjekten der Vereinbarkeit..... 131

Transformation von Geschlecht, Bildung und Erziehung

Barbara Rendtorff

Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten – Zum aktuellen
Umgang mit Geschlecht im Kontext von Bildung..... 147

Meike Sophia Baader

Erziehung, Bildung, Geschlecht und Wissenschaft –
Vexierspiele, De-Thematisierungen, *Hidden Gender Structures*
und Verschiebungen in einem komplexen Verhältnis..... 159

Gesellschaft und Subjekte transformieren

Regina Becker-Schmidt

Sexualität als Matrix hegemonialer Ordnung – das Sexuelle
als Triebkraft von Subjektivierung. Anmerkungen zu Teresa de
Lauretis' Entwurf einer feministischen Psychoanalyse..... 177

Antke Engel

Queere Politik der Paradoxie:
Widerstand unter Bedingungen neoliberaler Vereinnahmung 191

Susanne Maurer

Gelebte Kritik und experimentelle Praxis: Dimensionen von
Bildung im Kontext der *Neuen Frauenbewegung* 205

Autor_innen und Herausgeberinnen..... 225

Katharina Walgenbach und Anna Stach

Einleitung

Seit einiger Zeit werden in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften gesellschaftliche Entwicklungstrends diskutiert, die auf eine Neuordnung von Ökonomie, Staat, Familie und Privatsphäre verweisen. Diese Entwicklungen sind unmittelbar und substantiell mit Geschlechterverhältnissen verbunden bzw. werden durch sie selbst gestaltet. Nach Nancy Fraser befinden wir uns aktuell im Übergang zu einer neuen Gesellschaftsform, die sie als postfordistisch, transnational und neoliberal charakterisiert (vgl. Fraser 2009: 44).

Gleichzeitig setzt der Sammelband hinter der These der Transformation von Geschlechterverhältnissen zunächst ein vorsichtiges Fragezeichen. Momentan erscheinen Beharrungstendenzen ebenso wichtig wie Elemente der Transformation, wenn es um die Untersuchung gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse geht. Geschlecht scheint gegenwärtig sowohl eine Erodierung als auch Intensivierung zu erfahren (vgl. Soiland 2011: 25). Man denke bspw. an aktuell beobachtbare Strategien männlicher Resouveränisierung (vgl. Forster 2006). Im Bildungswesen zeigen sich die widersprüchlichen Entwicklungstendenzen in gleichzeitig existierenden pädagogischen Konzepten, die sowohl eine Dethematisierung als auch eine Dramatisierung von Geschlecht forcieren (vgl. Rendtorff in diesem Band).

Mit aller Vorsicht lässt sich dennoch auf eine Reihe von Entwicklungstrends einer Transformation von Geschlechterverhältnissen verweisen, die in diesem Band aus interdisziplinärer Perspektive diskutiert werden:

- *der Paradigmenwechsel vom männlichen Ernährermodell zum Adult Worker Model* (Lewis 2001): Zum einen erscheint mit diesem Paradigmenwechsel eine Forderung der Neuen Frauenbewegung endlich in Erfüllung gegangen zu sein, zum anderen drängt dieser Entwicklungstrend nun Frauen auch in das Erwerbsleben und weist ihnen weiterhin unbezahlte Care-Aufgaben zu. Das scheinbar geschlechtsneutrale *Adult Worker Model* verändert dabei nicht allein die Arbeits- und Lebensverhältnisse von Frauen aus der Mittelschicht, die zuvor nicht gearbeitet haben, vielmehr strukturiert die Abschaffung des Familienlohns die Lebensbedingungen von Frauen, Männern und Kindern aus allen sozialen Milieus (vgl. Walgenbach in diesem Band).
- *die Erosion der Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre*: Darauf weisen bspw. Debatten über ‚Subjektivierung von Arbeit‘ oder ‚Entgrenzung von Arbeit und Leben‘ hin (vgl. Pongratz/Voß 2003; Jürgens 2006). Diese Prozesse der Grenzverschiebung werden auch mit neoliberalen Neuordnungen von Ökonomie, Staat, Familie und Privatsphäre in Verbindung gebracht (vgl. Fraser 2009; Casale 2012).

- Historisch gesehen war die Trennung Öffentlichkeit versus Privatheit in der Moderne immer auch geschlechtlich codiert (vgl. Hausen 1976).
- *die Verschärfung des Konflikts um Care-Arbeit*: Die Entwicklung hin zum *Adult Worker Model* unter Bedingungen der Entgrenzung von Arbeit und Leben führt zur Verschärfung des bisher ungelösten Sorgekonflikts. Dieser wird als Geschlechterkonflikt dethematisiert, die mit Care-Arbeit verbundenen Anforderungen werden auf politischer Ebene in der Logik der Machbarkeit verhandelt (vgl. Thon in diesem Band). Care-Aufgaben verbleiben im Bereich weiblicher Zuständigkeit. Sie werden auch an die Gruppen der Migrantinnen delegiert und verschieben die Care-Arbeit in den feminisierten Arbeitsbereich des Prekären (vgl. Farris und Soiland in diesem Band). Gleichzeitig wird der Bereich Care wie nie zuvor der Marktlogik unterworfen und dieser entsprechend gestaltet.
 - *eine bevölkerungsorientierte Familienpolitik, die Gleichstellungsfragen unter dem Aspekt der Produktion von ‚Humanressourcen‘ verhandelt* (vgl. Auth 2007): Aufgrund des demographischen Wandels werden Frauen zu wirtschaftspolitischen Hoffnungsträgerinnen. Insbesondere den gut ausgebildeten ‚*Top Girls*‘ (McRobbie 2010) werden die Tore zur Arbeits- und Konsumwelt weit geöffnet. Inwiefern dieser Entwicklungstrend auch mit einer Verbesserung im Bereich Care einhergeht, ist aktuell eine offene Frage.
 - *eine Umdeutung bzw. Instrumentalisierung feministischer Ideale* wie Selbstbestimmung, Empowerment oder Unabhängigkeit in ökonomisch verwertbare Eigenschaften wie Flexibilität, Mobilität oder individuelle Eigenverantwortung: Für Nancy Fraser ist es eine besondere „List der Geschichte“, dass die kulturellen Erfolge der Neuen Frauenbewegungen zur Legitimation des strukturellen Umbaus der neoliberalen Gesellschaft instrumentalisiert wurden (vgl. Fraser 2009).
 - *ein Trend zur Dethematisierung von Geschlechterungleichheiten bei gleichzeitiger Reproduktion hierarchischer Geschlechterverhältnisse in unterschiedlichen sozialen Feldern wie z.B. der häuslichen Arbeitsteilung oder der wohlfahrtsstaatlichen Organisation* (vgl. Koppetsch/Burkhart 1999; McRobbie 2010; Soiland 2011): Nach McRobbie sind junge Frauen heute die neuen Leistungsträgerinnen des kapitalistischen und wohlfahrtsstaatlichen Umbaus. Dafür wird ihnen ein neuer Geschlechtervertrag angeboten: Für die vollständige Integration in den Erwerbsmarkt und die Konsumsphäre verzichten sie auf einen als überholt geltenden Feminismus. Für McRobbie geht dieser Geschlechtervertrag mit einer Politik der Desartikulation einher (vgl. McRobbie 2010).

Auch in Bildung und Erziehung lassen sich Transformationsprozesse beobachten. Effekte der Neuordnung des Verhältnisses zwischen Ökonomie, Staat

und Bildung sind z.B. Debatten über Frühpädagogik, eine veränderte Priorität der Familien- und Bildungspolitik, neue Steuerungsmodelle für Universitäten sowie Kontroversen über die Zuständigkeit des Staates in Erziehungsfragen. Sie verweisen auf eine zunehmende Bedeutung von Erziehung und Bildung in der Gesellschaft. Dabei sind Bildung und Erziehung sowohl Motor des gesellschaftlichen Transformationsprozesses als auch ein wichtiges Feld der Einflussnahme. Des Weiteren sind Bildungs- und Geschlechterfragen zentrale Elemente in einer Humankapitaldebatte, die Geschlecht nicht als Strukturkategorie gesellschaftlicher Ordnung denkt, sondern als Ressource begreift, die es auszubilden und angemessen einzusetzen gilt (vgl. Casale/Forster 2011).

Nach Rita Casale zeigen sich die Wechselbeziehungen zwischen der Neuordnung von Geschlechterverhältnissen und dem Bildungswesen z.B. in einer „Verstaatlichung der Erziehung und Entstaatlichung der Bildung“ (vgl. Casale 2012). Ihrer Analyse nach führt das Interesse an einer Optimierung von ‚Humankapital‘ zu Tendenzen einer Verstaatlichung von Erziehung. Wichtige Beispiele dafür sind etwa Debatten über Frühförderung, die semantische Verschiebung von der ‚Kinderbetreuung‘ zur ‚Frühbildung‘ (oder ‚Ganztagsbildung‘), die Anstrengungen zur Professionalisierung von Erzieher_innen sowie die Kontroversen über die Zuständigkeit des Staates in Erziehungsfragen. Für Casale verweisen diese Debatten auf eine Krise des traditionellen Verhältnisses zwischen Staat und Familie, die historisch auf einer komplementären Ergänzung basierte (vgl. ebd.: 134).

Die Entstaatlichung der Bildung zeigt sich nach Casale bspw. im partiellen Rückzug des Staates aus der Hochschulbildung. Universitäten wandeln sich damit von staatlichen Institutionen zu kulturellen Organisationen. In der Folge hat die Universität ihre Nutzbarkeit permanent unter Beweis zu stellen. Wissen wird zunehmend zu einer ökonomischen Ressource. Bildungstheoretisch stellt sich hier demnach die Frage, wie die Entstaatlichung von Bildungseinrichtungen deren gesellschaftliche Funktion verändert (vgl. ebd.: 136ff.).

Diese beiden Entwicklungstrends, so Casale, stellen die Humboldt'sche Trennung von Bildung und Erziehung fundamental in Frage. Nach Humboldt ist Bildung eine Angelegenheit des Staates, er muss die Bedingungen für eine freie Bildung schaffen. In die Erziehung hingegen habe sich der Staat nicht einzumischen. Für Humboldt gehört Erziehung in die private Sphäre, deren Wächterinnen die Frauen sind. Deshalb ist es aus Sicht von Bildungstheoretikern wie Humboldt oder Rousseau auch so wichtig, dass Frauen als Hüterin der Sitten selbst zur Moral erzogen werden: „Durch die Gesetze gewährt der Staat die Freiheit der Bürger, durch die Moral hält die Familie die Gesellschaft zusammen“ (Casale 2012: 133). Die Krise der komplementären Ergänzung von Staat und Familie, so resümiert Casale, ist demnach mit einer Transformation der sozialen und symbolischen Ordnung der Geschlechter verbunden.

Für die Erziehungswissenschaft stellt sich also die Frage, ob bzw. wie die Transformationsprozesse von Geschlechterverhältnissen zu einer Neubestimmung pädagogischer Handlungsfelder, Bildungsinstitutionen und

erziehungswissenschaftlicher Leitbegriffe wie z.B. Bildung, Erziehung, Sozialisation und Care führt. Hier kann an bereits geführte Debatten der Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft angeschlossen werden (vgl. Borst/Casale 2007; Casale/Forster 2011; Moser/Pinhard 2010; Moser/Rendtorff 2012). Diese Fragen lassen sich aber nicht auf die Erziehungswissenschaft reduzieren, deshalb sind in diesem Band internationale Autor_innen aus unterschiedlichen Disziplinen vertreten. Dadurch soll der Sammelband sowohl durch andere Disziplinen bereichert werden als auch die Impulse der Erziehungswissenschaft für die Diskussion über die Transformation von Geschlechterverhältnissen aufzeigen.

Katharina Walgenbach fragt in ihrem Beitrag „Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen“, inwiefern aktuelle Neuordnungen von Ökonomie, Staat und Privatsphäre mit einer Transformation von Geschlechterverhältnissen einhergehen bzw. durch sie entscheidend organisiert werden. Der eingangs angeführten Gesellschaftsdiagnose Nancy Fraser folgend, untersucht Walgenbach, wie sich aktuell Arbeits-, Lebens- und Subjektivungsverhältnisse im Übergang vom Fordismus bzw. Staatssozialismus zum Postfordismus verändern. Als zentrale Felder der Transformation von Geschlechterverhältnissen diskutiert die Autorin u.a. das neue normative Leitbild des *Adult Worker Models*, die Herausbildung postfordistischer Konfigurationen von Männlichkeiten, die Bedeutung der angeführten Entwicklungstrends für die Reproduktions- und Sorgearbeit sowie aktuelle Tendenzen der Dethematisierung von Geschlechterungleichheiten. Schließlich verweist Walgenbach darauf, dass die gesellschaftlichen Transformationsprozesse zu einer partiellen Integration von vormalig diskriminierten bzw. subordinierten Kollektiven beitragen, während sich gesellschaftliche Spaltungen zur gleichen Zeit verschärfen. Zur Analyse solcher Neuordnungen von sozialer Ungleichheit bzw. Diskriminierung verweist die Autorin auf die Notwendigkeit intersektionaler Studien.

Angela McRobbie konstatiert in ihrem Artikel, dass das „Geschlecht des Postfordismus“ weiblich ist. Der Titel ihres Beitrags lautet folgerichtig: „Das Geschlecht des Postfordismus: *passionate work*, ‚Risikoklasse‘ und ‚eigenes Leben‘“. Ihre Untersuchung bezieht sich auf die neue Ökonomie der kreativen Mode-, Medien- und Dienstleistungsbranchen, in der junge Frauen als ‚enthusiastische Karrierefrauen‘ angerufen werden. Nach McRobbie ergreifen die Töchter der Arbeiterklasse heute die Flucht vor monotoner Arbeit und bilden eine neue ‚Risikoklasse‘, die allerdings nicht unbedingt mit sozialer Mobilität nach oben einhergeht. Kreativität wird hier zum Dispositiv, welches ein engagiertes, autonomes, prekäres Selbstunternehmer_innentum hervorbringt, in dem weibliche Subjekte in besonderer Weise eingebunden sind.

Im Rekurs auf Hardt und Negri entwickelt McRobbie das Konzept *passionate work*, das als vergeschlechtlichte Praxis mit einer Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse einhergeht, da der Postfeminismus das Erfolgsstreben junger Frauen vereinnahmt und dabei eine äußerst normative

Weiblichkeit hervorbringt. Für McRobbie wird *passionate work* in bestimmten Branchen und Dienstleistungssektoren zum Kennzeichen weiblicher Intelligibilität und weiblichen Erfolgs.

Sara Farris wirft in ihrem Beitrag „Femonationalismus und Staatsfeminismus“ einen intersektionalen Blick auf Transformationen der Geschlechterordnungen, die eine Beteiligung feministischer Politiken an der Stigmatisierung von Migrant_innen sichtbar werden lassen. Femonationalismus konzeptualisiert Farris als ideologische Formation, in der heterogene anti-immigrantische und anti-islamische Anliegen nationalistischer Parteien, einiger Feministinnen und neoliberaler Regierungen unter dem Vorzeichen der Gleichstellung der Geschlechter zusammenkommen. Ihre Konzeptualisierung beruht auf einer Untersuchung von Aufrufen, die Beschäftigung von Migrantinnen zu fördern, die in ganz Europa integraler Bestandteil der bürgerlichen Integrationspolitik sind. Farris verweist in machtkritischer Perspektive darauf, dass diese Aufrufe sowohl von „Staatsfeminist_innen“ eingeführt wie durch die Mobilisierung des „Staatsfeminismus“ umgesetzt worden sind, und warnt vor Folgen dieser Konvergenz zwischen Feminismus und anti-migrantischen und anti-islamischen politischen Agenden im Namen der Frauenrechte. Hintergrund dieser Konvergenz ist, so Farris, eine komplexe Transformation von Geschlecht: Die nahezu vollständige Integration europäischer Frauen in den Arbeitsmarkt in der Phase des Postfordismus habe insbesondere unter neoliberalen Arbeitsbedingungen das Interesse hervorgebracht, die Reproduktionsarbeit zu delegieren. Es seien die Migrantinnen, die im Namen der Geschlechtergerechtigkeit das machen sollen, was westliche Feministinnen nicht mehr machen (wollen). Femonationalismus basiere damit auf einem klaren Interesse und fördere Bedingungen für rassistische intersektionale Diskriminierung und verstärkte Geschlechterrollen, die von westlichen Feministinnen selbst heute abgelehnt werden.

Hat Farris feministische Politiken und Weiblichkeiten aus intersektionaler Perspektive diskutiert, so richtet sich der anschließende Beitrag „Geschlechterverhältnisse und soziale Transformationsprozesse – Eine Annäherung aus der Perspektive von Männern und Männlichkeiten“ von Jeff Hearn auf die intersektionale Analyse von Männlichkeiten und Männern. Hearn macht darauf aufmerksam, dass die intersektionale Kategorie der Männer und Männlichkeiten im Mainstream der Forschung oft vernachlässigt werde. Die aktuellen globalen und transnationalen Prozesse, so arbeitete Hearn heraus, fördern dominante Männer und Männlichkeiten sowie transnationale patriarchale Strukturen wie z.B. die ‚Männlichkeit‘ des globalisierten Finanzsektors. Hearn zielt darauf, die Kategorien ‚Mann‘ und ‚Männlichkeiten‘ zu politisieren, um sie sichtbar machen, dezentrieren und dekonstruieren zu können. In der Abschaffung der Kategorie ‚Mann‘ als Machtkategorie sieht Hearn eine zentrale (Geschlechter-)Transformation.

Tove Soiland geht in ihrem Beitrag „Die Ungreifbarkeit postfordistischer Geschlechterhierarchie“ der These nach, dass die ‚Vermarktlichung des Privaten‘ nicht nur ein Grund für neuartige Formen der Hierarchisierungen zwischen den Geschlechtern ist – die paradoxerweise im Namen der Gleichstellung implementiert werden – sondern auch der eigentliche Grund dafür, dass die neue Geschlechterhierarchie heute ungreifbar erscheint. Soiland stellt deshalb die Frage, wie es eine neue Geschlechterhierarchie im Namen ihrer Gleichstellung geben kann.

Nach Soiland haben wir es gegenwärtig mit einer stillschweigenden Restrukturierung des Bereichs der Reproduktion zu tun. Mit der Erhöhung weiblicher Erwerbstätigkeit wird heute ein Teil der von Frauen vormals gratis verrichteten Arbeit in eine Lohnförmigkeit überführt. Mit der Ausweitung des Care-Sektors wächst aber auch jener Anteil der Lohnarbeit, so Soiland, der für das Streben nach Profiten bzw. Produktivitätssteigerung wenig interessant ist, weil er sich nicht vollständig einer marktwirtschaftlichen Logik unterwerfen lässt. Ökonomisch gesehen gehöre Care-Arbeit somit zu den wert-schöpfungsschwachen Sektoren.

Unter dem Stichwort der ‚individuellen Existenzsicherung‘ wird Frauen im Postfordismus heute ein Versprechen gemacht, das angeblich zu ihrer Emanzipation beitragen soll. Doch während die Neue Frauenbewegung forderte, dass Frauen an der bezahlten Arbeit in der produktiven Wirtschaft teilhaben sollten, so Soiland, werden sie aktuell in einen neu entstehenden Care-Sektor integriert. Aus den genannten Gründen bleibt dieser aber ein Tieflohnsektor. Gleichzeitig entsteht ein komplexes Ineinandergreifen von bezahlter prekari-sierter Care-Arbeit und unbezahlter Care-Arbeit.

Durch die zunehmende Integration von Frauen in den Erwerbssektor werden dem Bereich der unbezahlten Reproduktionsarbeit aber auch Ressourcen an Zeit und Geld entzogen. Soiland spricht hier von einer ‚neuen Landnahme‘ im Bereich der Reproduktion, die durch neoliberale Sozialpolitiken ideolo-gisch abgesichert wird. Die neoliberalen Diskurse würden dabei nicht zufäl-lig in erster Linie auf Geschlechterpolitiken abzielen. Zugleich verschiebt sich nach Soiland die klassische Dichotomie von Öffentlichkeit und Privatheit: es gibt kein Privates mehr, das sich dem Markt und seinen Organisations-prinzipien entzieht. Damit gibt es neben der Marktlogik kein Anderes mehr. Das ist ein sehr neues und sehr anderes Problem, so Soiland, als das Andere zu definieren und es Frauen zuzuschreiben.

Christine Thon erweitert die Diskussion des Bandes mit ihrem Beitrag „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ – ein neoliberaler Diskurs? Familien-politische und pädagogische Interventionen zur Herstellung von Subjekten der Vereinbarkeit“ um den Blick auf das Feld von Care und neue Ausformungen der Mutterrolle. Thon stellt den neuen Vereinbarkeitsdiskurs in einen Zusammen-hang mit der Ökonomisierung familienpolitischer Diskurse und arbeitet heraus, dass die Adressat_innen hier primär junge, gut ausgebildete Frauen (*Top Girls*) sind, die dem Arbeitsmarkt als Fachkräfte und Konsumentinnen

zur Verfügung stehen sollen. Ein wesentlicher Aspekt der Transformation von Geschlecht wird von Thon in der Aufforderung bzw. Anrufung gesehen, dass (die jungen) Mütter sich selbst als Humankapital wahrnehmen und ihren Marktwert als dringend gesuchte Fachkräfte erkennen sollen. Sie sind aufgefordert, ihre Verpflichtung wahrzunehmen, sich dem Markt auch zur Verfügung zu stellen.

Des Weiteren sollen Mütter in ihren Marktwert aber auch durch Qualifizierung und die Herausbildung von Schlüsselkompetenzen investieren. Darüber hinaus arbeiten die aktuellen Vereinbarkeitsdiskurse nach Thon an einem individualisierten Subjekt des Wollens, Planens, Kommunizierens und Problemlösens. Ausgespart bleiben dagegen feministische Analysen, die das Problem der Vereinbarkeit auf einer institutionellen Basis bearbeiten und den widersprüchlichen Logiken von Erwerbsleben und Familienleben Rechnung tragen.

Als gegenhegemoniale Intervention schlägt Thon vor, die Prämissen gegenwärtiger Wirtschaftsordnungen wie z.B. kontinuierliches Wachstum grundlegend in Frage zu stellen und offensiv Alternativen zu entwerfen. Die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung könnte Anschlüsse an ökonomische Diskurse herstellen, um die neoliberale ‚Lösung‘ der Vereinbarkeit zurückzuweisen und die bestehende Problematik jenseits neoliberaler Dethematisierungen zu reformulieren.

Ausgangspunkt des Beitrags von Barbara Rendtorff „Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten – Zum aktuellen Umgang mit Geschlecht im Kontext von Bildung“ ist der Befund, dass im Kontext schulpädagogischer Diskussionen gegenwärtig zwei entgegengesetzte Strategien in Bezug auf die Deutung und den Umgang mit Geschlechterdifferenz erkennbar sind. Die eine Strategie beinhaltet, mildernd auf geschlechtstypische Unterschiede in Leistung, Fächerwahl usw. einzuwirken. Die andere Strategie sieht vor, auf die – vermeintliche – Verschiedenheit von Mädchen und Jungen z.B. durch separierende Zuordnung von Unterrichtsmaterialien (Tiere – Mädchen, Technik – Jungen) mit dem Ziel der Optimierung von Leistung einzugehen. Die Strategie der Separierung argumentiert dabei mit der ontologischen Gegebenheit der Geschlechterdifferenz. Rendtorff verweist darauf, dass die bisher oftmals versuchte Verifizierung oder Widerlegung von Stereotypen nicht das Grundproblem erfasse und daher kaum Veränderung herbeiführen könne.

Mit Bezug auf Mary Douglas’ Konzeption der Institution schlägt Rendtorff vor, analytisch die Aufmerksamkeit auf die Struktur, die Geschlechterordnung, zu richten. Zentral zu beobachten sei gegenwärtig die Verpflichtung der Mädchen auf soziale Belange – und ihr Fernhalten vom Anderen. Das Schutzbedürftige und schutzwürdige Element gelte es als allgemein wertvoll anzuerkennen und in die allgemeine Verantwortung zu nehmen. Das impliziert auch, dass sich nicht die Mädchen für andere Belange zu interessieren haben. Das Gegenstandsfeld selbst sei es – das den Tieren Entgegengesetzte – das als das nicht zum Weiblichen passende konstruiert werde. Die Spaltung

der Wissensbereiche selbst sei zu reflektieren. Als Strategie formuliert Rendtorff daher die offensive Weigerung, die eingeübten Spaltungen zu bedienen.

In dem Beitrag von Meike S. Baader steht das Thema Bildung, das mit Bezug auf das deutsche Wissenschaftssystem am Beispiel der Promotionsförderung diskutiert wird. Baader fragt aus erziehungswissenschaftlicher Sicht nach aktuellen Transformationen im Rahmen von Wissenschaft und Geschlecht. Auf empirischer Basis geht sie der Frage nach, ob die neu etablierten Graduiertenförderprogramme mit mehr Chancengleichheit für Frauen verbunden sind, wie es dort behauptet wird. Das Forschungsprojekt kam zu dem Ergebnis, dass Geschlechtergerechtigkeit in der strukturierten Promotionsförderung kaum eine Bedeutung hat. Wenn überhaupt findet eine Verschiebung der Frage auf ‚Familienförderung‘ statt, welche wiederum in erster Linie mit Frauen in Verbindung gebracht wird.

Das Thema Diversity wird zudem weniger mit Differenzlinien wie Migration, Alter oder Behinderung verbunden, sondern vielmehr mit Internationalisierung. Diversity werde in den analysierten strukturierten Promotionsprogrammen dazu genutzt, das Thema Geschlecht zu überdecken. Statt eine Vielfalt von Lebensläufen und Biographien zu fördern, lässt sich im Gegenteil eine Standardisierung der Promotionsförderung beobachten. Diese fördere einen männlich konnotierten Typus des idealen Promovenden, den Baader als jung, kinderlos, international und outputorientiert charakterisiert. Weibliche Karriereverläufe müssen sich hier anpassen. Aktuelle Transformationsprozesse sieht Baader in der neuen Norm des *Abstract Workers*, durch die Geschlecht dethematisiert wird. Es würde eine rhetorische Modernisierung stattfinden, bei der auf der Vorderbühne die junge, weibliche Promovierende als Erfolgsmodell protegiert wird, ohne die ungleichen *Hidden Gender Structures* wirklich zu bearbeiten. Vor dem Hintergrund ihrer Problem diagnose votierte Baader für eine Analyse aktueller Geschlechterverhältnisse, die auch Gegenläufigkeiten, Paradoxien und Spannungsverhältnisse in den Blick nimmt.

Regina Becker-Schmidt nimmt in ihrem Beitrag „Sexualität als Matrix hegemonialer Ordnung – das Sexuelle als Triebkraft von Subjektivierung. Anmerkungen zu Teresa de Lauretis’ Entwurf einer feministischen Psychoanalyse“ das unabgeschlossene feministische Projekt auf, Frauen aus psychoanalytischer Perspektive als Subjekte des Begehrens zu konzeptualisieren. Mit Bezug auf Teresa de Lauretis’ Neudeutung von Perversion bzw. Kastration, sieht Becker-Schmidt eine produktive Version, weibliches Begehren zu konzeptualisieren und dabei die Strukturierung lesbischen Begehrens neu zu verstehen. De Lauretis deutet Kastration für das Mädchen nicht als Penismangel, sondern als Bedrohung seiner Selbstfindung. Der Phallus werde vielmehr zu einem Fetischobjekt mit der Besonderheit, dass die Bedeutung der Kastration als narzisstische Wunde in der lesbischen Subjektivität nicht der Mangel des Penis, sondern Verlust des weiblichen Körpers ist. Becker-Schmidt führt aus, wie die Verbindung von Verdrängung und Ver-

leugnung ermögliche, dieses ‚Defizit‘ zu sehen, es aber nicht zu bejahen. Die Autorin möchte diese Konzeptualisierungen als Anstoß für weiterführende geschlechtertheoretische Projekte in der Psychoanalyse aufnehmen, die Frauen als Subjekte des Begehrens konzeptualisieren. Dabei denkt sie Sexualität als einen potentiellen Bildungsort für Alterität.

Der Frage nach queeren Widerstandsstrategien geht Antke Engel in ihrem Beitrag „Queere Politik der Paradoxie: Widerstand unter Bedingungen neoliberaler Vereinnahmung“ nach. Engel verweist in kritischer Absicht auf die intime Nähe zwischen neoliberalen und queeren Diskursen, in denen sich Ideen einer freien Gestaltbarkeit des eigenen Lebens, Körpers und Selbst überlappen. Das neue Integrationsversprechen neoliberaler Diversitätspolitik, so Engel, koppelt gesellschaftliche Teilhabe aber konsequent an individuelle Leistungen. Den Prozess der Vereinnahmung queerer Politik durch neoliberale Diskurse bezeichnet Engel dabei als ‚projektive Integration‘. Bisherige assimilatorische und toleranzpluralistische Formen der Integration, so die Autorin, werden ergänzt durch ein Modell, das Differenz als kulturelles Kapital zelebriert. Als Widerstandsstrategie gegen solche Prozesse diskutiert Engel eine queere Politik der Paradoxie, mit der sie ihr früheres Konzept der VerUneindeutigung in ein erweitertes Verständnis des Politischen einbettet. Unter Paradox versteht sie dabei, dass etwas *gleichzeitig* sowohl-als-auch *und* weder-noch ist. Damit bezeichnet das Paradox keinen einfachen Widerspruch, sondern integriert Unvereinbares in einer unauflöslichen Spannung. Unter Widerstand versteht Engel dabei eine Umverteilung von Handlungsmacht.

Susanne Maurer zielt mit ihrem Artikel „Gelebte Kritik und experimentelle Praxis: Dimensionen von Bildung im Kontext der Neuen Frauenbewegung“ auf eine bildungstheoretische Re-Lektüre einer empirischen Studie, die sie in den 1990er Jahren durchgeführt hat. Nach Maurer muss sich das aktuelle Nachdenken über Transformationsprozesse in den Geschlechterverhältnissen ebenfalls auf die vielschichtigen Transformationsprozesse in den – und durch die – Bewegungen feministischer Kritik und Emanzipation beziehen. Den Versuch, Bildung in diesen Beziehungsverhältnissen zu bestimmen, versteht Maurer dabei weniger normativ, sondern im Sinne Foucaults sollte Bildung als ‚relationale Bestimmung in oppositioneller Absicht‘ begriffen werden (als ‚Gegen-Begriff‘, ‚Gegen-Halten‘ oder ‚Gegen-Verhalten‘).

Maurer untersuchte soziale Bewegungen somit als Bildungskontexte und Bildungsfelder, die auch selbst neue Räume bzw. Kulturen hervorbringen. Soziale Bewegungen stellen nach Maurer einen Möglichkeitsraum zur (Selbst-)bildung und Welterschließung dar. Bildung wurde von den frauenbewegten Frauen in der Studie als kollektive Erfahrung und Erkenntnissituation erlebt, aber auch als Konfrontations-, Konflikt- und Grenzerfahrung markiert. Nach Maurer wird Bildung als ‚Gegen-Begriff‘ damit ‚situier‘ in einem sozialen Kontext erkennbar, als eine ‚(soziale) Bewegung‘, die auf gelebte Kritik verweist und sich in einer ‚experimentellen Praxis‘ realisiert.

Abschließend möchten wir als Herausgeberinnen einigen Personen danken, die für den Entstehungsprozess des vorliegenden Sammelbandes zentral gewesen sind. Ein besonderer Dank geht an Rita Casale und Edgar Forster für ihren nachhaltigen Einfluss auf das Tagungskonzept sowie die gemeinsame Tagungsorganisation, auf die der vorliegende Sammelband zurückgeht. Besonderer Dank gebührt ebenso Natascha Compes für das Lektorat und ihre überaus engagierte Mithilfe bei der Tagung.

Danken möchten wir ebenso Catrin Dingler und Regine Othmer für die englischen Übersetzungen und ihre Geduld, die sie für nicht abwendbare Zeitverschiebungen aufgebracht haben. Sven Neidig sei für den Satz, Judith Walgenbach für die Gestaltung des Titelbildes gedankt. Einer Förderung der Hans-Böckler-Stiftung haben wir zu verdanken, dass wir drei englische Artikel für den Sammelband übersetzen konnten. Für die finanzielle Förderung der Tagung an der Bergischen Universität Wuppertal danken die Herausgeberinnen schließlich der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), der Bergischen Universität Wuppertal und der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft.

Literatur

- Borst, Eva/Casale, Rita (Hrsg.) (2007): Ökonomien der Geschlechter. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Bd. 3. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Casale, Rita (2012): Verstaatlichung der Erziehung und Entstaatlichung der Bildung. Anmerkungen zur Krise der Komplementarität von Staat und Familie. In: Carla Aubry, C./Geiss, M./Magyar-Haas, V./Miller, D. (Hrsg.): Positionierungen. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Pädagogik und Politik. München: Juventa, S. 128-139.
- Casale, Rita/Forster, Edgar (Hrsg.) (2011): Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals. Jahrbuch für Frauen und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Bd. 7. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Forster, Edgar (2006): Männliche Resouveränisierungen. In: Feministische Studien – Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung 24, 2, S. 193-207.
- Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 8, S. 44-57.
- Geissler, Birgit (2008): Zeitsouveränität: die paradoxe Suche nach Selbstbestimmung. In: Wagner, G./Hessinger, P. (Hrsg.): Ein neuer Geist des Kapitalismus? Paradoxien und Ambivalenzen der Netzwerkökonomie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 257-277.

- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, W. (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett, S. 363-393.
- Jürgens, Kerstin (2006): Arbeits- und Lebenskraft: Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung. Wiesbaden: VS Verlag.
- McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Wiesbaden: VS Verlag.
- Moser, Vera/Pinhard, Inga (Hrsg.) (2010): Care: Wer sorgt für wen? Jahrbuch für Frauen und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Bd. 6. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Moser, Vera/Rendtorff, Barbara (Hrsg.) (2012): Riskante Leben? Geschlechterordnungen in der reflexiven Moderne. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Bd. 8. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 27-44.
- Soiland, Tove (2011): Zum problematischen Cultural Turn in der Geschlechterforschung. In: Casale, R./Forster, E. (Hrsg.): Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft., Bd 7. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 17-32.
- Voß, Günter/Pongratz, Hans J. (1998): „Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?“. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50, S. 131-158.
- Wagner, Gabriele (2007): Ein neuer Geist des Kapitalismus? Paradoxien der Selbstverantwortung. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 32, S. 3-24.

Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen

Katharina Walgenbach

Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen

Historisch gesehen sind Geschlechterverhältnisse *immer* im Wandel. Warum wird in diesem Artikel also die Frage gestellt, ob sich Geschlecht in einem gesellschaftlichen Transformationsprozess befindet? Haben wir es heute in Europa tatsächlich mit elementaren ökonomischen, sozialen und kulturellen Transformationen zu tun, wie sie z.B. Karin Hausen in ihrem einflussreichen Artikel „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“ für das 18. und 19. Jahrhundert herausgearbeitet hat? (vgl. Hausen 1976).

Seit der Jahrtausendwende häufen sich die Gesellschaftsdiagnosen, die von einer Grenzverschiebung zwischen den – in der europäischen Moderne – getrennt gedachten Sphären Öffentlichkeit und Privatheit ausgehen (vgl. Sennet 2000; Jürgens 2006; Boltanski/Chiapello 2006). In der Konsequenz wird in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften gegenwärtig diskutiert, ob wir es mit einer Neuordnung von Ökonomie, Staat und Gesellschaft zu tun haben (vgl. Sauer 2001; Fraser 2009; Casale 2012). Die zentrale Frage lautet hier demnach, ob diese Entwicklungsdynamiken auch mit einer Transformation von Geschlechterverhältnissen einhergehen bzw. durch sie entscheidend organisiert werden.¹

Bereits im Jahr 1997 formulierten Eva Kreisky und Brigit Sauer in ihrer Einleitung zu einem Sonderheft zum Thema *Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation*:

Wir sind Zeugen einer zugegebenermaßen markanten sozialen, ökonomischen und politischen Veränderungskonstellation. Epochen können allerdings immer erst ex post als solche fixiert und wahrgenommen werden. Mithin sind auch historische Übergänge von einer überkommenden in eine andere, neue Konfiguration gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse im Moment der Transformation nur schwer konstatierbar. Der Prozess der Geschichte vermittelt sich uns als mittel- bis längerfristige, umfassende Bewegung von dialektischer Qualität, die bestimmt wird durch einen zeitlich, örtlich und kulturell variablen Spannungsbogen aus Elementen der Bewahrung und Veränderung von Verhältnissen. Welche Kraft in diesem sich unaufhörlich verschiebenden Parallelogramm als die einflussreichere, nachhaltigere und letztlich auch „signierende“ wirken wird, darüber können wir im nur flüchtig faßbaren Augenblick des historischen Geschehens lediglich vage Vorahnungen äußern (Kreisky/Sauer 1997: 43).

Mit aller gebotener Vorsicht geht dieser Beitrag demnach einer Reihe von Entwicklungstrends nach, die auf eine Transformation von Geschlechterverhältnissen hinweisen. Dabei muss der Geltungsbereich der folgenden Überlegungen zunächst auf (West-)Europa eingeschränkt werden, wobei dies

1 Ich danke Rita Casale für ihren entscheidenden Einfluss auf die Entstehung dieses Artikels.

in Zeiten der Globalisierung mit analytischen Verkürzungen einhergeht. Zukünftig müsste die Debatte zur Transformation von Geschlechterverhältnissen zudem stärker intersektional durchgearbeitet werden. Schließlich ist mit Simplifizierungen zu rechnen, die alle Untersuchungen riskieren, die Aussagen über Entwicklungstrends im Horizont einer *longue durée* treffen.

1. Geschlechterverhältnisse in der europäischen Moderne

Für Karin Hausen ging der Wandel der ‚Aussagesysteme‘ über Geschlecht bzw. Geschlechtercharaktere im 18. Jahrhundert mit ökonomischen, sozialen und kulturellen Transformationsprozessen einher, durch die Geschlechterverhältnisse nicht allein neu geordnet wurden, sondern auch zur Etablierung neuer gesellschaftlicher Ordnungsmuster beitrugen. Die von Hausen angeführten Entwicklungstrends können hier nur in Stichworten angeführt werden:

a) der ökonomische Wandel vom Feudalismus zum Industriekapitalismus, b) die sukzessive Aufhebung der agrarischen Wirtschaftsform des ‚Ganzen Hauses‘ zugunsten einer geschlechtlich codierten Trennung von Produktion und Reproduktion, c) politische, soziale und kulturelle Transformationen durch die Französische Revolution, die Herausbildung eines Bürgertums sowie das Ideal eines autonomen Subjekts, d) die Übertragung vertragsrechtlicher Prinzipien auf die Ehe, welche die Geschlechterhierarchie unter einen neuen Legitimationszwang setzte, e) der Wandel der Definition von Ehe als Bündnis von Frau und Mann zum Zweck des Wirtschaftens, der Kinderaufzucht und der Religionsausübung hin zur Idee der romantischen Liebe, f) die Herausbildung des Leitbildes der bürgerlichen Familie, das zunehmend auch für untere Schichten eine Orientierungsfunktion übernahm, gleichwohl es ökonomisch nicht immer erreichbar war, g) die Französische Revolution mit ihrem Gleichheitsversprechen, die Fragen der Geschlechtergleichheit provozierte.

Im Feudalismus war Geschlecht noch kein Wesensmerkmal, so Hausen, sondern eine soziale Position, die allenfalls mit bestimmten Tugenden verbunden wurde. Im Zedler Lexikon von 1735 heißt es noch: „Frau oder Weib ist eine verhehlte Person, so ihres Mannes Willen und Befehl unterworfen, die Haushaltung führet, und in selbiger ihrem Gesinde vorgesetzt ist“ (Zedler 1735; zitiert nach Hausen 1976: 370). Diskursiv wurde die Geschlechterhierarchie im Feudalismus primär über die ‚göttliche Ordnung‘ bzw. Kirche und Hausväterliteratur abgesichert. Erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts identi-

fiziert Hausen einen Wechsel des ‚Aussagesystems‘, welches sich im 19. Jahrhundert verfestigt und erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts graduell an Überzeugungskraft verliert.

Geschlecht wird nun nicht mehr über die soziale Position bzw. Stand definiert, sondern als ‚Wesensmerkmal‘ präsentiert und mit bestimmten ‚Charaktereigenschaften‘ verbunden: Der Mann steht in diesem modernen Repräsentationssystem für Aktivität, Rationalität, Öffentlichkeit und Durchsetzungsvermögen und die Frau für Passivität, Emotionalität, Häuslichkeit und Empfänglichkeit (vgl. Hausen 1976: 368). Hinzuzufügen ist, dass solche Geschlechterzuschreibungen zwar universal formuliert wurden, allerdings nicht für *alle* Männer und Frauen galten. Dies zeigen bspw. Forschungen über Geschlechterkonstruktionen und Kolonialismus (vgl. Sinha 1987; Walgenbach 2005). Des Weiteren wurden manchen Frauen und Männern mit Behinderungen der Status eines ‚Geschlechtswesens‘ generell abgesprochen (Boll et al. 1985: 8). In diesem Sinne weist auch Hausen darauf hin, dass sich das Aussagesystem der ‚Geschlechtscharaktere‘ für Arbeiterinnen oder andere Nationen durchaus unterschiedlich darstellt (vgl. Hausen 1976: 383 u. 393).

In Europa wird die Idee von Geschlecht ab dem 18. Jahrhundert durch ein Konglomerat aus Biologie, Bestimmung und Charaktereigenschaften abgestützt. Die behaupteten Unterschiede zwischen den Geschlechtern wurden als ‚naturgegeben‘ präsentiert und somit in das Innerste des Individuums verlegt (vgl. Hausen 1976: 367). An der gesellschaftlichen Etablierung bzw. Erfindung der neuen ‚Geschlechtscharaktere‘ waren vor allem die Humanwissenschaften beteiligt. Für die Pädagogik lässt sich z.B. auf Rousseaus Werk „Emile oder Über die Erziehung“ (1762) verweisen, in dem er von differenten Erziehungs- und Lebensentwürfen der Geschlechter ausgeht.

Im Sinne der Aufklärung wurde zwar angenommen, dass die Frau als Gattungswesen als gleich anzusehen sei, allerdings aufgrund ihrer vorgeblich ‚biologischen Natur‘ eine besondere Bestimmung habe (Steinbrügge 1992). Derartige Argumentationsmanöver wurden notwendig, da man legitimieren musste, warum die Ideale der Französischen Revolution bzw. Aufklärung nicht für alle gelten sollten. Vergleichbare biologistische Argumentationsmuster fanden sich weltweit somit auch in Bezug auf angebliche Ungleichheiten zwischen ‚Rassen‘ (Jacobsen 1999; Hall 1992). Materielle Folgen hatten solche Diskurse, wenn es z.B. um den Zugang zu höherer Bildung ging oder um die Ausübung des staatsbürgerlichen Wahlrechts.

In diesem Sinne kritisiert Carol Pateman, dass Gesellschaftsvertragstheorien im Zeitalter der Aufklärung (z.B. von Hobbes, Locke oder Rousseau) zwar universal formuliert wurden, allerdings faktisch Frauen systematisch aus der öffentlichen Sphäre ausschlossen. Dem Gesellschaftsvertrag liegt somit ein ‚Geschlechtervertrag‘ zugrunde, so Pateman, der die privaten Beziehungen in Form der Subordination von Frauen regelt: „The social contract is a story of freedom; the sexual contract is a story of subjection“ (Pateman 1988: 2).

Allerdings hatte die Polarisierung der Geschlechtscharaktere ab dem 18. Jahrhundert nach Hausen noch andere Funktionen. Die Komplementarität von Männern und Frauen sollte nämlich das Menschheitsideal einer ‚harmonischen Persönlichkeit‘ absichern. Nur Männer und Frauen zusammen vermögen demnach die Summe menschlicher Fähigkeiten und Bedürfnisse zu realisieren. Allein in der Ergänzung der Geschlechter lag das Potenzial zur höheren Humanität (vgl. Hausen 1976: 377-378). Darüber hinaus wurde auch die Familie als Refugium des Individuums imaginiert, in der es sich dem feindlichen Zugriff der Gesellschaft entziehen konnte. Für Hausen war diese Entwicklung ebenfalls ein Ausdruck davon, dass dem Ideal der autonomen, harmonisch entfalteten Persönlichkeit immer mehr der Wirklichkeitsgehalt entzogen wurde (vgl. ebd.: 380-381).

Derartige Geschlechtervorstellungen halfen aber auch, die Gesellschaft selbst neu zu ordnen. Für Wilhelm von Humboldt bildete die Idee der Komplementarität der Geschlechter den Legitimationsrahmen, Staat und Familie als getrennte Sphären zu konzeptualisieren. Wie Rita Casale herausarbeitet, ist die Moralisierung des Geschlechts ein wesentlicher Bestandteil seiner liberalen Staatstheorie (vgl. Casale 2012: 132). Auch seine Unterscheidung zwischen Erziehung und Bildung folgt einer geschlechtlich codierten Dichotomie: Während Bildung eine Staatsangelegenheit sei, da sie einen liberalen Staat garantiert, sollte sich der Staat in Erziehungsangelegenheiten nicht einmischen. Nach Humboldt sollte Erziehung nicht von Gesetzen, sondern von Sitten reguliert werden. Letztere wiederum verortet er in die private Sphäre und sieht die Frauen als deren Wächterinnen an (vgl. Humboldt 1872/2002: 80).

2. Neuordnung von Ökonomie, Staat und Privatsphäre

Nach Nancy Fraser befinden wir uns aktuell am Übergang zu einer neuen Kapitalismusform, die sie als postfordistisch, transnational und neoliberal charakterisiert (Fraser 2009: 44). Im Vergleich zu Karin Hausen sind die aktuellen ökonomischen, politischen und sozialen Transformationsprozesse sicherlich nicht vergleichbar mit dem Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus, die von Fraser genannten Merkmale weisen allerdings auf einen Formen- bzw. Gestaltwandel des Kapitalismus hin. Für das vorliegende Erkenntnisinteresse stellt sich die Frage, inwiefern damit auch Geschlechterverhältnisse neu geordnet werden bzw. zu einer Neuordnung von Ökonomie, Staat und Privatsphäre beitragen. In diesem Abschnitt soll deshalb untersucht werden, wie sich in diesen sozialen Feldern neue gesellschaftliche Konstellationen herausbilden, welche die von Hausen beschriebene Trennung zwischen

Öffentlichkeit und Privatheit herausfordern. Dazu erscheint es zunächst notwendig, die von Fraser genannten gesellschaftlichen Charakteristika vertieft zu klären.

Die Gesellschaftsform und Produktionsweise des Postfordismus ist ohne sein Pendant den Fordismus nicht zu verstehen, obwohl eine dichotome Gegenüberstellung zum einen Gleichzeitigkeiten ignoriert und zum anderen Verkürzungen bzw. Simplifizierungen riskiert.² Für die Entfaltung der These einer Neuordnung westeuropäischer Geschlechterregime erscheint die Gegenüberstellung Fordismus/Postfordismus dennoch erst einmal hilfreich.

Unter Fordismus lässt sich zunächst die Produktionsweise verstehen, die der US-amerikanische Industrielle Henry Ford Anfang des 20. Jahrhunderts in seinen Automobilfabriken einführte. Die hier praktizierte, hochgradig spezialisierte Arbeitsteilung (Taylorismus) war für westliche Industrieländer bis in die 1970er Jahre prägend. Die neue Arbeitsform der Fließbandproduktion basierte auf einer minutiösen Zergliederung der Arbeitsabläufe und deren ständigen Optimierung. Die Arbeitsorganisation von Produktion, Entwicklung und Vertrieb war streng hierarchisiert. Die hohe Standardisierung der Fertigungsverfahren erlaubte somit neue Formen der Massenproduktion, Massenbeschäftigung und des Massenkonsums (Gramsci 1934/1999).

Der Fordismus steht allerdings nicht allein für eine ökonomische Produktionsweise, er ging in den westlichen Ländern auch mit dem Ausbau eines Wohlfahrtsstaats, der staatlichen Steuerung von Wachstum, Einkommen und Beschäftigung, der Konfliktpartnerschaft zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeber_innen (Korporatismus) und einer keynesianistischen Wirtschafts- und Sozialpolitik einher (vgl. Hirsch/Roth 1986). Es waren allerdings primär männliche Normalarbeitsverhältnisse, Lebensformen und Interessen, welche durch diese Entwicklungen privilegiert wurden.

Relativ hohe Löhne im Fordismus, die auch auf Erfolge der Gewerkschaften zurückzuführen sind, ermöglichten die Etablierung des so genannten ‚männlichen Ernährermodells‘, welches zuvor lediglich bürgerlichen Familien vorbehalten war. Darüber hinaus wurden Frauen durch ein Sozialstaatsmodell benachteiligt, das sich an dem *male breadwinner – female caretaker model* orientierte (vgl. Lewis/Ostner 1994). Auch die heterosexuelle Kleinfamilie wurde im Fordismus durch sozialstaatliche Regulationen abgesichert. Für Frauen, die weiterhin erwerbstätig waren, blieb der Arbeitsmarkt zudem geschlechtlich segregiert. Darüber hinaus blieb Reproduktionsarbeit ‚Liebesarbeit‘, während weibliche Erwerbsarbeit zum ‚Zuverdienst‘ degra-

2 So lassen sich auch im Postfordismus Prozesse der (Re-)Taylorisierung identifizieren, wie bspw. die Studie von Matuschek et al. zeigt. Am Beispiel von Call Centern entwickeln die Autoren den Begriff der ‚Subjektivierten Taylorisierung‘ (vgl. Matuschek/Kleemann/Voß 2008).

diert wurde. Die Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit war somit ein zentrales Merkmal des fordistischen Genderregimes (vgl. Young 1998).³

Der Begriff Postfordismus soll hingegen auf eine Krise des Fordismus ab den 1970er Jahren verweisen (vgl. Hirsch/Roth 1986). Wobei kontrovers diskutiert wird, ob sich aus der Krise heraus bereits ein neues post-fordistisches Produktionsmodell entwickelt hat (vgl. Kratzer/Sauer 2003; Dörre 2003). Ökonomisch wird der Postfordismus mit einer zunehmenden Unterordnung der Produktions- unter die Marktökonomie in Verbindung gebracht. Als Ursache dafür werden z.B. eine nachlassende Wachstums- und Investitionsdynamik, die zunehmende Pluralisierung von Lebensformen, ein verändertes Konsumverhalten, die entstehende Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft sowie eine zunehmende globale Wettbewerbsorientierung identifiziert (vgl. Lipietz 1985; Priore/Sabel 1985; Hirsch/Roth 1986).

Die neu entstehenden postfordistischen Formen der Produktion und Arbeitsorganisation lassen sich erneut anhand der Automobilindustrie illustrieren. Als Toyotismus wird heute eine Produktionsform bezeichnet, die sich durch *lean production* und *lean management* auszeichnet (vgl. Ohno 1988). Dazu gehört z.B. die Angleichung der Produktionsform an flexible Marktbedingungen (*just-in-time-production*), Dezentralisierung, Teamarbeit, flache Hierarchien, offene Kommunikationsformen, flexible Spezialisierung, Entbürokratisierung und eine hohe Sockelarbeitslosigkeit (vgl. Womack/Jones/Ross 1990).

Neuere Gesellschaftsanalysen des Postfordismus verweisen zudem auf ein Auseinandertreten der Finanz- und Realwirtschaft seit den 1990er Jahren (vgl. Aulenbacher 2007). Es wird eine ‚Radikalisierung der Vermarktlichung‘ diagnostiziert:

Mit seiner Internalisierung wird der Markt in seiner Kontingenz und Dynamik zum Strukturierungsmoment der betrieblichen Organisation. Umgekehrt wird im Zuge dieser Prozesse jedoch auch der Markt selbst organisatorisch gestaltet. Marktprozesse werden instrumentalisiert und inszeniert, die Unbestimmtheit und Dynamik des Marktes wird auf diese Weise strategisch genutzt (Sauer 2007: 206).

Die Logik der Finanzmärkte würde heute sowohl die Ökonomie als auch die Gesellschaft strukturieren (vgl. Dörre 2003; Windolf 2005). Dazu gehört auch, dass ehemals personale Herrschaftsformen in einen ‚Sachzwang des Marktes‘ transformiert werden (Moldaschl/Sauer 2000: 212). Manche Autor_innen sprechen in diesem Zusammenhang auch von einem ‚Turbokapitalismus‘, um auf die zunehmend ungleiche Verteilung von Reichtum und Armut sowie die Zerstörung von Naturressourcen aufmerksam zu machen (vgl. Altwater/Haug/Negt et al. 1997).

3 Eine andere Entwicklung der Geschlechterverhältnisse lässt sich im Staatssozialismus nachzeichnen. Hier kam es zu eigenen Konstellationen zwischen Normalarbeitsverhältnis, Doppelversorgermodell, Kleinfamilie und Versorgungsstaat (vgl. Nickel 1995; Dölling 2003).

Auch der Postfordismus kann nicht auf eine ökonomische Produktionsweise reduziert werden. Der gesellschaftliche Gestaltwandel zeigt sich z.B. in der Verschiebung von einem fordistischen Wohlfahrtsstaat hin zu einem ‚nationalen Wettbewerbsstaat‘ (vgl. Hirsch 1995). Nach innen hin bedeutet dies einen Paradigmenwechsel vom ‚fürsorgenden‘ zum ‚aktivierenden Staat‘ (vgl. Dingeldey 2011). Nach außen hin sichert der neoliberale Wettbewerbsstaat die Konkurrenzfähigkeit des ‚nationalen Wirtschaftsstandorts‘ auf dem Weltmarkt ab (vgl. Hirsch 2002). Politisch bedeutet der Postfordismus schließlich einen Bedeutungsverlust des Keynesianismus und die zunehmende Hegemonie einer neoliberalen Wirtschafts- und Sozialpolitik. Wobei die hier beschriebenen Entwicklungsdynamiken stets umkämpft sind, wozu nicht zuletzt eine gesellschaftliche Ernüchterung durch die Finanzkrise beigetragen hat.

Die sozialen Felder Ökonomie, Staat, Politik und Zivilgesellschaft stehen demnach in einem interdependenten Verhältnis zueinander und bilden neue gesellschaftliche Konstellationen heraus. Als transformierende Kraft muss hier zudem der Neoliberalismus in die Untersuchung einer Neuordnung von Staat, Ökonomie und Privatsphäre einbezogen werden. Historisch lässt sich der Neoliberalismus als Wirtschafts- und Gesellschaftstheorie auf die 1930er Jahre zurückführen und in verschiedene geistige Schulen ausdifferenzieren (Wiener Schule, Chicago School, Freiburger Schule). Die Grundidee des Neoliberalismus basiert darauf, dass alles dem Gesetz des Wettbewerbs bzw. Marktes unterworfen werden soll oder kann. Zu seinen ökonomischen Instrumenten gehört eine umfassende Deregulierung der Wirtschafts- und Sozialordnung, die (Teil-)Privatisierung von staatlichen Gütern und Dienstleistungen, Steuersenkungen, Reduzierung der Staatsausgaben sowie eine marktgerechte Lohnpolitik (vgl. Ptak 2004).

Politisch setzt das neoliberale Projekt auf einen Abbau des Wohlfahrtsstaates, der als Wachstumsbremse und Hemmnis individueller Leistungsbereitschaft diskreditiert wird. Stattdessen verfolgt der Neoliberalismus die Idee eines ‚schlanken Staates‘. Interessanterweise waren es in Deutschland und Großbritannien jeweils sozialdemokratische Regierungen, die dem Paradigmenwechsel von *Welfare to Workfare* zum politischen Durchbruch verhalfen (Schröder/Blair 1999). Der Staat soll auch in Wirtschaftsprozesse möglichst wenig eingreifen, so eine weitere Prämisse des Neoliberalismus, da sie sich von selbst harmonisch entwickeln würden. Das Verhältnis des Neoliberalismus gegenüber der parlamentarischen Demokratie ist demnach durch Skepsis, wenn nicht gar Ablehnung geprägt (vgl. Ptak 2002).

Im Bildungsbereich zeigt sich die Einführung neoliberaler Wettbewerbslogiken bspw. in der Aufforderung an Bildungsinstitutionen, sich mit eigenen Profilen auf dem Bildungsmarkt zu präsentieren und in Konkurrenz zueinander zu treten. Des Weiteren sollen Rankings und kontinuierliche Evaluationsverfahren dazu dienen, sich stetig im Vergleich mit anderen Bildungsinstitutionen zu optimieren. Dies hat auch Konsequenzen für die Ge-

schlechterforschung an deutschen Hochschulen, die sich wie andere Geistes- und Sozialwissenschaften dem Anspruch von Verwertbarkeit ihres Wissens ausgesetzt sieht. Beobachtet werden von der Geschlechterforschung dabei Tendenzen zu einer Retraditionalisierung der Fächer an den Hochschulen. Das heißt eine Orientierung auf den vermeintlichen Kern der Fächer, der zumeist nicht mit Frauen- und Geschlechterforschung in Verbindung gebracht wird. Aus dieser Perspektive muss auch die traditionell interdisziplinäre Perspektive der Geschlechterforschung als kontraproduktiv erscheinen (vgl. Kahlert 2007).

Erneut muss allerdings konstatiert werden, dass sich die aktuellen Transformationsprozesse nicht einseitig nachzeichnen lassen. Im Bildungsbereich gibt es bspw. eine ausgeprägte Kritik an der Ökonomisierung des Sozialen; in den letzten Jahren wurden die Studiengebühren in fast allen Bundesländern wieder zurückgenommen und das *CHE* Hochschul-Ranking wird gegenwärtig von mehreren Fächern boykottiert (wobei hier sehr unterschiedliche Gründe ausschlaggebend sind). Elemente des *Bewahrens*, manchmal sogar des Widerstands, sind demnach ebenso wichtig wie die der *Transformation*, wenn es um die Analyse gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse geht.

Wichtig zum Verständnis aktueller Transformationsprozesse sind schließlich neue Formen der Transnationalisierung bzw. neoliberalen Globalisierung. Als gravierende historische Zäsur ist hier der Zusammenbruch der realsozialistischen Gesellschaftssysteme zu nennen, der eine globale Öffnung der Wirtschaftsräume ermöglichte (vgl. Aulenbacher 2007: 45). Transnationalisierung meint dabei, dass die Märkte sich der staatlichen Regulierung möglichst weitgehend entziehen, um ungestört global operieren zu können (vgl. Fraser 2009: 54). Denn während sich Teile der Ökonomie globalisieren, bildet sich auf der Ebene der Politik kein globaler Staat heraus, vielmehr entstehen auf transnationaler Ebene flexiblere, aber auch labilere institutionelle Strukturierungen (vgl. Wissel 2007).

Für Brigitte Young können wir deshalb aktuell keineswegs von einer ‚homogenen Weltgemeinschaft‘ ausgehen: „Globalisierung meint demgegenüber den widersprüchlichen Prozeß der Herauslösung (Entbettung) ökonomischer und finanzieller Mechanismen aus national-staatlichen sozialen und politischen Bindungen einerseits und der Entstehung von neuen globalen horizontal-netzwerkförmigen Steuerungssystemen andererseits“ (Young 1998: 181). Nach Young existieren internationale Handels- und Finanzströme zwar seit Jahrhunderten, die neue Qualität aber ist, dass die nationalstaatlichen Akteure in den Feldern Ökonomie und Politik nun der Handlungslogik und den Wettbewerbsbedingungen der globalen Konkurrenz ausgesetzt sind (ebd.). Auch eine neoliberale Bildungspolitik wird heute nicht mehr allein von nationalen Parteien betrieben, sondern von supranationalen Zusammenschlüssen wie der *OECD*, von Unternehmensberatern wie z.B. *McKinsey* oder privaten Organisationen wie der *Bertelsmann Stiftung* (vgl. Borst 2007; Höhne/Schreck 2009).

Postfordismus, Neoliberalismus und Transnationalisierung bringen aber auch neue Formen der Subjektivierung hervor, zu denen Fraser sich nicht dezidiert äußert. Dazu gehören bspw. die neoliberalen Figuren des ‚unternehmerischen Selbst‘ (vgl. Bröckling 2007) oder ‚Arbeitskraftunternehmers‘ (vgl. Pongratz/Voß 2003). Um diesen Typus durch ‚indirekte Steuerung‘ zu erzeugen, werden den Beschäftigten nur noch Rahmenbedingungen genannt sowie Zielvorgaben gesetzt, während ihnen die konkrete Bearbeitung der Arbeitsaufgabe selbst überlassen wird. Des Weiteren führt die ‚Implementierung von Unsicherheit‘ als wirtschaftliches, politisches und kulturelles Prinzip zu Leistungssteuerung und unternehmerischem Handeln der Beschäftigten (vgl. Hardering 2010: 44).

Folglich werden aktuelle Transformationsprozesse auch mit Gesellschaftsdiagnosen umschrieben wie ‚Subjektivierung von Arbeit‘ oder ‚Entgrenzung von Arbeit‘. Die neuen Arbeitsformen führen dazu, dass die Bereiche ‚Arbeit‘ und ‚Leben‘ zumindest in bestimmten Branchen bzw. Beschäftigungsverhältnissen eine zeitliche bzw. räumliche Flexibilisierung erfahren (vgl. Pongratz/Voß 2003; Jürgens 2006). Die von Karin Hausen herausgearbeitete Trennung zwischen Öffentlichkeit versus Privatheit erodiert somit zunehmend in diesen Bereichen. Das neoliberale Projekt zielt auf die Erweiterung seines Geltungsbereichs bis in die privaten Lebenswelten hinein. Das Private ist nicht länger nur politisch, so resümiert Nina Power, es ist durch und durch ökonomisch (vgl. Power 2011: 42).

Für die Subjektebene bedeutet dies, dass Eigenverantwortung und Selbstmanagement zentrale Prinzipien marktgerechter Selbstregulation darstellen (vgl. Bröckling 2007; Michalitsch 2008). Dies gilt zum einen für die neuen Arbeitsformen, die mit Versprechungen von Selbstverwirklichung, Zeitsouveränität und Selbstbestimmung einhergehen (vgl. Geissler 2008), wobei diese Versprechungen stets von Selbstausbeutungsrisiken begleitet sind (vgl. Wagner 2007). Zum anderen wird die Marktlogik aber auch in das Individuum selbst verlagert. Zum Beispiel wenn die Subjekte angerufen werden, sich als eigenes Produkt zu vermarkten. Diese Aufforderung gilt zu jeder Zeit, da die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit verstärkt oszillieren (vgl. Michalitsch 2006: 90-96).

Der Einzelne ist damit auch zur Flexibilisierung seiner Identität aufgerufen, so Rosemarie Ortner. Angesichts prekärer Arbeits- und Lebensbedingungen kann dies zwar schöpferische Kräfte freisetzen, es kann allerdings auch eine Existenzbedrohung darstellen, wenn das Subjekt mangelnde Fitness oder Passungsvermögen aufweist (vgl. Ortner 2007: 29 u. 36). Prekarisierung, gesellschaftliche Polarisierung und schwindende Planbarkeit des eigenen Lebensentwurfs stellen heute viele Individuen vor Zerreißproben (vgl. Candeias 2008: 307).

Als Zwischenbilanz lässt sich festhalten, dass aktuelle Transformationsprozesse von Ökonomie, Staat und Gesellschaft auf Grenzverschiebungen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit verweisen. Wie Karin Hausens

historische Studien gezeigt haben, ist die Trennung von Öffentlichkeit versus Privatheit, von Produktion versus Reproduktion, von Arbeit versus Leben aber fundamental für die Geschlechterordnung in der Moderne. Was bedeuten die oben beschriebenen gesellschaftlichen Grenzverschiebungen demnach für die Geschlechterverhältnisse in Europa?

3. Geschlechterverhältnisse im Transformationsprozess

Nach Fraser ist es eine besondere „List der Geschichte“, dass die kulturellen Erfolge der Neuen Frauenbewegungen zur Legitimation des strukturellen Umbaus der kapitalistischen Gesellschaft instrumentalisiert wurden (vgl. Fraser 2009). Das neoliberale Geschlechterregime nimmt die Diskurse des Feminismus scheinbar auf, doch werden diese in die eigene Logik eingespeist: Freiheit von patriarchaler Kontrolle, Selbstbestimmung, Empowerment und Unabhängigkeit werden in der neoliberalen Wettbewerbslogik zu Flexibilität, Mobilität, individueller Eigenverantwortung, Selbstausbeutung, Leistungsorientierung sowie Abbau von wohlfahrtsstaatlicher Unterstützung. Auf diese Weise erfahren feministische Diskurse zwar eine Anerkennung, aber auch einen Bedeutungswandel.

Wie Fraser anmerkt, fanden feministische Ideen im Kontext der neoliberalen Restrukturierung der Gesellschaft plötzlich eine unerwartet große Anhängerschaft in sehr unterschiedlichen politischen Lagern (ebd.: 50). Global strömten Frauen auf die Arbeitsmärkte, wodurch dem Ideal des Familienlohns nachhaltig der Boden entzogen wurde. Für Fraser hat der neoliberale Kapitalismus „ebenso viel mit Walmart, *maquiladoras* und Mikrokredit zu tun wie mit Silicon Valley und Google“ (ebd.: 52). Der neoliberale Kapitalismus integriert somit Frauen mit unterschiedlichem Bildungsstatus, Einkommen, Familienstatus oder Nationalität auf unterschiedliche Weise in den Erwerbsmarkt.

In der Geschlechterforschung wird gegenwärtig ein Paradigmenwechsel vom männlichen Familienernährermodell zum *Adult Worker Model* diskutiert (vgl. Lewis 2001; Annesley 2007). Im Sinne der oben beschriebenen ökonomischen, politischen und sozialen Transformationsprozesse sollen nach diesem normativen Leitbild alle erwerbsfähigen Erwachsenen auch erwerbstätig sein. Sie haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht ihren Lebensunterhalt durch Erwerbsarbeit zu sichern und den Staat zu entlasten. Letztlich, so Cornelia Klinger, entspricht das *Adult Worker Model* fundamental der Logik eines modernen Kapitalismus, dem es von je her um uneingeschränkte Expansion und globale Erschließung von Ressourcen geht (vgl. Klinger 2014: 138).

3.1 Das *Adult Worker Model*

Das *Adult Worker Model* scheint zunächst geschlechtsneutral zu sein, es hat für Frauen und Männer aber unterschiedliche Implikationen und Folgewirkungen. Die Analyse dieser Folgewirkungen müsste zugleich weitere soziale Kategorien wie soziales Milieu, Migration, Behinderung, Generation, Sexualität/Heteronormativität einbeziehen. Für den gegenwärtigen Stand der Forschung steht eine konsequente intersektionale Analyse der Implikationen des *Adult Worker Models* allerdings noch aus.

Wie bereits das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie adressiert auch das *Adult Worker Model* zunächst Frauen aus der Mittelschicht. Denn *de facto*, so Cornelia Klinger, musste die Majorität der Frauen bisher einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Allerdings habe die doppelte Einbindung in Erwerbs- und Familienarbeit den meisten Frauen der arbeitenden Klassen historisch gesehen weder zu Freiheit noch Wohlstand verholfen. Nach Klinger hat die Frauenbewegung nicht unerheblich dazu beigetragen, der Idee des *Adult Worker Models* in der Mittelschicht zur Akzeptanz zu verhelfen (vgl. Klinger 2014: 139-140).

Junge, hochqualifizierte Frauen avancieren seit einigen Jahren zu wirtschaftspolitischen Hoffnungsträgerinnen, denn sie verfügen im Durchschnitt mittlerweile über ein höheres Bildungsniveau als ihre männlichen Altersgenossen (z.B. Vereinigung der Bayrischen Wirtschaft 2007: 134). *Top Girls* nennt McRobbie die neue weibliche Generation, denen die Tore ins Erwerbsleben und der Konsumkultur weit offen stehen (vgl. McRobbie 2010). Das Interesse an dem so genannten ‚Humankapital‘ dieser Frauengeneration führt in Deutschland seit Anfang der Jahrtausendwende zu Verschiebungen von einer Gleichstellungspolitik zu einer bevölkerungsorientierten Familienpolitik (vgl. Auth 2007).

Der wirtschaftspolitische Hintergrund für das gesteigerte Interesse an weiblicher Erwerbsarbeit ist der demographische Wandel und ein befürchteter Fachkräftemangel. In den EU-27 Ländern lag die Geburtenrate Anfang der 1960er Jahre noch bei 2,64; während sie 2009 bei durchschnittlich 1,6 Kindern pro gebärfähiger Frau liegt. Deutschland gehört in Europa mit einer Quote von 1,36 zu den Ländern mit den niedrigsten Geburtenraten. Unter Statistiker_innen gilt für Industrieländer eine Geburtenrate von 2,1 als erstrebenswert, da sie eine existierende Generation voll ersetzen könne (European Commission 2010: 26).⁴

In den Jahren 1950-1970 blieb der Anteil von Kindern und Jugendlichen unter 20 Jahren in Deutschland noch relativ stabil bei 28-30 %, um dann

4 An dieser Stelle erscheint der Hinweis angebracht, dass ein demographischer Schrumpfungsprozess keineswegs ungünstige Konsequenzen nach sich ziehen muss (vgl. Walgenbach 2011). Einige Autor_innen warnen hier auch vor einer Demographisierung sozialer Probleme (vgl. Barlösius 2007). Wie bereits Karl Mannheim in den 1920er Jahren feststellte, sagt die zahlenmäßige Struktur der Bevölkerung noch nichts über deren gesellschaftliche Dynamik aus (vgl. Mannheim 1928).

kontinuierlich auf gegenwärtig 19 % abzusinken (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2008: 28; Statistisches Bundesamt 2009: 16). Nach der Bevölkerungsvorausberechnung des *Statistischen Bundesamts* wird die Bevölkerungsgruppe der unter 20-Jährigen zwischen 2008-2060 weiter kontinuierlich zurückgehen: 19 % (2008), 17 % (2020), 16,7 % (2030), 15,4 % (2050), 15,6 % (2060) (Statistisches Bundesamt 2009: 16 u. 39). Insgesamt wird sich die Bevölkerungszahl in Deutschland nach diesem statistischen Szenario von derzeit ca. 82 Mio. auf 65 Mio. Einwohner_innen reduzieren.

Vor dem Hintergrund solcher Prognosen hat sich die Europäische Union für 2020 zum Ziel gesetzt, die allgemeine Beschäftigungsquote auf 75 % zu steigern. Vergleichbar mit den 1960er Jahren werden dabei vor allem Frauen als ‚Begabungsreserven‘ identifiziert. Implizit geht es dabei aber nicht allein um die Bewältigung eines demographischen Wandels, sondern ebenfalls darum, Arbeitskraft auf Dauer billig zu halten (vgl. Klinger 2014: 138). Allerdings stellt der Fortschrittsbericht der *European Commission* dazu fest, dass das Ziel ‚*Equal Economic Independence*‘ bisher für Frauen nicht erreicht werden konnte. Insbesondere Migrantinnen müssten in ihrer ‚ökonomischen Unabhängigkeit‘ gestärkt werden (European Commission 2012: 3-5).

Das *Adult Worker Model* transformiert allerdings nicht allein die Arbeits- und Lebensbedingungen von jungen Frauen aus der Mittelschicht. Die Abschaffung des männlichen Ernährersmodells bedeutet nämlich auch, dass eine Person alleine heute häufig nicht mehr eine ganze Familie ernähren kann. Das Doppelverdienermodell geht demnach mit einer Absenkung des Lohnniveaus, einem sinkenden Lebensstandard, steigenden pro Haushalt geleisteten Arbeitsstunden und verschärften Doppelschichten einher. Die feministische Kritik am ‚Familienlohn‘ hat diese Entwicklung sogar noch moralisch abgesichert, so Fraser (vgl. Fraser 2009: 51f.). Hinsichtlich der Entlohnungs- bzw. Prekarisierungspolitik findet hier gewissermaßen eine Feminisierung (bzw. Ethnisierung) von großen Teilen des Arbeitsmarktes statt.

In der Folge sind Frauen und Männer aller sozialen Milieus von der Einführung des *Adult Worker Models* betroffen. Für Alleinerziehende bedeutet die Absenkung des Lohnniveaus sowie die Orientierung an einem individualistischen *Adult Worker Model* eine Verschärfung der Armut trotz Erwerbsarbeit. Mittelschichts-Familien werden zum Doppelverdienermodell gezwungen, wenn sie ihren Lebensstandard reproduzieren wollen. Für Familien mit geringem Einkommen bedeutet dieser Entwicklungstrend, mehrere Jobs bzw. Schichten gleichzeitig anzunehmen. Für Erwerbslose wird der Lebensstandard von einem ‚aktivierenden Sozialstaat‘ so niedrig gehalten, dass sie zum Teil nicht mehr am sozialen bzw. kulturellen Leben teilhaben können. Sie sind die ‚Überflüssigen‘, die außerhalb der neoliberalen Ökonomie platziert werden (vgl. Bude/Willisch 2006).

Das *Adult Worker Model* bedeutet allerdings nicht allein eine Absenkung des Lebensstandards für zunehmend mehr Gesellschaftsmitglieder; es ist zu erwarten, dass es als neues normatives Leitbild auch die Gesellschaft selbst

umstrukturiert. Beispielsweise hat es Konsequenzen für die Transformation von Beziehungs- und Familienstrukturen. Letztlich basiert das Modell auf dem Ideal eines ökonomisch unabhängigen, mobilen, flexiblen, körperlich fitten Individuum. Im Rekurs auf ein solches individualistisches Leitbild muss die Orientierung an einer bürgerlichen Kleinfamilie als Blockade für persönlichen Erfolg und gesellschaftlichen Fortschritt gelten. Für Migrant_innen wiederum könnte das neue individualistische Leitbild bedeuten, dass ein Familiennachzug nicht mehr so selbstverständlich für die deutsche Einwanderungspolitik ist. Schließlich ist es denkbar, dass die normative Orientierung an der vollständigen Integration aller Gesellschaftsmitglieder in den Verwertungszusammenhang zu neuen Spaltungen zwischen Behinderten, Migrant_innen oder Alten führt, da sich nicht alle in ein Leistungskollektiv integrieren lassen.

Nach Cornelia Klinger wird mit dem *Adult Worker Model* im Verbund mit den wissenschaftlich-technischen Innovationen in den *life sciences* und Biotechnologien mehr als nur ‚*economic independence*‘ versprochen:

[...] nämlich die Autonomie des nunmehr endlich geschlechts- und klassenlosen, des alters- und körperlosen Individuums, die Verwirklichung des Traums vom *unencumbered self*, die weitgehende Befreiung von den Bedingungen der Anfänglichkeit und Endlichkeit des Lebens und seiner Fährnisse wie Krankheit oder Behinderung, und das umfasst auch die Befreiung von den zur Lebensbewältigung bislang unerlässlich notwendigen sozialen Netzwerken, in erster Linie von der Familie (Klinger 2014: 144).

3.2 Transformationen von Männlichkeiten

Fordistische Männlichkeitskonstruktionen haben Männlichkeit eng an Beruf und Karriere gebunden. Auf der Subjektebene manifestiert sich dies in fundamentaler Weise in den Lebens- und Identitätsentwürfen von Männern (vgl. Scholz 2004; Meuser 2006). Die Erosion des (männlichen) Normalarbeitsverhältnisses bedeutet gerade für Männer einen Strukturwandel der Erwerbsarbeit. In einem neuen Ausmaß sind sie nun von Prekarität betroffen, während Frauen sich neue Beschäftigungsperspektiven erschließen konnten (vgl. Kohlmoorgen 2004; Aulenbacher 2009; Lengersdorf/Meuser 2010; Meuser 2010).

In der Konsequenz gleichen sich ‚männliche‘ und ‚weibliche‘ Erwerbsverläufe aneinander an, was zu einem Distinktionsverlust für Männer führt (vgl. Meuser 2010: 331). Brigitte Aulenbacher verweist in diesem Zusammenhang auf einen ‚doppelten Privilegienverlust‘, der mit der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses und der Kleinfamilie verbunden ist (vgl. Aulenbacher 2009: 76). Die Rede von der ‚Krise der Männlichkeit‘ sucht die Verantwortung für damit einhergehende männliche Verunsicherungen häufig bei

den Frauen. Beispielsweise wenn die so genannte ‚Bildungskrise der Jungen‘ mit der ‚Feminisierung des Bildungswesens‘ in Verbindung gebracht wird. Solche Debatten sind nicht zuletzt Ausdruck einer männlichen Resouveränisierung (vgl. Forster 2006).

Nach Meuser gefährdet die zunehmende Integration von Frauen in die Erwerbsphäre aus Sicht der Männer auch die homosoziale Interaktionsstruktur ehemaliger beruflicher Männerdomänen (vgl. Meuser 2010: 330). Die Generation der *Top Girls* konkurriert heute – ganz im Sinne der neoliberalen Wettbewerbsorientierung – zunehmend mit um Jobs, Status und Einkommen. Für Meuser deuten sich hier Veränderungsprozesse von homosozial-kompetitiv angelegten Männlichkeitskonstruktionen an (ebd.).

Im Hinblick auf die Transformation von Männlichkeiten muss erneut konstatiert werden, dass eine intersektionale Analyse noch aussteht (vgl. Meuser 2010: 331). Erste Studien zu Männern in prekären Beschäftigungsverhältnissen weisen darauf hin, dass traditionelle Männlichkeitsmuster für Männer aus unteren sozialen Milieus nach wie vor eine zentrale Orientierung darstellen (vgl. Dörre 2007; Kreher 2007). Dies gilt ebenfalls für Männer, die momentan keiner Erwerbsarbeit nachgehen (vgl. Scholz 2004). Offenbar sind traditionell männliche Lebensentwürfe gerade für diejenigen Männer attraktiv, die sie kaum erreichen können (vgl. Bereswill 2007). Allerdings verweisen einige Autor_innen auch auf Neuaushandlungen von Geschlechterarrangements, wenn Frauen bspw. ungeplant zu Familiernährerinnen werden (vgl. Völker 2009).

Auch die Eliten bzw. Repräsentanten hegemonialer Männlichkeit sind von gesellschaftlichen Entgrenzungsprozessen herausgefordert, sie begegnen diesen jedoch mit anderen Ressourcen und Bewältigungskompetenzen. Aufgrund besserer ökonomischer bzw. sozialer Ausgangsbedingungen kann Unsicherheit hier eher aktiv gestaltend bewältigt werden (vgl. Meuser 2010: 332).

Mit Blick auf die neoliberale Globalisierung hat Raewyn Connell auch ihr Konzept der hegemonialen Männlichkeit neu überarbeitet. Für Connell und Wood bildet die *Transnational Business Masculinity* heute eine neue Form hegemonialer Männlichkeit (vgl. Connell/Wood 2005; Connell 2010). Prototyp dieser hegemonialen Männlichkeit sind global agierende Top Manager, deren Orientierungen, Werte und Handlungsmuster auch kompliziertere, untergeordnete und marginalisierte Formen von Männlichkeiten neu zueinander in Relation setzen.

Allerdings verstärken sich auch für Repräsentanten der hegemonialen Männlichkeit die persönlichen Risiken. Zum Beispiel stellt sich die Frage, ob zunächst positiv besetzte Attribute der *Transnational Business Masculinity* wie Flexibilität, Mobilität oder Autonomie auch mit Verlusten einhergehen, da sie z.B. mit engen sozialen (Familien-)Bindungen nicht vereinbar sind.

3.3 Reproduktions- und Sorgearbeit als umkämpftes Geschlechterterrain

Die geschlechtlich codierte Trennung von (unbezahlter) Reproduktion und (bezahlter) Produktion, deren Entstehungsgeschichte Karin Hausen für den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus nachgezeichnet hat, war für viele Frauen schon immer artifiziell (vgl. Becker-Schmidt 1987). Aus diesem Grund muss auch hier die Frage gestellt werden, in welcher Relation die angeführten gesellschaftlichen Entwicklungstrends zu dem Bereich Reproduktion bzw. Care-Arbeit stehen (vgl. Becker-Schmidt 2011; Aulenbacher/Riegraf/Theobald 2014; Aulenbacher/Dammayr 2014; Winker 2015). Wer sorgt für wen? – diese simple Frage umfasst weitreichende soziale, politische und identitätsbezogene Dimensionen (vgl. Moser/Pinhard 2010: 11).

Das neue *Adult Worker Model* scheint keine Sorgeverantwortung für andere zu kennen. Als normatives Leitbild orientiert es sich vielmehr an einem autonomen, fitten und leistungsstarken Individuum, das sich jederzeit zeitlich und räumlich flexibel in den Erwerbsmarkt einbringt. Bei dem männlichen Ernährermodell waren die Sphären Produktion und Reproduktion zwar getrennt, aber in einem komplementären Verhältnis aufeinander verwiesen; das *Adult Worker Model* scheint hingegen von Fragen der sozialen Reproduktion wie Geburt, Krankheit oder Sterblichkeit befreit.

Auch für den Bereich Reproduktions- und Sorgearbeit lassen sich Entwicklungstrends beobachten, die auf eine Neuordnung der Geschlechterverhältnisse verweisen. Zum einen haben die bereits diskutierten Grenzverschiebungen zwischen Produktion und Reproduktion (Stichworte: ‚Entgrenzung von Arbeit und Leben‘, ‚Subjektivierung der Arbeit‘ und ‚neue Landnahmen‘) unmittelbare Auswirkungen auf die Bedingungen der ‚Herstellung von Leben‘ bzw. des ‚Lebens in seiner Gesamtheit‘ (vgl. Klinger 2003: 30). Zum anderen lassen sich neue Aufspaltungen im Bereich der Reproduktions- und Sorgearbeit ausmachen, denn im Sinne einer neoliberalen Logik werden profitable Teile der Care-Arbeit ökonomisiert, kommerzialisiert und kommodifiziert, während vermeintlich unwirtschaftliche Teile der privaten Verantwortung bzw. einem persönlichen Management übergeben werden. Im Folgenden sollen einige Fragen aufgeworfen werden, die mit dieser These verbunden sind.

Im Hinblick auf die Erosion der Trennung von Privatsphäre und Erwerbs-sphäre verweist auch Cornelia Klinger darauf, dass die private Lebenswelt in der Moderne immer auch ein Refugium darstellte, welches der Endlichkeit, Verletzlichkeit und Gebrechlichkeit des Lebens vor den Anforderungen bzw. Zumutungen des Maschinensystems Schutz gewährte und die sozialen Nahbeziehungen von dessen rabiaten Rationalität zumindest partiell entlastete (vgl. Klinger 2014: 139). Vergleichbar konstatiert bell hooks, dass die Familie für Schwarze Frauen und Männer ein Ort der Humanität bzw. des Rückzugs vor rassistischer Verfolgung und Ausbeutung war:

Historically, black women have identified work in the context of family as humanizing labor, work that affirms their identity as women, as human beings sharing love and care, the very gestures of humanity white supremacist ideology claimed black people were incapable of expressing. In contrast to labor done in a caring environment inside the home, labor outside the home was most often seen as stressful, degrading, and dehumanizing (hooks 1984: 133-134).

Auf der anderen Seite hat die sozialtopologische Strukturierung in Privatsphäre und Erwerbssphäre dem kapitalistischen Gesellschaftssystem auch eine *Ungleichheitsrendite* beschert, so Klinger, indem es die erheblichen Kosten der Reproduktionsarbeit externalisiert bzw. an Frauen delegiert hat (vgl. Klinger 2014: 140-141).

Im Rekurs auf die von Hausen herausgearbeitete Geschlechterkomplementarität ergeben sich hier bereits erste Fragen: Was bedeutet es, wenn der ‚Schonraum des Lebens‘ nun ebenfalls einer Ökonomisierung unterworfen wird? Inwiefern ist das Menschheitsideal der ‚harmonischen Persönlichkeit‘ gefährdet, wenn Frauen nicht mehr für Emotionalität, Fürsorge und Humanität zuständig sind? Ist die Festlegung von Mädchen auf ‚weibliche Qualitäten‘ in diesem Zusammenhang auch eine ‚Schutzbemühung‘, die dem Verlust einer wichtigen gesellschaftlichen Qualität entgegenwirken soll? (vgl. Rendtorff in diesem Band). Was passiert, wenn das autonome, rationale, erwerbstätige Individuum kein komplementäres Gegenüber bzw. kein familiales Refugium mehr hat?

Im Hinblick auf aktuelle Tendenzen zu ökonomisch motivierten Aufspaltungen im Bereich der Reproduktions- und Sorgearbeit stellen sich zudem weitere Fragen. Wenn die Sorge für sich und andere profitabel ist, so Aulenbacher und Dammayr, dann wird sie ‚in Wert gesetzt‘, allerdings nicht nach ihrem eigenen Maß, sondern nach Maßgabe ökonomischer Rationalitäten (vgl. Aulenbacher/Dammayr 2014: 67). Gleichzeitig haben verschiedene Autor_innen darauf aufmerksam gemacht, dass personenorientierte Dienstleistungen einer eigenen Logik unterliegen, da Sorge und Pflege auch Zeit, Zuwendung und Wachstumsprozesse erfordern. *Care Work* lässt sich folglich nur bedingt effizienter gestalten oder technisch durchrationalisieren, womit auch die Möglichkeiten zur Produktivitätssteigerung begrenzt sind (vgl. Madörin 2006; Winker 2013; Soiland in diesem Band).

Dies bedeutet allerdings nicht, dass es keine entsprechenden Versuche zur Leistungssteigerung im Care-Sektor gibt. Interessanterweise lässt sich gerade in diesem Bereich ein Trend zur Taylorisierung verzeichnen, der sich z.B. in Arbeitsverdichtung oder minutiöse zeitliche Vorgaben für zu erbringende Leistungen ausdrückt. Darüber hinaus werden die Kosten der Arbeit durch Lohndumping gedrückt, wobei nach wie vor auf die geschlechtlich codierte Abwertung weiblicher Arbeit zurückgegriffen werden kann (vgl. Winker 2013: 125; Chorus 2013; Becker-Schmidt 2011). Zeitnot, niedrige Löhne, Existenzunsicherheit und Erschöpfung prägen gegenwärtig die Arbeits- und Lebensbedingungen von Care-Arbeiter_innen, so Winker (vgl. Winker 2015).

Es stellt sich demnach die Frage, inwiefern Care-Tätigkeiten überhaupt geeignet für eine Ökonomisierung bzw. Kommodifizierung sind? Welche psychischen, physischen und humanitären Kosten gehen mit dieser Ökonomisierung einher und wer trägt diese?

Doch auch der Bereich unbezahlter Reproduktions- und Sorgearbeit bleibt von einer neoliberalen Rhetorik nicht verschont. Mütter werden hier zu ‚Familienmanagerinnen‘, welche die immer dichter werdenden Zeitpläne der Familienmitglieder synchronisieren, sie unterstützen durch ihre eigene Mobilität die außerschulischen Bildungsanstrengungen ihrer Kinder und gleichen die mangelnde Kinderbetreuung durch Improvisationstalent und Flexibilität aus (vgl. Winker 2013: 121). Auch die sogenannte *work-life-balance* ist private Aufgabe bzw. Risiko des (weiblichen) Individuums und liegt weder in gesellschaftlicher noch in betrieblicher Verantwortung. Fragen der ‚Vereinbarkeit‘ von Familie und Beruf werden vielmehr in einer Logik der Machbarkeit verhandelt (vgl. Thon in diesem Band).

Anschlussfähig an ökonomische Management-Rhetoriken begreifen sich heute viele heterosexuelle Paare als *Teams*, die gemeinschaftlich entscheiden, dass die Frau nach der Geburt des Kindes zuhause bleibt. Diese Entscheidung wird allerdings nicht mehr geschlechtsspezifisch begründet, sie erscheint vielmehr ökonomisch rational. Auf der anderen Seite werden dadurch auch alternative Entscheidungsprozesse bzw. Geschlechterarrangements denkbar. Die Diskurse über eine ‚neue Väterlichkeit‘ können in diesen Kontext verortet werden (vgl. Kassner 2008). Die Frage, die sich hier stellt, ist, inwiefern Care-Tätigkeiten im Neoliberalismus unabhängig vom Geschlecht übernommen werden (z.B. Care-Arbeit wird von der Person übernommen, die vorübergehend nicht erwerbstätig ist oder temporär schlechter verdient) oder reproduziert sich die traditionell geschlechtsspezifische bzw. heteronormative Arbeitsteilung?

Erste Studien deuten darauf hin, dass Antworten auf diese Frage weitere Ungleichheitsdimensionen wie Migration oder soziales Milieu einbeziehen müssen (vgl. Lutz 2007). So verweist Gabriele Winker auf vier unterschiedliche Reproduktionsmodelle, mit denen Familien auf Belastungen der Care-Arbeit reagieren: 1) ökonomisiertes Reproduktionsmodell, 2) paarzentriertes Reproduktionsmodell, 3) prekäres Reproduktionsmodell und 4) subsistenzorientiertes Reproduktionsmodell (vgl. Winker 2015: 56-68).

Ökonomisch besser gestellte Familien haben z.B. die Möglichkeit, Care-Konflikte nicht als Paar auszutragen, sondern Care-Tätigkeiten an Haushaltsarbeiter_innen zu delegieren. An dieser Stelle manifestieren sich auch im Privathaushalt Prozesse der Transnationalisierung, denn solche privaten Geschlechterarrangements führen global zu Formen des Care Chains bzw. Care Drains (vgl. Lutz/Palenga-Möllenbeck 2012). Inwiefern machen sich also in der Art und Weise, in der Sorgearbeit gegenwärtig transformiert wird, verschiedene intersektionale Macht- und Herrschaftsverhältnisse bemerkbar? (vgl. Aulenbacher/Dammayr 2014: 68).

Schließlich ist zu erwähnen, dass auch das Verhältnis zwischen Care-Arbeit und Staat einer Transformation unterliegt. Familien-, Pflege- und Sozialpolitik werden gegenwärtig konsequent neoliberal ausgerichtet, so Winker, womit Familienpolitik in Wirtschaftspolitik überführt wird (vgl. Winker 2015: 36-45). Gleichzeitig führt die neoliberale Politik der staatlichen Deregulierung zu einer Reprivatisierung von Care-Work. Damit steigt z.B. die private Verantwortung für kranke und pflegebedürftige Angehörige, die in der Regel ebenfalls von Frauen wahrgenommen wird. Unter den Pflegenden in deutschen Privathaushalten tragen Frauen mit 73 % die Hauptverantwortung (vgl. Cornelißen 2005: 274). Allerdings verfolgen Nationalstaaten gegenwärtig auch unterschiedliche Care-Modelle. So investiert die deutsche Bundesregierung aktuell in staatlich garantierte Kinderbetreuung für erwerbstätige Mütter, wie es u.a. das Tagesbetreuungsausbaugesetz von 2004 vorsieht.

Reproduktions- und Sorgearbeit ist aber ebenfalls ein umkämpftes Terrain. Probleme der Kinderbetreuung, Kritik an einer ‚Pflege in Minutentakt‘ oder Erzieher_innenstreiks verweisen auf mögliche Legitimationskrisen, so Aulenbacher und Dammayr, zumal Care-Fragen das Gemeinwesen und die Individuen aktuell an ihre Grenzen treiben (vgl. Aulenbacher/Dammayr 2014: 73). In dieser kritischen Perspektive wird unter Reproduktion mehr verstanden, als die Revitalisierung der Arbeitsfähigkeit, vielmehr geht es „um die Wiederherstellung von gesellschaftlichen Kreisläufen [...] die das Sozialgefüge insgesamt in Bewegung halten“ (Becker-Schmidt 2011: 10). Gabriele Winker spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer ‚Care-Revolution‘ als Transformationsstrategie, die zeitliche und materielle Ressourcen für Selbstsorge und Sorge für andere konsequent ins Zentrum der Politik stellt (vgl. Winker 2015: 139-178).

3.4 Gleichheitsrhetoriken und Dethematisierung von Geschlechterungleichheit

Gleichwohl die ökonomischen, politischen und sozialen Transformationsprozesse nach wie vor auf Geschlechterungleichheiten verweisen, scheint gerade der jüngeren weiblichen Generation keine Sprache bzw. Artikulationsmöglichkeit zur Verfügung zu stehen, mit der sie die neuen Geschlechterhierarchien kritisieren können. In diesem Zusammenhang verweisen z.B. einige Autor_innen darauf, dass der Fortbestand geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung im neoliberalen Geschlechterregime nicht mehr mit einer Legitimation durch Geschlechterstereotype einhergeht, sondern mit einer Dethematisierung von Geschlechterverhältnissen (vgl. Brodie 2004; Fraser 2009). Tove Soiland sieht gegenwärtig ein schwer durchschaubares Neben-

einander der Intensivierung und Erodierung der Bedeutung von Geschlecht (vgl. Soiland 2011).

Nach Burkhart und Koppetsch verhindert aktuell eine weit verbreitete *Gleichheitsrhetorik* die Thematisierung bestehender Geschlechterungleichheiten. In ihrer empirischen Studie „Die Illusion der Emanzipation“ können sie nachweisen, dass tradierte Geschlechternormen in den meisten sozialen Milieus weitgehend ihre Gültigkeit verloren haben. Indes finden sich bei heterosexuellen Paaren trotz einer Gleichheitsrhetorik nach wie vor traditionelle Formen geschlechtlicher Arbeitsteilungen. Diese werden allerdings nicht mehr als Ungleichheitsverhältnis wahrgenommen. Wenn Frauen z.B. für die Kindererziehung aus dem Berufsleben aussetzen, dann wird dies von den befragten Paaren als Ergebnis individueller bzw. ökonomischer Abwägungen interpretiert (vgl. Koppetsch/Burkhart 1999).

Für McRobbie sind junge Frauen gegenwärtig die neuen Leistungsträgerinnen des kapitalistischen und wohlfahrtsstaatlichen Umbaus. Dafür wird ihnen ein neuer ‚Geschlechtervertrag‘ angeboten: Für die vollständige Integration in den Erwerbsmarkt und die Konsumsphäre verzichten sie auf einen als überholt geltenden Feminismus. Im Gegensatz zu traditionellen Backlash-Debatten, so McRobbie, werden die Erfolge des Feminismus im neoliberalen Geschlechterregime zwar anerkannt, doch seine Inhalte, Protestformen und Utopien werden als unzeitgemäß ausrangiert. McRobbie spricht hier von einer Politik der Desartikulation. Denn gerade durch diese Formen der Anerkennung bzw. Inanspruchnahme würden etwaige Aufrufe zur Erneuerung des Feminismus bereits im Vorfeld diskreditiert. Für McRobbie ist die Dethematisierung von Geschlechterungleichheit demnach ein zentrales Merkmal des neoliberalen Geschlechterregimes (vgl. McRobbie 2010).

Nach Fraser hat es der Feminismus in der neoliberalen Ära mit einem Paradox zu tun. Einerseits erhält zumindest ein Teil der Forderungen der Neuen Frauenbewegungen große Aufmerksamkeit, andererseits erfahren genuin feministische Forderungen in einem veränderten Kontext einen subtilen Wert- und Bedeutungswandel (vgl. Fraser 2009: 54). Wie eine neoliberale Instrumentalisierung bzw. Einspeisung von Diskursen aussehen kann, lässt sich auch am Beispiel der *Queer Theory* nachzeichnen. So macht Engel darauf aufmerksam, dass die Pluralisierung sexueller Subjektivitäten bzw. Lebensformen auch anschlussfähig an neoliberale Diskurse ist, da sich in ihnen Ideen einer freien Gestaltbarkeit des eigenen Lebens, Körpers und Selbst ausdrücken. Queere Subjekte werden auf diese Weise auch zu zivilgesellschaftlichen bzw. konsumkapitalistischen Vorbildern (vgl. Engel 2009).

Die Skandalisierung von Geschlechterhierarchien wird folglich durch etablierte Gleichheitsrhetoriken erschwert. Im neoliberalen Geschlechterregime wird Geschlechterungleichheit dethematisiert bzw. feministische Diskurse werden in neoliberale Logiken eingespeist. Zugespitzt formuliert sollen Frauen auf die Arbeitsmärkte strömen, doch die Belastungen der

geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung sollen sie weder in heterosexuellen Paarbeziehungen noch auf dem Arbeitsmarkt in Frage stellen.

4. Alte Ungleichheiten, neue Spaltungen, partielle Integration

Für die kapitalistische Gesellschaftsform der Moderne, deren Entstehung und diskursive Absicherung Karin Hausen nachzeichnet, war soziale Ungleichheit zwischen Individuen funktional. Hierarchisierungen auf der Basis von Geschlecht, ‚Rasse‘/Nation und Klasse legitimierten ökonomische Ausbeutung, politische Exklusion und Subjektivierungsprozesse. Sie begründeten somit eine moderne Gesellschaftsordnung, organisierten ungleiche Formen der Arbeitsteilung, fungierten als soziale Platzanweiser, steckten Chancen bzw. Möglichkeitsräume ab und beeinflussten Identitätsbildungsprozesse.

Wenn nun das *Adult Worker Model* alle Individuen adressiert, um uneingeschränkt über vorhandene Arbeitskräfte zu verfügen, wenn alle Akteur_innen einer Verwertungslogik unterworfen werden, wenn die Sphärentrennung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit zugunsten kapitalistischer Landnahmen aufgehoben wird, wenn mit einem Diversity-Konzept soziale Zugehörigkeiten für die Profitmaximierung in Wert gesetzt werden, werden soziale Ungleichheiten dann dysfunktional?

Seit der Jahrtausendwende lassen sich verschiedene Initiativen beobachten, die auf einen Abbau von Diskriminierung abzielen. Beispiele dafür sind diverse Richtlinien der Europäischen Union zum Antidiskriminierungsrecht sowie Bildungsprogramme für eine Antidiskriminierungspädagogik. Allerdings zeigt das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz, das 2006 in der BRD implementiert wurde, dass entsprechende antidiskriminierungsrechtliche Maßnahmen primär die Erwerbssphäre adressieren. Gemäß dem *Adult Worker Model* sollen potenzielle Barrieren für den Eintritt in den Arbeitsmarkt entfernt werden. Gleichzeitig werden nur bestimmte Diskriminierungsmerkmale zum Gegenstand politischer Initiativen (im AGG Geschlecht, ethnische Herkunft/‚Rasse‘, Behinderung, Religion/Weltanschauung, sexuelle Identität und Alter) während etwa Schicht bzw. soziales Milieu oder Staatsangehörigkeit von der europäischen Antidiskriminierungspolitik explizit ausgelassen werden (vgl. Hormel 2008: 22).

Einer Verwertungslogik folgend, werden ehemalige Gerechtigkeitsdiskurse heute zudem in wirtschaftliche Humankapitaldiskurse überführt. Zum Beispiel schreibt Familienministerin Kristina Schröder zum Thema Familien mit Migrationshintergrund: „Das hohe Bildungsstreben und den Aufstiegswillen vieler Eltern sollten wir deshalb aufgreifen und unterstützen – nicht nur aus

sozialen Gründen: auch vor dem Hintergrund des wachsenden Fachkräftemangels können wir es uns nicht leisten, auf dieses Potenzial zu verzichten“ (Schröder 2010: 5).

Kritische Diskurse über Bildungsungleichheiten werden heute ökonomisch geführt (vgl. Konsortium Bildungsberichterstattung 2006: 32). Ein Beispiel dafür ist das Jahresgutachten 2007 des Aktionsrats Bildung, in dem die ethische Frage der Bildungsgerechtigkeit zu einer ‚Begabungsgerechtigkeit‘ umdefiniert wird (Vereinigung der Bayrischen Wirtschaft 2007). Aussagekräftig ist auch ein ZEIT-Artikel von Ulrike Meyer-Timpe mit dem Titel: „Teuer bezahlte Sparsamkeit. Die Kinderarmut energisch zu bekämpfen ist nicht allein eine Frage des Mitgefühls, es ist eine ökonomische Notwendigkeit. Deutschlands Zukunft steht auf dem Spiel“ (Meyer-Timpe 2008: 31).

Vergleichbar mit den 1960er Jahren lässt sich gegenwärtig eine erneute Suche nach ‚Begabungsreserven‘ ausmachen, die bei Frauen, Migrant_innen und Kindern aus ‚bildungsfernen‘ Schichten vermutet werden (vgl. Mercator Stiftung 2004; Vereinigung der Bayrischen Wirtschaft 2007: 134; Schröder/Straubhaar 2007: 175). Auch in diesem Kontext finden sich neoliberale Argumentationsmuster wie ‚ungenutzte Potenziale müssen erschlossen werden‘, ‚Entfaltung von Talenten und Begabungen‘, ‚Mobilisierungsreserven‘, ‚Ausschöpfung stiller Reserven‘, oder ‚Investition in Frühförderung zahlt sich langfristig aus‘. Sozial- und Bildungspolitik wird hier als Investment in Wettbewerb und Wachstum gesehen, das der BRD bzw. Europa Vorteile auf einem globalen Markt verschaffen soll.

In dieser neoliberalen Logik findet soziale Integration auf der Basis von Verwertbarkeit und Leistungsfähigkeit statt. In der Folge kommt es im Spätkapitalismus zu einem Abbau von Diskriminierung bei gleichzeitiger Verschärfung von sozialer Ungleichheit. Die Gesellschaftsmitglieder, die sich in die Sphäre der Produktion bzw. Verwertbarkeit eingliedern lassen und den Staat von Transferleistungen entlasten, erfahren eine partielle Integration in ein Privilegiensystem, das zuvor konsequent nach Geschlecht, Sexualität, Ethnizität, sozialem Milieu, (Dis-)Ability unterschieden hat. Für diejenigen, die sich jenseits des Leistungskollektivs platziert sehen, verschärfen sich allerdings die Prozesse sozialer Spaltung. Nicht zuletzt auch deshalb, da ein ‚aktivierender Sozialstaat‘ sich nicht mehr für ihre gesellschaftliche, soziale und kulturelle Integration verantwortlich fühlt.

Auf der politischen Ebene lassen sich solche Spaltungsprozesse aktuell an unterschiedlichen Beispielen illustrieren. Zum Beispiel finden homosexuelle Paare zunehmend gesellschaftliche Anerkennung, sofern sie sich in einer Lebenspartnerschaft vertraglich verpflichten, füreinander aufzukommen und somit den Staat zu entlasten. Erneut lässt sich CDU-Familienministerin Schröder zitieren, die einen Appell von 13 CDU Abgeordneten zur steuerlichen Gleichstellung von Homo-Ehen unterstützte. Gegenüber der Süddeutschen Zeitung sagte sie, der Vorstoß komme „zur rechten Zeit, denn in lesbischen und schwulen Lebenspartnerschaften übernehmen Menschen

dauerhaft Verantwortung füreinander, sie leben damit konservative Werte“ (Schröder zitiert nach Roßmann 2012).

Ein weiteres Beispiel für vertiefte Spaltungsprozesse ist das familienpolitische Instrument des Elterngeldes, welches explizit Frauen und Männer privilegiert, die einer (gut bezahlten) Erwerbsarbeit nachgehen. Während erwerbstätige Frauen und Männer gegenwärtig bis zu 1800,- Euro monatlich an Elterngeld beziehen können, stehen ALG-II Empfänger_innen lediglich 300,- Euro zu. Auch in den aktuellen Debatten zur Zuwanderungspolitik in der BRD werden zunehmend Unterscheidungen zwischen ‚ökonomisch verwertbaren‘ und ‚nicht-verwertbaren‘ Migrant_innen getroffen.

Es hat zwar immer Unterschiede innerhalb der seriellen Kollektive Frauen oder Migrant_innen gegeben, die neue Qualität besteht allerdings in der partiellen Integration nach den Kriterien der Verwertbarkeit. In den neoliberalen Diskursen liegt ein Versprechen, dass das neue normative Leitbild des *Adult Worker* von Geschlecht, Migration oder Sexualität absieht. Auf diese Weise scheint auch Diskriminierung zumindest partiell dysfunktional zu werden. Um diese These weiter zu untersuchen, bedarf es allerdings vor allem intersektionaler Studien.

5. Schluss

Wie Eva Kreisky und Birgit Sauer im Eingangszitat deutlich gemacht haben, ist es eine Herausforderung, Aussagen über eine Transformation von Geschlechterverhältnissen zu machen, wenn man sich sozusagen mitten ‚im Getümmel‘ befindet (vgl. Bourdieu 1993: 41). Elemente des Bewahrens bzw. Widerstandes sind in einer Analyse aktueller Transformationsprozesse ebenso zu berücksichtigen wie Elemente der Veränderung. Der vorliegende Beitrag hat einen Schwerpunkt auf Entwicklungstrends gelegt, die auf mögliche Transformationsprozesse von Geschlecht verweisen. Es wurden demnach Tendenzen herausgearbeitet, die sicherlich nicht alle Arbeits-, Lebens- und Subjektivierungsformen durchdringen, allerdings zunehmend hegemonial werden und somit zumindest eine Orientierungsfunktion bzw. Abgrenzungsfolie herausbilden.

Wie dieser Beitrag deutlich gemacht hat, beeinflussen die aktuell diskutierten Neuordnungen von Ökonomie, Staat und Privatsphäre nicht allein Geschlechterverhältnisse, sie werden durch diese auch entscheidend organisiert. Interessanterweise gehört dazu allerdings auch, dass der neoliberale Kapitalismus auf den ersten Blick kein Geschlecht zu kennen scheint. Das *Adult Worker Model* ist zunächst neutral gegenüber Geschlecht, Migrationshintergrund oder Alter. Es verspricht somit eine von Diskriminierung befreite

Erwerbssphäre. Nicht umsonst sind es vor allem hoch qualifizierte Frauen und Migrant_innen, die in den letzten Jahrzehnten unter persönlichen Einsatz in ihre Bildung investiert haben, die die neuen Leistungsträger_innen des neoliberalen Umbaus sind.

Allerdings wirft die Integration aller Gesellschaftsmitglieder in den ökonomischen Verwertungszusammenhang auch neue Fragen auf: wie transformiert die Demontage des männlichen Ernährermodells die Erwerbssphäre im Hinblick auf die Intersektionalität von Geschlecht, Alter, Sexualität, soziales Milieu, Behinderung oder Migration? Wie verändert das Ideal des *unencumbered self* die Funktion und den Charakter von Familien bzw. sozialen Beziehungen? Inwiefern bleibt Reproduktions- und Sorgearbeit durch den Fokus auf ökonomische Verwertungszusammenhänge nicht doch ein (dethematisiertes) Geschlechterterrain? Inwiefern ist mit diversen Formen des Widerstands zu rechnen, da die neoliberale Landnahme die letzte Substanz menschlichen Lebens bzw. gesellschaftlicher Humanität angreift? Diese Fragen werden nicht allein die Geschlechterforschung in den nächsten Jahren beschäftigen.

Literatur

- Altvater, Elmar/Haug, Frigga/Negt, Oskar et al. (1997): Turbokapitalismus. Gesellschaft im Übergang ins 21. Jahrhundert. Hamburg: VSA-Verlag.
- Annesley, Claire (2007): Lisbon and Social Europe: Towards a European 'Adult Worker Model' Welfare System. In: Journal of European Social Policy 17, 3, S. 195-205.
- Aulenbacher, Brigitte (2007): Vom fordistischen Wohlfahrts- zum neoliberalen Wettbewerbsstaat: Bewegungen im gesellschaftlichen Gefüge und in den Verhältnissen von Klasse, Geschlecht und Ethnie. In: Klinger, C./Knapp, G.-A./Sauer, B. (Hrsg.): Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 42-55.
- Aulenbacher, Brigitte (2009): Die soziale Frage neu gestellt, Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In: Castel, R./Dörre, K. (Hrsg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag, S. 65-80.
- Aulenbacher, Brigitte/Dammayr, Maria (2014): Krisen des Sorgens. Zur herrschaftsförmigen und widerständigen Rationalisierung und Neuverteilung von Sorgearbeit. In: Aulenbacher, B./Dammayr, M. (Hrsg.): Für sich und andere sorgen: Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 65-76.
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit/Theobald, Hildegard (Hrsg.) (2014): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Sonderband Soziale Welt 20. Baden-Baden: Nomos.

- Auth, Diana (2007): Pronatalistischer Aktionismus: von der bevölkerungspolitischen Instrumentalisierung und Ökonomisierung der Familienpolitik in Deutschland. In: Auth, D./Holland-Cunz, B. (Hrsg.): Grenzen der Bevölkerungspolitik. Strategien und Diskurse demographischer Steuerung. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 81-102.
- Barlösius, Eva (2007): Die Demographisierung des Gesellschaftlichen. Zur Bedeutung der Repräsentationspraxis. In: Barlösius, E./Schieck, D. (Hrsg.): Demographisierung des Gesellschaftlichen. Analysen und Debatten zur demographischen Zukunft Deutschlands. Wiesbaden: VS Verlag, S. 9-37.
- Becker-Schmidt, Regina (1987): Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkircher, L./Wagner, I. (Hrsg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Wien: Verlag d. Österreichischen Gewerkschaftsbundes, S. 10-25.
- Becker-Schmidt, Regina (2011): „Verwahrloste Fürsorge“ – ein Krisenherd gesellschaftlicher Reproduktion. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 3, 3, S. 9-23.
- Bereswill, Mechthild (2007): Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit. In: Bereswill, M./Meuser, M./Scholz, S. (Hrsg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 101-118.
- Boll, Silke/Degener, Theresia/Ewinkel, Carola (Hrsg.) (1985): Geschlecht: Behindert. Besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von Behinderten Frauen. München: AG-SPAK-Publ.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2006): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.
- Borst, Eva (2007): Ideologien und andere Scheintote: McKinsey bildet. In: Pongratz, L./Wimmer, M./Reichenbach, R. (Hrsg.): Bildung – Wissen – Kompetenz. Bildungsphilosophie und Wissensgesellschaft. Bielefeld: Janus Projekte, S. 82-98.
- Bourdieu, Pierre (1993): Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a.M.: suhrkamp.
- Brody, Janine (2004): Die Re-Formierung des Geschlechterverhältnisses. Neoliberalismus und die Regulierung des Sozialen. In: Widerspruch 46, 24, 1, S. 19-32.
- Bude, Heinz/Willisch, Andreas (2006): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (2008): Bevölkerung. Daten, Fakten, Trends zum demographischen Wandel in Deutschland. Wiesbaden.
- Candeias, Mario (2008): Von der Dialektik des Neoliberalismus zu den Widersprüchen der Bewegungen. In: Butterwegge, C./Lösch, B./Ptak, R. (Hrsg.): Neoliberalismus. Analysen und Alternativen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 301-317.
- Casale, Rita (2012): Verstaatlichung der Erziehung und Entstaatlichung der Bildung. Anmerkungen zur Krise der Komplementarität von Staat und Familie. In: Aubry, C./Geiss, M./Magyar-Haas, V./Miller, D. (Hrsg.): Positionierungen. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Pädagogik und Politik. Weinheim: Beltz Juventa, S. 128-139.

- Chorus, Silke (2013): Care-Ökonomie im Postfordismus. Perspektiven einer integralen Ökonomietheorie. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Connell, Raewyn (2010): Im Innern des gläsernen Turms: Die Konstruktion von Männlichkeiten im Finanzkapital. In: Feministische Studien, 28, 1, S. 8-24.
- Connell, Raewyn/Wood, Julian (2005): Globalization and business masculinities. In: Men and Masculinities, 7, 4, S. 347-364.
- Cornelißen, Waltraud (2005): Gender Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland. München: DJI.
- Dingeldey, Irene (2011): Der aktivierende Wohlfahrtsstaat. Governance der Arbeitsmarktpolitik in Dänemark, Großbritannien und Deutschland. Frankfurt a. M.: Campus.
- Dölling, Irene (2003): Zwei Wege gesellschaftlicher Modernisierung. Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements in Ostdeutschland in gesellschafts-/modernisierungstheoretischer Perspektive. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 73-100.
- Dörre, Klaus (2003): Das flexibel-finanzmarktgetriebene Produktionsmodell. Gravitationszentrum eines „neuen Kapitalismus“?. In: Dörre, K./Röttger, B. (Hrsg.): Das neue Marktregime: Konturen eines nachfordistischen Produktionsmodells. Hamburg: VSA, S. 7-34.
- Dörre, Klaus (2007): Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Aulenbacher, B./Funder, M./Jacobsen, H./Völker, S. (Hrsg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft: Forschung im Dialog. Wiesbaden: VS Verlag, S. 285-302.
- Engel, Antke (2009): Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus. Bielefeld: transcript.
- European Commission (2010): Demography Report. Brüssel: European Commission.
- European Commission (2012): Progress on equality between women and men in 2011. Brüssel.
- Forster, Edgar (2006): Männliche Resouveränisierung. In: Feministische Studien 24, 2, S. 193-207.
- Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 8, S. 44-57.
- Geissler, Birgit (2008): Zeitsouveränität: die paradoxe Suche nach Selbstbestimmung. In: Wagner, G./Hessinger, P. (Hrsg.): Ein neuer Geist des Kapitalismus? Paradoxien und Ambivalenzen der Netzwerkökonomie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 257-277.
- Gramsci, Antonio (1934/1999): Heft 22 (V) 1934 Amerikanismus und Fordismus, §§ 1-6. In: Gramsci, Antonio: Gefängnishefte. Bd. 9 (Hrsg. Klaus Bochmann). Hamburg: Argument, S. 2061-2102.
- Hall, Stuart (1992): The West and the Rest: Discourse and Power. In: Hall, S./Gieben, B. (Hrsg.): Formations of Modernity. Cambridge: Polity Press.
- Hardering, Friedericke (2010): Unsicherheiten in Arbeit und Biographie. Zur Ökonomisierung der Lebensführung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, W. (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett, S. 363-393.

- Hirsch, Joachim (1995): Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus. Berlin/Amsterdam: ID Archiv.
- Hirsch, Joachim (2002): Herrschaft, Hegemonie und politische Alternativen. Hamburg: VSA.
- Hirsch, Joachim/Roth, Roland (1986): Das neue Gesicht des Kapitalismus: vom Fordismus zum Post-Fordismus. Hamburg: VS. Verlag.
- Höhne, Thomas/Schreck, Bruno (2009): Private Akteure im Bildungsbereich. Eine Fallstudie zum schulpolitischen Einfluss der Bertelsmann Stiftung am Beispiel von SEIS (Selbstevaluation in Schulen). Weinheim/München: Juventa.
- hooks, bell (1984): Feminist Theory. From Margin to Centre. Boston: South End Press.
- Hormel, Ulrike (2008): Diversity und Diskriminierung. In: Sozial Extra. Soziale Arbeit und Diversity, 11/12, S. 20-23.
- Humboldt, W. v. (1792/2002): Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen (1792). In: Ders.: Schriften zur Anthropologie und Geschichte. Werke (hrsg. v. A. Flitner/K. Giel). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 56-233.
- Jacobsen, Matthew Frye (1999): Whiteness of a Different Colour. European Immigrants and the Alchemy of Race. Cambridge/Massachusetts: Harvard University Press.
- Jürgens, Kerstin (2006): Arbeits- und Lebenskraft: Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kahlert, Heike (2007): Emanzipatorisches Wissen im Schatten des Neoliberalismus: Ökonomisierung der Kritik oder Kritik der Ökonomisierung? In: Borst, E./Casale, R. (Hrsg.): Ökonomien der Geschlechter. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft Bd.3. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 45-59.
- Kassner, Karsten (2008): Männlichkeitskonstruktionen von ‚neuen Vätern‘. In: Baur, N./Lüdke, J. (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 141-163.
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 14-48.
- Klinger, Cornelia (2014): Gender in troubled times: Zur Koinzidenz von Feminismus und Neoliberalismus. In: Fleig, A. (Hrsg.): Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose. Frankfurt a.M.: Campus, S. 126-160.
- Kohlmorgen, Lars (2004): Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Konsortium Bildungsberichterstattung (2006): Bildung in Deutschland. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Bildung und Migration. Bielefeld: Bertelsmann.
- Koppetsch, Cornelia/Burkhart, Günter (1999): Die Illusion der Emanzipation: zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvergleich. Konstanz: UVK.
- Kratzer, Nick/Sauer, Dieter (2003): Entgrenzung von Arbeit – Konzept, Thesen, Befunde. In: Gottschall, K./Voß, G. (Hrsg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben –

- Zum Wandel der Beziehungen von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München/Mering: Hampp, S. 87-123.
- Kreher, Thomas (2007): „Heutzutage muss man kämpfen“. Bewältigungsformen junger Männer angesichts entgrenzter Übergänge in Arbeit. Weinheim/München: Juventa.
- Kreisky, Eva/Sauer, Birgit (1997): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. In: dies. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. Sonderheft der Politischen Vierteljahreszeitschrift. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-49.
- Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael (2010): Wandel von Arbeit – Wandel von Männlichkeiten. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 35, 2, S. 89-103.
- Lewis, Jane (2001): The decline of the male breadwinner model: implications for work and care. In: Social Politics 8, 2, S. 152-169.
- Lewis, Jane/Ostner, Ilona (1994): Gender and the Evolution of European Social Policies. Zentrum für Sozialpolitik der Universität Bremen. Arbeitspapier No. 4.
- Lipietz, Alain (1985): Akkumulation, Krisen und Auswege aus der Krise. Einige methodische Überlegungen zum Begriff der „Regulation“. In: Prokla 58, S. 109-137.
- Lutz, Helma (2007): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Lutz, Helma/Palenga-Möllenbeck, Ewa (2012): Care Workers, Care Drain, and Care Chains: Reflections on Care, Migration, and Citizenship. In: Social Politics 19, 1, S. 15-37.
- Madörin, Mascha (2006): Plädoyer für eine eigenständige Theorie der Care-Ökonomie. In: Niechoj, T./Tullney, M. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie. Marburg: Metroplis, S. 277-297.
- Mannheim, Karl (1928): Das Problem der Generationen. In: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7, S. 157-185.
- Matuschek, Ingo/Kleemann, Frank/Voß, Günther G. (2008): Subjektivierter Taylorisierung als Beherrschung der Arbeitsperson. In: Prokla 38, 1, 150, S. 49-64.
- McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Wiesbaden: VS Verlag.
- Mercator Stiftung (2004): „Förderunterricht startet bundesweit“. Pressemitteilung 24.06. 2004.
- Meuser, Michael (2006): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Wiesbaden: VS Verlag.
- Meuser, Michael (2010): Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. In: Erwägen – Wissen – Ethik 21, 3, S. 325-336.
- Meyer-Timpe, Ulrike (2008): Teuer bezahlte Sparsamkeit. Die Kinderarmut energisch zu bekämpfen ist nicht allein eine Frage des Mitgefühls, es ist eine ökonomische Notwendigkeit. Deutschlands Zukunft steht auf dem Spiel. In: DIE ZEIT, 1. Oktober 2008, Nr. 41, S. 31.
- Michalitsch, Gabriele (2006): Die neoliberale Domestizierung des Subjekts. Von den Leidenschaften zum Kalkül. Frankfurt a.M.: Campus.
- Michalitsch, Gabriele (2008): Selbstregulierte Subjekte. Privatisierung und Geschlechter-Regierung. In: Bidwell-Steiner, M./Wagner, U. (Hrsg.): Freiheit und Geschlecht. Offene Beziehungen, prekäre Verhältnisse. Innsbruck: Studienverlag, S. 63-75.

- Moldaschl, Manfred/Sauer, Dieter (2000): Internalisierung des Marktes – Zur neuen Dialektik von Kooperation und Herrschaft. In: Minssen, H. (Hrsg.): Begrenzte Entgrenzungen: Wandlungen von Organisation und Arbeit. Berlin: Sigma, S. 205-224.
- Moser, Vera/Pinhard, Inga (2010): Care – wer sorgt für wen?. In: dies. (Hrsg.): Care – wer sorgt für wen?. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung Bd. 6. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 11-14.
- Nickel, Hildegard M. (1995): Frauen im Umbruch der Gesellschaft. Die zweifache Transformation in Deutschland und ihre ambivalenten Folgen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, 36-37, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 23-33.
- Ohno, Taiichi (1978/1988): Toyota Production System. Beyond Large-Scale Production. New York: Productivity Press.
- Ortner, Rosemarie (2007): Der Homo oeconomicus feministisch gebildet? Für einen ökonomiekritischen feministischen Zugriff auf das Subjekt. In: Borst, E./Casale, R. (Hrsg.): Ökonomien der Geschlechter. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft Bd. 3. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 29-44.
- Pateman, Carole (1988): The Sexual Contract. Cambridge/Stanford: Polity Press.
- Piore, Michael J./Sabel, Charles F. (1985): Das Ende der Massenproduktion. Studie über die Requalifizierung der Arbeit und die Rückkehr der Ökonomie in die Gesellschaft. Berlin: Wagenbach.
- Pongratz, Hans J./Voß, G. Günter (2003): Arbeitskraftunternehmer – Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen, Berlin: Sigma.
- Power, Nina (2011): Die eindimensionale Frau. Berlin: Merve Verlag.
- Ptak, Ralf (2002): Chefsache. Basta! Der Neoliberalismus als antiegalitäre, antidemokratische Leitideologie. In: Paech, N./Spoo, E./Butenschön, R. (Hrsg.): Demokratie – wo und wie?. Hamburg: VS. Verlag, S. 87-102.
- Ptak, Ralf (2004): Vom Ordoliberalismus zur sozialen Marktwirtschaft. Stationen des Neoliberalismus in Deutschland. Opladen: Leske + Verlag Barbara Budrich.
- Roßmann, Robert (2012): Familienministerin Schröder unterstützt Homo-Ehe. In: Süddeutsche Zeitung, 7. August 2012.
- Rousseau, Jean-Jacques (1762/1963): Emile oder Über die Erziehung. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Martin Rang. Stuttgart: Reclam.
- Sauer, Birgit (2001): Die Asche des Souveräns. Staat und Demokratie in der Geschlechterdebatte. Frankfurt a.M.: Campus.
- Sauer, Dieter (2007): Vermarktlichung und Politik – Arbeitspolitik unter den Bedingungen Indirekter Steuerung. In: Peter, G. (Hrsg.): Grenzkonflikte der Arbeit – Die Herausbildung einer neuen europäischen Arbeitspolitik. Hamburg: VSA, S. 202-217.
- Scholz, Sylka (2004): Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstrukte ostdeutscher Männer. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Schröder, Gerhard/Blair, Tony (1999): Der Weg nach vorne für Europas Sozialdemokraten. Bonn/London.
- Schröder, Kristina (2010): Vorwort. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.): Familien mit Migrationshintergrund. Lebenssituation, Erwerbsbeteiligung und Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Berlin, S. 5.

- Schröer, Sebastian/Straubhaar, Thomas (2007): Demographische Entwicklung: Problem oder Phantom. In: Barlösius, E./Schiek, D. (Hrsg.): Demographisierung des Gesellschaftlichen. Analysen und Debatten zur demographischen Zukunft Deutschlands. Wiesbaden: VS Verlag, S. 165-186.
- Sennett, Richard (2000): Der flexible Mensch. Berlin: Siedler.
- Sinha, Mrinalini (1987): Gender and Imperialism: Colonial Policy and the Ideology of Moral Imperialism in Late Nineteenth Century Bengal. In: Kimmel, M. (Hrsg.): Changing Men: New Directions in Research on Men and Masculinity. Newbury Park/Beverly Hills: Sage, S. 217-231.
- Soiland, Tove (2011): Zum problematischen Cultural Turn in der Geschlechterforschung. In: Casale, R./Forster, E. (Hrsg.): Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Bd. 7. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 17-32.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2009): Bevölkerung Deutschlands bis 2060. 12. Koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung. Begleitmaterial zur Pressekonferenz am 18. November 2009 in Berlin. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Steinbrügge, Lieselotte (1992): Das moralische Geschlecht. Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung. Stuttgart: Metzler.
- Vereinigung der Bayrischen Wirtschaft (Hrsg.) (2007): Bildungsgerechtigkeit. Jahresgutachten 2007. Wiesbaden: VS Verlag.
- Völker, Susanne (2009): ‚Entsicherte Verhältnisse‘ – Impulse des Prekariarisierungsdiskurses für eine geschlechtersoziologische Zeitdiagnose. In: Aulenbacher, B./Wetterer, A. (Hrsg.): Arbeit, Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 268-286.
- Wagner, Gabriele (2007): Ein neuer Geist des Kapitalismus? Paradoxien der Selbstverantwortung. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 32, S. 3-24.
- Walgenbach, Katharina (2005): „Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“. Koloniale Diskurse zu Geschlecht, „Rasse“ und Klasse im Kaiserreich. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.
- Walgenbach, Katharina (2011): Jugend, Geschlecht und ‚Generationengerechtigkeit‘ im demographischen Wandel. In: Messerschmidt, A./Kleinau, E./Maurer, S. (Hrsg.): Ambivalente Erfahrungen. (Re-)Politisierung der Geschlechter. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 191-206.
- Windolf, Paul (Hrsg.) (2005): Finanzmarkt-Kapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen. Wiesbaden: VS Verlag.
- Winker, Gabriele (2013): Zur Krise sozialer Reproduktion. In: Baumann, H./Bischel, I./Gemperle, M./Knobloch, U./Ringger, B./Schatz, H. (Hrsg.): Care statt Crash. Sorgeökonomie und die Überwindung des Kapitalismus, Zürich: Edition 8, S. 119-133.
- Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Wissel, Jens (2007): Die Transnationalisierung von Herrschaftsverhältnissen. Zur Aktualität von Nicos Poulantzas Staatstheorie. Baden-Baden: Nomos Verlag.
- Womack, James/Jones, Daniel/Ross, Daniel (1990): The Machine that changed the World: The Story of Lean Production. New York: Free Press.

Young, Brigitte (1998): Genderregime und Staat in der globalen Netzwerkökonomie.
In: Prokla 111, 28, 2, S. 175-199.

Angela McRobbie

Das Geschlecht des Postfordismus: *passionate work*, ‚Risikoklasse‘ und ‚eigenes Leben‘

In diesem Beitrag werde ich mich zum Teil auf zwei Konzepte meiner früheren feministischen Schriften beziehen. Zum einen auf die Assemblage von Kräften, die zusammen eine ‚postfeministische Maskerade‘ bilden, mit der eine vermeintlich errungene Gleichberechtigung rückgängig gemacht wird, indem junge Frauen in eine durch den Mode- und Schönheitskomplex definierte Abfolge aufwendiger Körperrituale eingeschrieben werden. Diese legt, mit einer ‚postfeministischen‘ ironischen Geste, eine Weiblichkeit nahe, die sich letztlich und ein wenig widerstrebend, (nach Joan Riviere¹) den männlichen Privilegien und somit dem Staus quo fügt, und deshalb im Endeffekt, wenn auch auf ambivalente Weise und trotz andersartigem Anschein, dazu dient, existierende Geschlechterhierarchien aufrechtzuerhalten.

Das zweite Konzept ist das der ‚berufstätigen jungen Frau‘ (*working girl*) (vgl. McRobbie 2008). Es trägt dazu bei, eine Analyse weiterzuentwickeln, die untersucht, was passiert oder vielmehr idealerweise passiert, wenn diese jungen (aktiven, aber fügsamen) Subjekte der postfeministischen Epoche mit ihren (dank der meritokratischen Bemühungen von *New Labour*) guten Qualifizierungen in den Arbeitsmarkt eintreten. Ich habe die Vermutung aufgestellt, dass sich diese jungen Frauen, nachdem sie die Vorstellung von einer neuen feministischen Politik aufgegeben haben, auf Drängen der Regierungsmacht, in dem Moment, in dem sie Mütter werden, gleichzeitig aber ihre Karriere beibehalten wollen, an den Grundsätzen der ‚Work-Life-Balance‘ festhalten werden, welche einige Merkmale mit der postfeministischen Maskerade teilen, und zwar insofern, als eine Art ‚sexueller Kompromiss‘ oder ein Zugeständnis vorausgesetzt wird. Dieser Kompromiss beinhaltet eine Absage an Vorstellungen von Geschlechtergerechtigkeit sowohl in der häuslichen Sphäre als auch am Arbeitsplatz und folglich den Verzicht auf jegliche feministische Forderung nach Gleichberechtigung, zugunsten einer Strategie, die konventionelle, weibliche Praktiken der Selbstorganisation und -regulierung impliziert. Die meisten Frauen werden in ihrem Beruf Kompromisse machen, indem sie der sogenannten normalen Karriereentwicklung entsagen, um sich den Anforderungen einer geschäftigen Mutterschaft anzupassen; sie werden die Notwendigkeit, von ihren männlichen Partnern die volle Beteiligung an den Haushaltspflichten einzufordern, aufgeben, um den Konflikt zu

1 Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, dass die Maskerade in Rivieres Darstellung am Arbeitsplatz stattfindet, und zwar im Hörsaal, in dem die Dozentin vor ihren männlichen Kollegen eine Vorlesung hält (Riviere 1929, wieder abgedruckt in: Riviere 1986).

vermeiden, die Gefahr, eine klischeehafte ‚keifende oder jammernde Ehefrau‘ oder eine streitsüchtige, zornige Feministin zu werden.

Auf der Suche nach Wegen, mit den offensichtlichen Ungerechtigkeiten umzugehen, können sich Frauen an die auf ein weibliches Publikum ausgerichteten Massenmedien, die Populärkultur, die Qualitätspresse und das Fernsehen wenden, die ein endloses Angebot an ‚Lösungen‘ und Managementstrategien für den Haushalt und den Arbeitsplatz bereitstellen, um mit diesen postfeministischen Krisen zurechtzukommen. Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Aufmerksamkeit, die in all diesen medialen Kanälen der Aufrechterhaltung einer dynamischen und sexuell attraktiven Erscheinung zukommt. Zu keinem Zeitpunkt kann es sich die geschäftige junge Frau erlauben, ‚sich gehen zu lassen‘. Für *New Labour* bietet diese Agenda des Selbstmanagements eine Alternative zu den früheren feministischen Debatten innerhalb der britischen Arbeiterpartei, in denen männliche Partner und Ehemänner noch aufgefordert wurden, sich an den Haushaltspflichten zu beteiligen. Das bedeutet auch, dass männliche Berufskarrieren jenseits eines Alibi-Vaterschaftsurlaubs nicht durch häusliche Pflichten behindert werden.

Unter Berücksichtigung dieser Umstände, werde ich in diesem Beitrag hinsichtlich des Postfordismus und der modernen Arbeitsgesellschaft sowohl die arbeitenden jungen Frauen als auch die berufstätigen Mütter in den Blick nehmen. Ich versuche, den schmalen Grat zwischen Duldung der und Anpassung an die verschiedenen Formen der Regulierung und Kontrolle, die die neue Arbeitswelt, in diesem Fall die Welt der kreativen Arbeit, prägen und jenen Anfängen von Widerstand und sich eröffnenden ‚Fluchtlinien‘ aufzudecken. Neue Formen des Feminismus in Verbindung mit einer Politik der Prekarität verschaffen Frauen solch einen Raum für Widerstand gegen ein neues Arbeitsregime, doch wie ich zeigen werde, wird diese Möglichkeit konterkariert durch die vorherrschende und wirkmächtige Ideologie des ‚*passionate work*‘, die, obwohl sie bereits eine lange Tradition in der Geschichte der weiblichen Populärkultur hat, nun als weibliche Version des eher machohaften Ethos von Steve Jobs (Apple) ‚Liebe deine Arbeit‘ wiederaufersteht, was wiederum das Potential für neue Formen der Arbeitsorganisation einschränkt und sogar Lohnstagnation und Lohnrückgänge rechtfertigt (Gregg 2011; Adkins/Devers 2014).

1. Risikoklasse und Geschlechtermobilität

Anhand der Gegenüberstellung von ‚leidenschaftlichen‘ und prekären Arbeitskräften, stelle ich in diesem Artikel die These auf, dass das Geschlecht des Postfordismus weiblich ist und dass sich die Frauen, zumin-

dest in Großbritannien, seit der Verschiebung hin zu einer postindustriellen, dienstleistungsbasierten Ökonomie, über die Abgrenzungen sozialer Klassen und Ethnien hinweg (obschon häufig in Teilzeit) soweit am Arbeitsprozess beteiligt haben, dass die Fähigkeit zum Lohnerwerb einerseits ein ‚Gefühl der Gleichheit‘ bewirkt, andererseits aber auch einige Grenzen der liberal-feministischen Errungenschaften im Kampf um Gleichberechtigung markiert. Tatsächlich wurden solche Kämpfe von der Vorstellung geleitet, ökonomische Unabhängigkeit von einem Ehemann oder Partner sei erstrebenswert und dieses Ziel passte glücklicherweise zu einigen Konzessionen, die seit den späten 1970er Jahren gegenüber der aufkommenden Flut von feministischen Forderungen gemacht werden konnten.

Arbeit bezeichnet die gouvernementale Einsatzstelle. Junge Frauen werden als enthusiastische ‚Karrierefrauen‘ angesprochen. Dieses ‚Zugeständnis an die Frauen‘ bildet den Hintergrund, vor dem viele wichtige sozioökonomische Veränderungen umgesetzt werden. Die Ausformung des Zugeständnisses hat gewisse nationale Charakteristiken, sodass, was für Großbritannien zutrifft, nicht notwendigerweise ebenso in scheinbar vergleichbaren westeuropäischen Ländern wie Deutschland oder Italien oder auch im Rest der westlichen Welt vorkommt, und in der Konsequenz als Kennzeichnung kultureller Differenzen fungiert.

Entlang der Überlegung, dass Frauen die treibende Kraft der britischen Arbeitsgesellschaft sind, wende ich mich in diesem Beitrag auch gegen einen Großteil des soziologischen Denkens bezüglich Fragen des Geschlechts, der Klasse, der Arbeit und der Vorstellungen von sozialer Mobilität. Es gibt viele zeitgenössische soziologische Studien, die mit dem Mythos der sozialen Mobilität aufräumen und auf die sich weitende Kluft zwischen Reichtum und Armut in Großbritannien verweisen, und außerdem aufzeigen, dass die Wahrscheinlichkeit, dass soziale Mobilität abnimmt, größer ist, als Politiker des gesamten Parteienspektrums zugeben möchten (Savage et al. 2013). Mir kommt es darauf an, hervorzuheben, dass unter dem Einfluss zweier maßgeblicher Kräfte, jene jüngeren Frauen, die typischerweise zur Arbeiterklasse gezählt worden wären, symbolisch vom sozioökonomischen und kulturellen Kontext eines Arbeiterinnenlebens getrennt werden. Zu diesen Kräften zählen die Ausweitung der Weiterbildung und Höherqualifizierung, insbesondere die neuen Universitäten und Kunsthochschulen, und die Verschiebung hin zu einer Dienstleistungsökonomie, nebst einem Postfordismus, der die moderne Arbeitsökonomie so verändert, dass sie nun zumindest teilweise als ‚immaterielle Arbeit‘, ‚emotionale Arbeit‘ oder, wie ich es nennen möchte, als ‚*passionate work*‘ organisiert wird.

So nimmt soziale Ungleichheit unter den Bedingungen der gegenwärtigen neoliberalen Gesellschaft zweifellos zu, gleichzeitig aber kommt es zu einer Ausweitung der Mittelschicht, insbesondere der unteren Mittelschichten, wobei die Illusion (die Empfindung oder das Gefühl) von Mobilität als Schlüssel zum Erreichen einer gelungenen Weiblichkeit fungiert. Dieses Paradox ist

vielleicht aktuell der entscheidende Punkt. Frauen bleiben im Vergleich zu ihren männlichen Arbeitskollegen benachteiligt (hinsichtlich Niedriglöhnen, Pay Gap, Gläserne Decke, Teilzeitarbeit), doch trotz ihrer aktuellen Einkommensverhältnisse und materiellen Lebensumstände werden junge Frauen heute von ideologischen Kräften in den Medien und in der Populärkultur auf ein eher nebulöses soziales Terrain gedrängt, das sich als ‚aspirierend‘ beschreiben lässt, sodass sie selbst das Gefühl haben, ‚in Bewegung‘ zu sein, frühere Hindernisse, die sie einst zurückhielten, zu überwinden. Sie sind den Verwicklungen von *race*, Ethnizität und Klasse enthoben und werden einfach als weibliche Bevölkerung angesprochen.

Diese jungen (vormals der Arbeiterklasse angehörigen) Frauen verleugnen ihre Klasse oder die Zugehörigkeit zu ihrer Ethnie nicht, vielmehr sehen sie einfach das Potential für ein aufregenderes Leben, oder wie Ulrich Beck sagen würde, ein ‚eigenes Leben‘ (vgl. Beck 2000). Beverley Skeggs Studien über Respektabilität erfassen sehr präzise eine wichtige Dynamik dieses scheinbaren Ent-Klassifizierungsprozesses (vgl. Skeggs 1997). Sie zeigt, wie normative Weiblichkeit damit verbunden wird, sich von traditionellen weiblichen *working class* Werten und Lebensstilen zu ent-identifizieren. Diese Entwicklung zeichnet sich im Rahmen der seit 1997 von der *New Labour* Regierung verfolgten Politik des Neoliberalismus umso schärfer ab. Festzustellen ist eine Ablösung von der Identität der Arbeiterklasse, insofern junge Frauen sich zunehmend an Jobs orientieren, die zum Umfeld des Dienstleistungssektors gehören, insbesondere jene, die auf die Selbstdarstellung, ein gepflegtes Äußeres, die Arbeit am Körper und die Medien- und Kulturindustrie fokussieren, und sei es nur in den unteren Bereichen dieser Hierarchien, wie in der Modebranche, dem Einzelhandel oder dem Friseurwesen.

Solche Jobs zeichnen sich nicht durch eine wesentliche Verbesserung der Lebensaussichten aus, gleichwohl stützen sie sich auf die Auffassung, ein attraktiver, gepflegter Körper sei die Quintessenz des Jobs, was wiederum zu einem Motiv des Stolzes, einem Zeichen der Selbstverantwortung wird und eine Art ‚Wohlgefühl‘ mit sich selbst erzeugt. Die Selbstwahrnehmung ist in der individualisierten Gesellschaft auf eine weniger klassendefinierte Existenz ausgerichtet. Diese jungen Frauen möchten sich selbst ‚entwurzeln‘ und irgendwohin gehen. Der Eintritt in eine neue, angewachsene Mittelschicht geht allerdings nicht mit dem Versprechen ökonomischer Sicherheit und Stabilität einher, auch nicht für diejenigen, die im Besitz eines Hochschulabschlusses sind. Denn tatsächlich etabliert sich mit dem Prozess der Ausweitung der Mittelklasse auch die Idee einer ‚Mittelschichtszugehörigkeit‘, die mit zunehmender sozialer Unsicherheit gleichzusetzen ist.

Aus diesem Grund erscheint mir der Begriff der ‚Risikoklasse‘, den Ulrich Beck jüngst vorgeschlagen hat, ein geeignetes Werkzeug, um über diesen Bewegungsprozess oder diese ‚soziale Mobilität‘ nachzudenken (vgl. Beck 2014). Ich will das Konzept soziale Mobilität beibehalten, werde es aber gegen den Strich lesen, um auf etwas anderes als die projizierte Aufwärtsbewegung zu

verweisen, die üblicherweise mit ihr verbunden wird. Es geht um eine Mobilität, bei der man nicht genau weiß, wohin sie führt. Soziale Mobilität als Folge der jüngst in der neuen Dienstleistungsbranche geschaffenen, von Frauen ausgeführten Jobs, mag fiktiv sein, symbolisch aber bedeutet sie sehr viel, denn die Alternative wird mit individuellem Scheitern gleichgesetzt. Heutzutage hängt der Weiblichkeitsstatus junger Frauen davon ab, ob sie einen interessanten, möglichst kreativen und idealerweise glamourösen Job haben. Wie auch Sabine Hark dargelegt hat, scheint der Beitrag des Feminismus diesbezüglich, vielleicht sogar ungewollt, sehr weitreichend gewesen zu sein, insofern er Gelegenheitsstrukturen, eine Welt von Möglichkeiten eröffnete, auch wenn er für die Millionen von Frauen unpopulär oder abstoßend bleibt, die von einigen dieser Möglichkeiten profitierten (vgl. Hark 2014).

Das bedeutet natürlich nicht, dass nicht auch neue Hierarchien geschaffen wurden, neue Formen minderwertiger Arbeitsplätze im Sektorservice, die von jungen Frauen besetzt werden, die nicht in der Lage waren, von Jobs mit sozialem Aufstiegscharakter zu profitieren. Der Fürsorgesektor, die Call Center, Reinigungs- und Supermarktkassenjobs haben in den vergangenen circa zwanzig Jahren ein enormes Wachstum erlebt. Sie sind auch von Frauen dominiert. Doch wenn wir nur auf die jüngeren Frauen fokussieren, lässt sich eine ‚Arbeitsverweigerung‘ erkennen, die in Form einer Flucht aus strapaziöser und eintöniger Arbeit zugunsten von selbständiger und eher autonomer Beschäftigung in Erscheinung tritt. Eine mögliche Erklärung hierfür lautet, dass die Vorstellung von ‚Romantik‘ von der Sphäre der Liebe und Intimität abgetrennt und stattdessen in die Vorstellung von einer erfüllenden beruflichen Karriere hineinprojiziert wird. Nachdem sie nicht länger nach einem Ehemann als Alleinernährer suchen, romantisieren junge Frauen die Vorstellung vom beruflichen Aufstieg. Sie möchten eine Arbeit finden, für die sie Leidenschaft empfinden können.

Leidenschaftliche Arbeit wird ihrerseits zu einem zusätzlichen Kennzeichen weiblicher Intelligibilität und weiblichen Erfolgs. Dieses Begehren transzendiert sowohl klassenspezifische als auch ethnische Grenzen, während gleichzeitig hierarchische Charakteristiken entlang dieser Demarkationslinien und Differenzen beibehalten und sogar noch verstärkt werden. Auf den folgenden Seiten zielen ich darauf, diese neue Romantik der weiblichen Arbeit genauer darzustellen. Sie ist natürlich nicht ganz neu. Die Populärliteratur für Mädchen hat während des 20. Jahrhunderts viele Narrationen geliefert, in denen die Vorstellung von einem aufregenden Job zelebriert wurde, vom Traum, Tänzerin zu werden, eine Springreiterin zu sein oder mit Ponys zu arbeiten, bis hin zur Ausbildung als Journalistin oder ‚rasenden Reporterin‘. Diese Art Träume gehören nicht länger zum Vorrecht der Mittelschichten und sind inzwischen sehr weit verbreitet. Das Wort „Traumjob“ hat auf emphatische Weise Eingang in das Alltagsleben gefunden, insbesondere in das junger Frauen.²

2 Vgl. TV-Castingshows wie „Britain’s Got Talent“ und „The X Factor“, Reality-Shows wie „The Apprentice“ und vor allem den Musikwettbewerb „BBC Young Musician of the Year Award“.

Feministische Forschungen zu Arbeits- und Beschäftigungsverhältnissen erschienen, insbesondere in Großbritannien, seit Mitte der 1970er Jahre im Kontext des industriegesellschaftlichen Paradigmas und waren infolgedessen auf die Erfahrung von üblicherweise im Fabrikraum arbeitenden *working class* Frauen ausgerichtet. Es war ein von sozialistischen feministischen Soziologinnen definiertes und analysiertes Fachgebiet (Pollert 1981, 1988; Phizacklea 1990; Westwood 1985). Buchtitel wie „Girls, Wives, Factory Lives“ brachten ein Interesse am Alltagsleben von Frauen in der Werkhalle zum Ausdruck, ein Thema war gewiss auch der Widerstand und die Opposition; die Frage, was Frauen der Arbeiterklasse der Realität aus repetitiver, schlechtbezahlter und statusniedriger Arbeit entgegenzusetzen hatten. Häufig war es die Doppelrolle, die sie als Ehefrauen und Mütter hatten (Hochzeits- und Babyfotos zierte jeweils die beengten Arbeitsbereiche der Frauen), die ihnen eine Flucht aus einer unbefriedigenden Beschäftigung bot. Trotz der gelegentlichen Sichtbarkeit von *working class* Frauen als aktive Gewerkschafterinnen, wurden sie doch häufiger als Unterstützerinnen der militanten Kämpfe ihrer Ehemänner angesehen (wie im Falle der Organisation der Bergarbeiterhefrauen während des Grubenstreiks von 1978). Die Zeit, die zur gewerkschaftlichen Organisation außerhalb der Arbeitszeiten benötigt wurde, galt als unvereinbar mit der Doppelrolle, die sie als Mütter und Hausfrauen hatten.

Annie Phizackleas wichtige Studie zur Modeproduktion im westlichen und östlichen Mittelengland richtete die Aufmerksamkeit auf den Beginn der Postindustrialisierung und die Bedeutung, die dieser Moment für asiatische Frauen hatte, deren Ehemänner aus den Automobilwerken entlassen worden waren (Phizacklea 1990). Dank ihrer geringen Abfindungen konnten diese Männer eine Existenz als kleine Mode- und Bekleidungslieferanten aufbauen, vor allem aber dank ihrer Frauen, die viele Stunden nähten, manchmal auf der Basis von Heimarbeit oder auch in kleinen Produktionseinheiten, zu denen nur eine Handvoll Näherinnen, Büglerinnen und wenige andere gehörten, die zur Herstellung billiger Konfektionsartikel für Marktstände und Billigmode-Ketten erforderlich waren. Auch Anna Pollert wandte sich in ihrem wichtigen Essay über ‚*Third Italy*‘ der Anfangsphase des Postfordismus zu. Der sogenannte dritte italienische Wirtschaftssektor galt seinerzeit als Modell für die Umstellung auf kurzfristige, bedarfsorientierte Produktionssysteme, elektronische Kassenanlagen für den Einzelhandel und den Einsatz hochqualifizierter (weiblicher) Arbeitskräfte, die zerstreut über die Städte und Dörfer der Emilia Romagna im Nordosten Italiens Waren produzierten. Bestes Beispiel hierfür war das Modeunternehmen Benetton, das alle Charakteristiken der postfordistischen Modeproduktion erfüllte (Pollert 1988). Die Frage, die sich nun stellt, ist, was mit der jüngeren Generation dieser weiblichen Arbeitskräfte passiert, die ihr Leben in einer Fabrikhalle oder zu Hause an einer Näh- oder Strickmaschine verbrachten? Junge Frauen ergreifen die Flucht. In einer Aktualisierung der Debatte um ‚*Third Italy*‘ hat Hadjimichalis jüngst darauf

hingewiesen, dass die Kinder der italienischen Arbeitskräfte auf keinen Fall an der Seite ihrer Eltern (oder Mütter) dieselbe Arbeit fortsetzen wollen, sie würden stattdessen lieber Models werden wollen (Hadjimichalis 2006). Alte Arbeits- und Produktionsweisen (wie die Handarbeit) werden abgewertet und die Modebranche steht für diese Art des kreativitätsbasierten Strebens nach Höherem. Auch dieser Prozess ist bezeichnend für die postfordistische Zeit, die in ‚*Third Italy*‘ auf schlecht bezahlter, wenngleich hoch qualifizierter Arbeit von Frauen basiert, die in kleinen Betrieben oder in Heimarbeit verrichtet wird, deren Standorte über die ganze Region verteilt sind, und dessen Herzstück das Hightech-Unternehmen *Benetton* und die chemischen Färbereien bilden.

Heute suchen die Töchter jener Mütter nach anderen beruflichen Möglichkeiten mit einem höheren sozialen Status. Der Wunsch nach einem Beruf mit einem höheren sozialen Satus geht, so lautet der wiederholte Aufschrei aus der Modebranche, zu Lasten der *skills* im Bereich der Modeproduktion. Doch die jungen Leute möchten nicht in einem düsteren, möglicherweise schmutzigen Fabrikumfeld arbeiten, sie bevorzugen ein „Studioambiente“.³ Man kann also sagen, dass die Entwicklung des Postfordismus ihren symbolischen Ausdruck in der Nachfolgegeneration findet, im Begehren der *working class* Jugend und ihrer Flucht vor unbefriedigender, banaler Arbeit. Die Nachkommen ergreifen die Gelegenheit, etwas anderes zu tun und bewirken damit etwas, das die autonomen bzw. operaistischen Marxisten ‚Arbeitsverweigerung‘ nennen. Ich werde in diesem Beitrag das Argument vertreten, dass diese Verweigerung eher einem Wunsch und einer Sehnsucht nach einer einträglichen Arbeit entspricht, die durch Weiterbildung und höhere Qualifizierung in Sicht- und vielleicht auch in Reichweite gerät. Diese ‚Flucht‘ nimmt auch geschlechtsspezifische Züge an. Der Einfluss des Feminismus der 1970er Jahre hat die Vorstellung einer beruflichen Karriere für junge Frauen zu etwas vollkommen Akzeptablem gemacht. Anders als die autonomen Marxisten stelle ich keine übermäßigen Ansprüche an eine aus der ‚sozialen Fabrik‘ hervorgehende radikale Politik, vielmehr sehe ich Ambivalenzen und ein Spannungsfeld, auf dem Fluchtlinien die frühen Kämpfe der Eltern mit den alltäglichen Erfahrungen ihrer Kinder in der modernen Arbeitswelt verbinden. Arbeitsängste werden durch Kreativitätskonzepte und Forderungen nach selbstorganisierter Arbeit gebrochen. Es lässt sich eine neue Arena für individualisierte Auseinandersetzungen und Problematisierungen im Bereich der gegenwärtigen Arbeitsmarktreform und der modernen Arbeitsökonomie erkennen. Insgesamt beabsichtige ich mit diesem Beitrag, durch die Kritik an der Analyse der autonomen Marxisten einige neue theoretische Einsichten im Hinblick auf das Geschlecht und die Kreativitätspolitik zu liefern. Wenn die führenden Autoren dieser marxistischen Tradition, Hardt und Negri, behaupten, es würden sich Chancen für eine aus vielen Richtungen auftauchende,

3 CREATE Interview mit der britischen Modedesignerin Margaret Howell über schottische Strickwaren Betriebe (McRobbie 2015).

führungslose, rhizomatische Politik der Multitude eröffnen, so spiegelt dieser neue Radikalismus seinerseits die Ansprüche einer Arbeitskraft wider, die heute reflexiver ist, die aus der Erfahrung, selbständiger zu arbeiten und von der Fähigkeit, intellektuelles Kapital (*brain power*) in die neuen Jobs des ‚kognitiven Kapitalismus‘ einzubringen, profitiert hat. Dieser Optimismus basiert auch auf den von Tiziana Terranova analysierten Aktivitätsformen, die im dichten Netz der Informationsökonomie Gestalt annehmen und die Weitergabe von Wertgegenständen erlauben, die andernfalls kommodifiziert worden wären, hierzu gehören die Peer-to-Peer-Tauschbörsen und die Schaffung von Zirkulationssphären, die die vorgegebenen kommerziellen Bahnen umgehen (Terranova 2004). Mein eigener Ansatz gibt dagegen weniger Anlass zur Hoffnung auf Radikalisierung, stattdessen werde ich das breite Spektrum der Techniken genauer aufzeigen, die angewandt werden, um diese Autonomie nutzbar zu machen und dieses intellektuelle Kapital zu zähmen, sodass es sich den neuen kapitalistischen Produktionsvorhaben anpasst, sie tatsächlich sogar noch ergänzt.

2. Das Geschlecht des Postfordismus

Wie lässt sich nun über das Geschlecht des Postfordismus sprechen? Die Frauenbewegung erreichte ihren Höhepunkt in den Jahren, in denen weltweit viele Großunternehmen in die Profitabilitätskrise gerieten. Und weil die damalige Struktur der patriarchalen Gesellschaft geschlechtlich segregierte Arbeitsmärkte produziert hatte, in denen Männer die besser bezahlten und höher qualifizierten Jobs besetzten, wirkte sich der Übergang zu einer postindustriellen Ökonomie auf die Beschäftigungsaussichten der arbeitenden Männer nachteilig aus, während er eine entgegengesetzte Wirkung für Frauen hatte.

Die Art der im Postfordismus erforderlichen Arbeit bevorzugt den großen *skill-pool* und die Flexibilität der weiblichen Arbeitskraft. In Großbritannien strömten Frauen seit Mitte der 1980er Jahre auf den Arbeitsmarkt und dieser Zustrom dauert seit damals an. Das Vereinigte Königreich erlebte in verschiedenen Branchen einen Zuwachs an postfordistischen Produktionstechniken, z.B. im Einzelhandel, im Mode- und Bekleidungssektor, im Bereich der Möbel- und Haushaltswaren, in den Heimwerkmärkten und im enorm gewachsenen Dienstleistungssektor, der besonders in London und im Südosten boomt, weil sich London während der 1980er Jahre zu einer globalen Stadt und zum Zentrum der Finanzindustrie entwickelte. Da Frauen an den Arbeitsplätzen nun präsenter sind, werden neue Waren und Güter be-

reitgestellt, die eher die Bedürfnisse der arbeitenden Frauen bedienen, statt diejenigen der Mütter zu Hause.

Mit dem Zustrom der Frauen auf den Arbeitsmarkt korrespondiert die Ausweitung der Weiterbildung und höheren Qualifizierung sowie ein Ansturm auf die Universitäten infolge einer seit den 1980er Jahren und bis heute stetig größer werdenden Zahl von Studentinnen. Während Mitte der 1970er Jahre nur ein winziger Bruchteil der jungen Frauen aus der Mittelklasse eine Universität besuchte, übertrifft dreißig Jahre später die Zahl der weiblichen Erstsemester die der männlichen, und an einigen Universitäten studieren inzwischen doppelt so viele Frauen wie Männer. In ganz Europa, den USA und anderen wohlhabenden Ländern gehört es heute für 30- und 40-jährige Frauen zur Normalität, eine höhere Qualifikation zu haben als ihre Mütter. Junge Frauen mit einem *working class* Hintergrund haben die Chance genutzt, sich zu bilden und sich infolgedessen in den Hierarchien der verschiedenen Bereiche der Verwaltung und der Institutionen durchgesetzt, einschließlich des öffentlichen Sektors, des Gesundheits-, Erziehungs- und Fürsorgewesens sowie im Bereich der neuen Finanzdienstleistungen, beispielsweise dem Versicherungswesen.

Junge Schwarze und asiatische Frauen, jenseits ihrer unterschiedlichen sozioökonomischen Hintergründe, streben höhere Qualifikationen und besser bezahlte Jobs an. Alle diese Aktivitäten führen unweigerlich zu einer Aushöhlung des alten Kerns der Arbeiterschaft, da die jungen Männer, die in den späten 1970er Jahren in den Fabriken arbeiteten, dreißig Jahre später mit Frühpensionierung und Arbeitslosigkeit konfrontiert sind. Während all der Jahre kam es in Großbritannien und anderswo (z.B. in Deutschland, Italien, Frankreich und den USA) zur Auflösung klassenspezifischer Orientierungen und zur Fragmentierung von Klassen. Es entwickelten sich neue Formen sozialer Ungleichheit, die auf einer schärferen Polarisierung von Armut und Arbeitslosigkeit einerseits und relativem Wohlstand andererseits basierten. Frauen verkörpern dabei heute Mobilitäts- und Transformationsprozesse. Einige nehmen eine zusätzliche Arbeit auf, weil ihre Ehemänner entlassen wurden, einige Schwarze Frauen, Mütter und Töchter gleichermaßen, sind die hauptsächlichen Familienernährerinnen, weil Rassismus im Allgemeinen und die Arbeitsmarktbedingungen im Besonderen ihre Väter und Brüder auf eine geschlechtsspezifische Weise diskriminieren.

Die Geschlechterpolitik soll den weitreichenden weiblichen Individualisierungsprozessen Ausdruck verleihen und somit den Anschein erzeugen, die Bedeutung der Klassenzugehörigkeit nehme ab, so dass deren neue politische Bedeutung für Frauen ausgeblendet bleibt (vgl. Bauman 2000). Wenn junge Frauen aus der Arbeiterklasse durch die Medien und den Lifestyle zur Ent-Identifikation mit einer *working class*-Position angehalten werden und wenn es in ihren Jobs als Einzelhandelskauffrau in Modegeschäften wie *Karen Millen* oder *Warehouse* keine Tradition der gewerkschaftlichen Organisation, wohl aber Möglichkeiten der Weiterbildung und des ‚lebenslangen Ler-

nens‘ gibt, dann ist es doch so, dass es im Großen und Ganzen dem Kapital und Staat gelungen ist, entsprechend der Modalitäten und Bedingungen des neuen Arbeitsregimes auf sozialen Aufstieg bedachte, weibliche Arbeitskräfte zu produzieren.

3. Affektive Arbeit

In der Diskussion um das Konzept der affektiven Arbeit hält Michael Hardt in der Tradition der autonomen Marxisten an der Betonung der Potentialität (*potenza*) fest, insofern er Möglichkeiten der Subversion und die Schaffung neuer Formen von Sozialität erkennt, in dieser Art Arbeit faktisch eine Alternative zur kapitalistischen Rationalität aufblitzen sieht (Hardt 1999). Er erkennt die Tatsache an, dass affektive Arbeit maßgeblich geschlechtsspezifisch konnotiert und mit weiblichen Tätigkeiten assoziiert wurde und wird. Hardt definiert das Konzept der immateriellen Arbeit als Teil der Produktion von Dienstleistungen, aus der keine materiellen und keine haltbaren Güter hervorgehen, sondern „immaterielle Güter wie Wissen und Kommunikation“ (Hardt 1999/2004: 180). Obwohl er immaterielle Arbeit und affektive Arbeit synonym verwendet, ist es letztere, die ihn veranlasst, den Bereich der „mütterlichen Aktivitäten“ (Hardt 2004: 183) zu betrachten. Hardt merkt an, dass immer mehr Arbeitsformen Elemente der Sorge oder Gefühle beinhalten und dass diese Tätigkeiten die Fähigkeit haben, „kollektive Subjektivitäten“ (Hardt 2004: 175) hervorzubringen, die die überwältigende Macht des gegenwärtigen Kapitalismus bekämpfen könnten. Hardt dehnt an dieser Stelle den Marx’schen Begriff des *General Intellect* auf jene Art von Arbeit aus, die üblicherweise von Frauen ausgeführt wird. Er verweist hier auf Formen innerhalb der aktuell expandierenden Dienstleistungsökonomie (in der sogar die Herstellung bzw. Produktion als Dienstleistung angesehen wird), die auf einem so hohen Maß an Kommunikation und Informatik gründen, dass sich daraus die Möglichkeit für einen Überschuss an Sozialität und eine Kraft zur Transformation ergeben kann.

Weil affektive Arbeit nunmehr eine „dominante Position [...] innerhalb der gegenwärtigen informationellen Ökonomie“ (Hardt 2004: 183) einnimmt, ist diese Möglichkeit umso bedeutsamer. Wir erleben den Aufstieg einer kommunikations- und informationsbasierten Ökonomie mit den entsprechenden Konsequenzen für die Arbeit, die nun wirklich jenseits der Fabrikture im Bereich des alltäglichen Lebens zerstreut, verteilt und unorganisiert ist. Dennoch gibt es ein Potential für neue Formen der autonomen kollektiven Aktion, die häufig aus der unbezahlten oder schlecht bezahlten Hausarbeit hervorgeht. In diesem Zusammenhang betrachtet Hardt die Biopolitik von Landwirtschafts-

arbeiterinnen in Indien sowie den gesamten Bereich der Fürsorge- und Hausarbeit im fortgeschrittenen Kapitalismus, der unter dem Einfluss des Feminismus politische Bedeutung gewann. Einerseits hat der Kapitalismus nie zuvor einen so weitreichenden Gebrauch der ‚Manipulation von Gefühlen‘ gemacht, was ‚zwischenmenschlichen Kontakt‘ und Nähe, eine Art von Taktilität und Körperlichkeit in alltäglichen Arbeitssituationen mit einschließt, während andererseits diese Art der traditionellerweise mit Frauen assoziierten Arbeit die Möglichkeit in sich birgt, das zu produzieren, was Hardt (in einer Umkehrung Foucaults) als ‚Biopolitik von unten‘ bezeichnet. Kapitalismus ist heute darauf ausgerichtet, Erfahrungen zu produzieren, die ein Gefühl des ‚Wohlergehens‘ bieten und Zustände der Erregung, der Leidenschaft und sogar einen ‚Sinn für Verbundenheit‘ versprechen (vgl. Hardt 2004: 182).

Der Faktor der freudvollen Erregung, die durch die Lenkung von Affekten erzeugt wird und einem Großteil der weiblichen Arbeitskräfte antrainiert wird, wird m.E. allzu leichtfertig als eine in der Entstehung begriffene, neue radikale Politik der Affekte angesehen. Hardt beschränkt seine Bezüge auf den Feminismus auf die Familienarbeit oder den Fürsorgesektor, es fehlt jedoch jegliche Vorstellung, wie eine neue feministische Analyse des ‚emotionalen Kapitalismus‘ aussehen könnte. Das hat einige Autor_innen dazu verführt, unter Berufung auf die Vitalität des neuen Kapitalismus mit seiner inhärenten Fähigkeit zum ‚Kommunismus‘, Aspekte immaterieller Arbeit zu glorifizieren, wobei sie ein hohes Maß an Naivität aufweisen und wenig Interesse dafür zeigen, wie Subjektivitäten geformt werden, um ihre Funktionen im Rahmen von Individualisierung, enormer Konkurrenz und Eigenverantwortlichkeit zu erfüllen.

Die Autoren des *Operaismo*, einschließlich Hardt und Negri (2000), sehen eine neue Politik der Immanenz voraus, innerhalb derer die Brüche in diesem informationellen Kapitalismus Momente oder Ereignisse des Werdens sind. In Anlehnung an diese Brüche, möchte ich eine Art Politik der feinen Risse (*hairline politics*) begründen, die gegebenenfalls erneuert oder aufgegriffen werden kann, wenn beispielsweise die Fluchtlinien der in der Familienerzählung erinnerten Ausbeutung oder früheren Erfahrungen von Ungerechtigkeit treu bleiben. Der Kapitalismus macht jungen Frauen ein verführerisches Angebot mit dem Versprechen auf Vergnügen bei der Arbeit, während diese Arbeit heutzutage gleichzeitig mit Prekarität und Unsicherheit verbunden ist und der Schutz konventioneller Beschäftigungsverhältnisse fehlt. Peer-to-Peer-Schenkbörsen und die von Online-Aktivist_innen entwickelte Open-Source-Software bieten einer neuen radikalen Bewegung die Möglichkeit, sich mit großer Geschwindigkeit über viele Länder auszubreiten, aber diesen Aktivitäten der selbstreflexiven prekären Arbeiter_innen müssen die weniger politisch bewussten Teilzeitbeschäftigten des Einzelhandels gegenübergestellt werden, die bei *Uniqlo* und *Benetton* Pullover zusammenlegen (vgl. Terranova 2004).

Es genügt eine einfache Wendung und die Arbeit von Hardt und Negri lässt gegen jede Intention der Autoren eine entpolitisierte Darstellung der Formen affektiver Arbeit in der Mode- und Kosmetikindustrie zu. Debatten über die Vitalität eines von immaterieller Arbeit geprägten Terrains, die Sozialität des *General Intellect* und dessen verborgene Möglichkeit für einen ‚Kommunismus des Kapitalismus‘, ebenso wie die Ausdehnung der Reichweite dieser philosophischen Anregungen in Bereiche der neuen, selbstunternehmerischen Arbeitskraft können zu einer Konzeption der affektiven Arbeit führen, die auch Elitekarrieren in der von Prominenten dominierten Medien- und Unterhaltungsindustrie integriert und rechtfertigt.

Beispielsweise versteht Wissinger in einer Sondernummer der Zeitschrift *Ephemera*, in der sie betont, dass das von ihr untersuchte Modeln in der Modebranche für gewöhnlich äußerst gut bezahlt wird, diese Art der Arbeit als Bestandteil der neuen Landschaft prekärer Beschäftigung. Jene Models, die bei Topagenturen wie *Storm* in New York unter Vertrag stehen, ‚kreieren eine Gemeinschaft‘, indem sie ‚emotionale Arbeit‘ leisten und ‚Gefühle von Lebendigkeit und Lebhaftigkeit‘ zum Ausdruck bringen. In einem anderen, zusammen mit Ko-Autor_innen verfassten Artikel beschreibt Wissinger, wie New Yorks ‚Luxus-Models‘ positiv zur urbanen Wiederbelebung beitragen (z.B. in Florida), wobei sie weniger als Mannequins auftreten, sondern eher als ‚CEOs ihrer eigenen Unternehmung‘ (vgl. Neff, Wissinger und Zukin 2005).

Diese Betrachtungsweise zeigt, wie leicht sich Autor_innen auf das Konzept der affektiven Arbeit beziehen können, wenn der Feminismus beiseite gelassen wird (Wissinger gibt an, dass in ihrer Arbeit die Geschlechterproblematik außen vor geblieben wäre). Die Gefahr liegt in der neuartigen, allumfassenden Konzeption des Prekariat-Proletariats des Postfordismus begründet, welches erlaubt, Models, die ein gutes Tageshonorar für ihre Arbeit verlangen, als Teil dieser expandierenden Klasse (oder Multitude) zu betrachten, weil ihre Arbeit häufig unregelmäßig und unsicher ist. In der Reflexion auf die mutmaßlich einheitliche Lebensform von Floridas ‚kreativer Klasse‘ werden Models wie Kate Moss mit schlecht bezahlten Fürsorgearbeiterinnen auf eine Stufe gestellt, die in ihrem täglichen Aufgabenbereich mit älteren Demenzzkranken gleichfalls emotionale Arbeit verrichten. Kurz gefasst, die neue Strömung des autonomen marxistischen Denkens führt, sobald sie ihre Aufmerksamkeit auf eine normativ vergeschlechtlichte Arbeit wie das Modeling richtet und dabei eines starken feministischen Standpunkts entbehrt, zu einer irreführend verherrlichenden Darstellung, die sich unfähig zeigt, zwischen den harten, hierarchischen Unterteilungen innerhalb des expansiven Feldes der immateriellen Arbeit zu unterscheiden.

Emma Dowling überwindet diese schwache Lesart der affektiven Arbeit durch eine auto-ethnographische Beschreibung ihrer Zeit als Voll- und Teilzeitkraft in einem teuren Restaurant, in dem die Beschäftigten darin geschult wurden, ihr Lächeln dem exakt bemessenen Raum zwischen sich und den

Gästen anzupassen (Dowling 2007). Dowlings Blickwinkel hebt die Organisation der Gefühle hervor und die Einhaltung ihrer spezifischen Nuancierung entsprechend der vom Arbeitgeber bereitgestellten Trainingsbücher und Leitfäden. Die Studie berichtet von spezifischen Techniken, wie dem ‚Test-Gast‘, die eingesetzt werden, um zu überprüfen, ob sich das Personal durchgehend an die ausgefeilten Regeln der Begrüßung der Gäste und ihrer freundlichen Unterhaltung durch leichte Konversation hält. Dowling ist skeptisch hinsichtlich der von Hardt, Negri u.a. behaupteten Möglichkeiten zum Widerstand unter immateriellen Arbeiter_innen. Während ihrer Zeit in den Gast- und Empfangsräumen von Restaurants sah sie wenig Handlungsspielraum für die Organisation der Belegschaften und Widerstand reichte kaum über jene Art von mikrostrategischen Handlungen hinaus, die de Certeau als ‚Wildern‘ bezeichnete, in ihrem Fall ein Küchenchef, der unerlaubterweise für einen Arbeitskollegen ein Restaurantessen zubereitete.

Das ist ein klassisches Beispiel für eine neue Art des Managements, die vom Personal verlangt, die eigene Intelligenz und Persönlichkeit in die Arbeit einzubringen, um ein entspanntes und angenehmes ‚Essenserlebnis‘ zu schaffen. Dowling wurde angehalten, ihre Gäste so zu behandeln, als wären es ihre persönlichen Freunde, sie sollte dafür sorgen, dass ein Taxi gerufen wurde, wenn sich jemand schlecht fühlte, weil er zu viel getrunken hatte. Affektivität wird folglich vom Personal eingefordert, sie ist eine wesentliche Bedingung für den Job und soll darüber hinaus, wie bereits Hochschild in ihrer Studie über Flugbegleiterinnen darlegte, aufrichtig sein, d.h. die Servicekraft muss in der Lage sein, ihre ungekünstelte Freude an dem, was sie macht, zu vermitteln, sie muss ‚Vergnügen an der Arbeit‘ zeigen (Hochschild 1983). Diese Verwendung des Affektes kann, anders als Hardt und Negri behaupten, als Anteil der Wertschöpfung gemessen werden, insofern Löhne niedrig gehalten werden können, wenn Bedienungsgebühren und Trinkgelder hoch genug sind, um das Restaurantpersonal für geringere Nettogehälter zu entschädigen.

Dowling verweist auch auf die strengen Hierarchien zwischen dem bezahlten Personal, einerseits die eleganteren und gebildeteren Mitarbeiter_innen, die sich als Servicepersonal unter die Gäste mischen, andererseits die Küchenarbeiter_innen, die häufig einen Migrationshintergrund haben, eher außer Sichtweite arbeiten und kein Anrecht auf Trinkgelder und Bedienungsgebühren erheben können. Eine umfassendere feministische Analyse hätte außerdem den Rekrutierungsstrategien von Restaurants Beachtung geschenkt, die für die Servicerolle schlanke, schöne und makellos gepflegte junge Frauen aussuchen, die die Qualität der angebotenen Waren widerspiegeln sollen; ähnlich wie Verkäuferinnen in luxuriösen Haute-Couture-Modeboutiquen angehalten werden, den entsprechenden *brand* in ihren persönlichen Stil und ihr Erscheinungsbild zu integrieren. Auch in diesem Bereich, in dem so viele Beschäftigte auf Provisionsbasis arbeiten, dient der persönliche Charme, die persönliche Intelligenz und das *Savoir-faire* dazu, die Gewinnspanne zu maximieren und Löhne zugunsten der individualisierten Konkurrenz unter

den im Verkauf tätigen Arbeitskräften zu drücken. Dass heutzutage auch attraktive und gut gekleidete junge Männer in diesen Berufen im Verkaufs- oder Restaurantraum angestellt sind, mindert nicht die Notwendigkeit einer feministischen Analyse. Im Gegenteil, ein feministischer Zugang würde die eigentümliche Verwendung von geschlechtsspezifischen Merkmalen und das Ausmaß, in dem dadurch sexuelle Hierarchien erhalten bleiben, umfassend erforschen.⁴

4. Geschlechterperformativität am Arbeitsplatz

Passionate work kann in den von Donzelot in seiner Darstellung des ‚*pleasure of work*‘ eingeführten Begriffen als eine Kraft verstanden werden, die darauf ausgerichtet ist, die Wahrscheinlichkeit der gewerkschaftlichen Organisation der Beschäftigten zu reduzieren, in diesem Fall insbesondere die Organisation junger weiblicher Subjekte der postfeministischen Epoche, die der Erwartung bzw. der normativen Aufforderung unterliegen, am Erwerbsleben teilzunehmen (vgl. Donzelot 1996). Ein begehrenswerter Job gehört zum Spektrum von Eigenschaften, durch die kulturelle Intelligibilität erworben wird. In einem Kontext, in dem Kreativität als *Dispositiv* zur Anregung eines durch Selbstunternehmertum gekennzeichneten neuen Arbeitsregimes fungiert, verbannt die Idee, Arbeit sei die Erfüllung geheimster Träume oder Kindheitsfantasien, die Vorstellung von organisierter Arbeit (trotz der gewerkschaftlichen Organisation von Angestellten in den letzten Jahrzehnten) in einen gänzlich abgesonderten Bereich. *Passionate work* ist demnach grundsätzlich individualistisch und konservativ. Sie ist erkennbar ‚mädchenhaft‘ und enthusiastisch, eine Art oder eine Mode, sich zu verhalten und aufzutreten, den Heldinnen von Jane Austen ähnlich, deren „Ansichten alle romantisch sind“ (Austen zitiert nach Campbell 1987: 54).

Colin Campbell hat die Loslösung von Max Webers protestantischer Ethik untersucht, die mit dem Aufkommen des Konsumismus in eine ‚romantische Ethik‘ transformiert wird. Ich postuliere eine weitere Verschiebung, die eher auf eine (feminisierte) romantische Ethik der Produktion, denn auf eine Ethik des Konsums verweist. Die Romantiker, so erinnert uns Campbell, verherrlichten den Individualismus als Einzigartigkeit und schöpferische Genialität und das leidenschaftliche Temperament, mit dem der Romantizismus assoziiert wird, glorifizierte die Einbildungskraft und die ‚Weltfremdheit‘. In den Kontext unserer Diskussion übersetzt, können diese Charakteristiken als

4 Viele Arbeitsplätze dieser Art stellen die Bedingung, dass das weibliche Personal sich regelmäßig maniküren lässt, um stets ein perfekt gepflegtes Äußeres zu wahren und obgleich auch die männlichen Mitarbeiter hinsichtlich ihrer Frisur und Gesamterscheinung Regeln unterworfen sind, sind diese doch nicht so umfassend, wie jene, die für Frauen gelten.

Gleichgültigkeit gegenüber Fragen des Monatsgehalts interpretiert werden, zugunsten einer bohemhaften, anti-ökonomischen Haltung, die wiederum zur Folge haben kann, dass Niedriglöhne durchgesetzt werden oder Lohnstagnation vorherrschend wird (vgl. Bourdieu 1993; Adkins und Devers 2014). Junge Frauen werden seit ungefähr 15 Jahren in einem politischen Vokabular, das von den Werten des neoliberalen Denkens dominiert ist, dazu angehalten, in der Schule, Weiterbildung und Hochschulbildung erfolgreich zu sein.

Die postfeministische Maskerade instruiert ihre Subjekte, welche Erwartungen an das Erscheinen weiblicher Körper in den Büroräumen oder Designerstudios gebunden sind (wie z.B. in dem ‚modischen‘ Londoner Verlagshaus, wo die fiktionale Figur Bridget Jones beschäftigt ist) (vgl. Fielding 1998; McRobbie 2008). Die Modeindustrie ist das professionelle Arbeitsumfeld, das am meisten auf das *passionate work* Dispositiv ausgerichtet ist. Der naive Enthusiasmus der Praktikantin Andrea Sachs in dem Film „Der Teufel trägt Prada“ zeigt sowohl die leidenschaftliche Arbeit im Sinne der romantischen Suche einer jungen Frau nach einem befriedigenden Job als auch den Prozess, durch den sie mittels Nachahmung ihrer Kolleginnen lernt, wie sie sich in dem von der postfeministischen Maskerade vorgeschriebenen Stil zu schminken und zu kleiden hat.⁵ (Ausbrüche von fast ekstatischem Enthusiasmus über ein Praktikum in der Modebranche sind vielen Dozent_innen vertraut, deren Studierende häufig begierig sind, in diesem Sektor einen Job zu finden, obwohl sie sich der langen Arbeitszeiten und der knappen Bezahlung bewusst sind. Solche Praktika können für junge Frauen den Inbegriff ihrer Träume bedeuten, selbst wenn sie vor bereitwilliger Selbstausbeutung gewarnt werden).⁶

Eine Studie jüngerer Datums reflektiert diese ‚intime‘ Beziehung, die junge Frauen zur Mode unterhalten; entsprechend dazu gibt es eine ähnlich starke Bindung zur kreativen Arbeit, auf die ich das erste Mal stieß, als ich in den mittleren 1990er Jahren das Arbeitsleben junger, in London lebender Modedesigner_innen untersuchte (vgl. Arvidsson et al. 2009; Bill 2011; Larner/Molloy 2009; McRobbie 1998). Bills Studie zu Modestudent_innen verweist auf das außergewöhnlich hohe Investitionsniveau im Arbeitsprozess der Mode. Ebenso wie die von mir interviewten Designer_innen arbeiteten auch Bills Befragte in Vorbereitung einer Modenschau mit Vergnügen die ganze Nacht durch (vgl. Bill 2011; McRobbie 1998). In ihren eigenen Wor-

5 Dies ist nicht der Ort für eine Analyse des Filmcharakters der Verlegerin, die von Meryl Streep gespielt wird und *Vogue*-Herausgeberin Anna Wintour zum Vorbild hat. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, dass die Herausgeberin des Modemagazins, obwohl sie, anders als Joan Rivieres berufstätige Frau, nicht in einer rein männlichen Domäne tätig ist, ihre Weiblichkeit in der Maskerade einer immer noch ängstlichen Macht zu erkennen gibt.

6 „In der Zeit vor einer Show habe ich meinen Schlafsack mit zur Arbeit genommen und auf dem Fußboden im Atelier geschlafen. Ich war ‚im Himmel‘“, erzählte mir eine BA-Studentin am Goldsmiths in London. Eine andere, osteuropäische MA-Studentin sagte: „Für das Modemagazin zu arbeiten, hat alle meine Träume erfüllt. Ich wollte immer in der Modebranche arbeiten.“

ten: „Wir arbeiten bis zum Umfallen.“ Auf ähnliche Weise fokussiert auch die von Arvidsson et al. durchgeführte Mailänder Umfrage ausdrücklich auf die Arbeitsbedingungen in der italienischen Modebranche, wobei 67 % der Befragten weiblich waren, 60 % einen Studienabschluss hatten und das Durchschnittsalter bei 33 Jahren lag. Arvidsson et al. zeigen, dass die jungen Frauen, trotz Niedriglöhnen (jene unter 25 Jahren verdienen kaum 500 Euro im Monat) und einer zu den Jobs gehörenden Überstundenkultur, immer noch beteuern, dass sie ihre Arbeit lieben und ebenso die Möglichkeit, neue Fähigkeiten zu erlernen und an dem ‚Buzz‘ der glamourösen Mailänder Modewelt mit ihren Partys und Veranstaltungen teilzunehmen. Die Arbeit wird um ihrer selbst willen aufgenommen und nicht aufgrund der gebotenen Bezahlung. Die Autor_innen kommen zu dem Schluss, dass „Leidenschaft ein Produktionsmittel geworden zu sein scheint, das systematisch propagiert und als Teil des institutionellen Systems, innerhalb dessen Marktwerte produziert werden, eingesetzt wird“ (Arvidsson et al. 2009: 18).

Die Frage, die diese Autor_innen umtreibt, lautet: Was bedeutet es für Frauen, unternehmerische Akteurinnen zu werden? Sie changieren zwischen den vorangegangenen feministischen Forschungen, deren Schwerpunkt eher bei den Arbeitnehmerinnen, nicht bei den Kleinunternehmerinnen, lag und den neuen Fragen, die sich der feministischen Sozialwissenschaft stellen, seit die Arbeitslandschaft mit selbstunternehmerischen Tätigkeiten übersät ist. Wo sind diese in der Trennung zwischen Kapital und Arbeit zu verorten? Müssen wir diese Frauen als knallharte Möchtegern-Kapitalistinnen betrachten, die bereit sind, ihre eigenen Beschäftigten und Praktikant_innen auszubuten? Oder sollte sich feministische Forschung aufgeschlossener zeigen gegenüber dem Bedürfnis von Frauen, selbstunternehmerisch tätig zu sein? Die Autor_innen scheinen ambivalent zu sein, sie erkennen seitens der Modeschöpferinnen eine Art innere Unruhe, die sich in ihren Kollektionen offenbart, welche wiederum die Ängste und Spannungen der ‚vergeschlechtlichten neoliberalen Subjektivität‘ widerspiegeln.

Eine mögliche Antwort auf die Frage, wie soziologisch mit der Kategorie der neuen Selbständigen umzugehen sei, besteht darin, jene Faktoren in den Blick zu nehmen, auf die ich bereits hingewiesen habe: eine erweiterte neue Mittelklasse, deren Subjekte aufgrund ihrer Ausbildung und im Rahmen der breitgefächerten Aufgaben des Kreativitätsdispositivs zur unternehmerischen Beschäftigung angehalten werden, weil andernfalls viele von ihnen im langen, postindustriellen Schatten von Arbeitslosigkeit oder Unterbeschäftigung leben würden. Dem zur Seite steht das von Lazzarato vorgetragene Argument, dass diejenigen, die in der Vergangenheit ‚Arbeiter_innen‘ gewesen wären, heute häufig Unternehmer_innen sind. (Diese *working girls* bzw. Karrierefrauen könnten das Selbstunternehmertum auch deshalb wählen, weil es die Flexibilität bietet, Arbeit und Kinderbetreuung auf eine Art und Weise zu vereinigen, wie es abhängige Beschäftigung nur selten ermöglicht).

Meine These ist, dass *passionate work* eine besondere Form der Retraditionalisierung von Geschlechterverhältnissen (wie Adkins es nannte) darstellt, mittels derer der Konservatismus des Postfeminismus das Erfolgsstreben junger Frauen innerhalb bestimmter Beschäftigungsfelder, wie dem kreativen Arbeitsmarkt, für sich vereinnahmt, die dann zu den Entfaltungsräumen einer äußerst normativen Weiblichkeit werden, wie z.B. der ‚mädchenhaften Begeisterung‘, die als Bereitschaft interpretiert werden kann, jederzeit für wenig Geld zu arbeiten, in der Hoffnung, dadurch irgendwann eine sichere Stelle im jeweiligen Arbeitsbereich zu erlangen (vgl. Adkins 2002). Das würde bedeuten, dass das Konzept *passionate work* einer konsequenteren feministischen Kritik bedarf als der bislang vorgebrachten. Ein Ort der Kritik ist die Prekariatsbewegung, die die kreative Arbeit als zentrale Plattform für neue Methoden und Ausdrucksformen der politischen Aktivität und Agitation versteht. Diese Debatte ist ihrerseits abhängig von der Konzeption des Postfordismus, insofern er die Lebens- und Arbeitsaussichten von Geisteswissenschaftler_innen und Kreativen direkt berührt. Eine feministische Perspektive hinzuzufügen, bedeutet, anzuerkennen, dass die weibliche Teilhabe am Arbeitsmarkt in der postfordistischen Ökonomie sowohl die Summe der durch den Feminismus bewirkten Veränderungen als auch dessen Grenzen aufzeigt. Der Zustrom zum Arbeitsmarkt wird von einem Weiblichkeitsregime überwacht oder gelenkt, das seine Subjekte so anspricht, als seien sie auf den sozialen Aufstieg bedacht und relativ frei von Klassenvorstellungen, insbesondere von der, selbst zur Arbeiterklasse zu gehören oder gehört zu haben. Beschäftigung für Frauen, sei es auch nur in einem Call Center, steht heute für errungene Gleichberechtigung. Im Rahmen einer abhängigen Beschäftigung den Idealen der normativen Weiblichkeit zu entsprechen, gewährleistet eine Art der Entbindung in eine weniger durch die gesellschaftliche Wirklichkeit der Klassenunterschiede und sozialen Ungleichheit belasteten Welt. Indem sie sich faktisch mit ihrer Arbeit verheiratet und viel romantische Energie darauf verwendet, den richtigen Job, statt den richtigen Mann zu finden, kann sich die Frau selbst in die soziale Kategorie einer relativ unbestimmten Mittelklasse erheben. Nachdem sie, sagen wir als Dekorateurin, in einem solchen Bereich angekommen ist, sieht sie sich jedoch mit den Veränderungen konfrontiert, die in einem solchen Ausmaß auf die Mittelklasse einwirken, dass diese auf den Status einer Risikoklasse herabsinkt.

Isabell Lorey argumentiert, dass die Prekarisierung heute die dominierende Form der biopolitischen Gouvernamentalität sei, eine, die nicht nur die bereits marginalisierten oder niedrig qualifizierten Arbeitskräfte betrifft, sondern alle (vgl. Lorey 2014). Für Lorey ist der gegenwärtige Postfordismus gleichbedeutend mit Prekarisierung. Mein Fokus in diesem Beitrag richtet sich dagegen auf die aktive Produktion einer Mittelklasseschicht aus jungen Leuten mit Hilfe bestimmter gouvernementaler Interventionen in das Erziehungs- und Bildungssystem, das Kreativität sowohl als Eintrittskarte für eine begehrten oder sogar leidenschaftliche Arbeit betrachtet als auch als

Köder, als Aufwand für den Abbau der historischen Schutz- und Sicherheitsmaßnahmen. Indem eine solche Ausweitung der Mittelklasse durch die Bereitstellung von Ausbildungen für diese neue kreative Beschäftigungsgruppe betrieben wird, verhindert die Regierung Konflikte und soziale Unruhen. Dadurch kommt es zu einer Ausweitung des neuen (Selbst-)Managements, wie es bereits jahrzehntelang im Bereich der abhängigen Beschäftigung besteht, auf den Bereich der selbständigen Erwerbstätigkeit. Kreativität wird somit ein konkretes Instrument der Arbeitsmarktreform.

Es geht also um die Mittelklasse, allerdings um eine Mittelklasse, die so weit ausgedehnt ist, dass sie im US-amerikanischen Sinne eher einer Bevölkerung als Gesamtheit ähnelt als einem identifizierbaren Bürgertum oder Kleinbürgertum. Einen Bildungsabschluss zu erreichen und einen Job im Medienbereich oder in einer Kunstgalerie zu bekommen, gilt für junge Frauen als Garant für einen Mittelklassestatus, wenn nicht sogar einer komfortablen Mittelklasseexistenz und ökonomischer Sicherheit. Eingedenk des von den Ordoliberalen formulierten Ziels einer Entproletarisierung der Gesellschaft, können wir kreative junge Frauen heute als Exemplare dieses Prozesses betrachten. Allerdings beseitigen die ökonomische Unsicherheit und die Notwendigkeit zu lernen, als Freischaffende zu leben, die bedeutenden Unterschiede nicht, die zwischen den prekären jungen Künstlerinnen oder Kulturschaffenden und jenen Frauen bestehen, die viel weniger Möglichkeiten zur Mobilität haben und für die das Streben nach einem Traumjob ein hoffnungsloses Unterfangen bleibt. Während junge Frauen der Arbeiterklasse, die kinderlos sind, die Option haben, in Clubs auf Ibiza als Tänzerinnen oder Barangestellte zu arbeiten, also auf diese besondere Weise mobil sein können, haben Gleichaltrige, die als alleinerziehende Mütter zu Hause und in Wohnsiedlungen festsitzen, diese Möglichkeiten nicht. Falls sie von Sozialleistungen abhängig sind, werden solche jungen Frauen auf ihren Status festgelegt und für ihre Unfähigkeit zur Mobilität in diversen mediengestützten Moralkampagnen beschämt.

Im Sinne von Hardt und Negris Verständnis kommunistischer Impulse und deren bemerkenswert vorausschauenden Analysen neuer politischer Formationen, die von Ereignissen und Singularitäten, die nicht-homogen sind, begründet werden, begreift Lorey den verallgemeinerten Zustand der Prekarität als Ausgangspunkt für Kämpfe. Im Anschluss an eine frühere, von Gutiérrez Rodríguez vorgelegte Darstellung der spanischen feministischen Gruppierung „*Precarias a la Deriva*“⁷, beschreibt sie die solidarischen Aktivitäten der jungen Spanierinnen, größtenteils Studentinnen, arbeitslose

7 Nach Gutiérrez Rodríguez beschreiben die *Precarias* mit dem Begriff der Prekarität eine Form der materiellen und immateriellen Destabilisierung. Diese wird durch Achsen im Hinblick auf Zeit (Stress, Überlastung, Instabilität, die Unmöglichkeit zu planen), Raum, Einkommen, Hierarchien, Risiken und Körper näher bestimmt. Die Achsen thematisieren einerseits „das Leid und die Gewalt der neuen Lebens- und Arbeitsbedingungen“, verweisen aber andererseits auch „auf eine prekäre Freisetzung neuer Verbindung-, Arbeits- und Lebensweisen“ (Rodríguez 2007: 135).

Akademikerinnen und Künstlerinnen, die anfangen, zu anderen unterbezahlten Prekären quer durch die Stadt Kontakte zu knüpfen, und sich auf diese Weise ein umfassendes Wissen darüber ansammeln, was es heißt, heutzutage als Frau prekär beschäftigt zu sein. Wie all die anderen, die von den autonomen bzw. operaistischen Schriften beeinflusst sind, hält Lorey an der Vorstellung einer Flucht oder eines Exodus als Kampfpraxis fest. Auch ich habe Fluchtlinien aufgezeigt und Möglichkeiten der Veränderung für junge Frauen jenseits des Individualisierungsprozesses und des Selbstunternehmertums. Meine Fluchtbeschreibung betont jedoch weniger voll entfaltete Formen der politischen Organisation, wie jene von der europäischen Prekariatsbewegung entwickelten, sondern eher eine Politik der feinen Risse (*hairline politics*), die häufig durch Prozesse intergenerationaler Tradierung und Erinnerung sichtbar werden. Lorey sieht die *Potenza* in der Praxis des Weggehens und des ‚etwas Neues anfangen‘ – hier klingt Virnos Konzept des Exodus an (vgl. Virno 1996). Das scheint die Idee nahezu legen, im Rahmen eines neuen politischen Imaginären neue Lebensformen auszuprobieren und zu erfinden. Das könnte beispielsweise heißen, das elterliche Heim zu verlassen und in ein besetztes Haus zu ziehen, um die Miet-Lücken-Ökonomie des gegenwärtigen städtischen Wohnungsmarkts zu umgehen.

Wenn wir jedoch bei dem Beispiel der alleinerziehenden Mutter von kleinen Kindern bleiben, die gesetzlich verpflichtet ist, ihre Kinder zur Schule zu schicken und sie, wenn auch in Armut, entsprechend zu versorgen, stößt das Fluchtmodell (ein Haus zu besetzen oder an einen Hunderte von Kilometern entfernten Ort zu ziehen) dort an seine Grenzen, wo gesetzliche und ethische Fürsorgepflichten die Möglichkeiten der freien Bewegung einschränken. Einer solchen Frau würde es schwer fallen, einen Auszug (oder eine Flucht) aus dem Wohnblock in eine nettere, gesündere Wohnung für ihre Kinder zu organisieren, außerdem würde sie umgehend ihre Transferleistungen oder ihre Arbeitsmaßnahme verlieren.

Lorey stellt Robert Castels Kritik an der Kürzung von Sozialleistungen und am Abbau des Wohlfahrtssystems mit der Begründung in Frage, es sei immer ein selektives und protektionistisches System gewesen, das nur dem männlichen Beschäftigten familienlohnbezogene Unterstützung anbot, unter der Bedingung, dass die Ehefrau und die Kinder von ihm als dem Alleinernährer abhängig blieben. Wo Castel in der Re-Konstituierung des Wohlfahrtsstaats ein Instrument zur sozialen Integration und einen Schutz vor Chaos sieht, verweist Lorey zu Recht auf die Ausschlussmechanismen, die den Programmen inhärent sind, welche lediglich die Bevölkerungsgruppe der eigenen nationalen Zugehörigkeit schützen, und betont, dass neue soziale Sicherungsmaßnahmen für alle sein müssten.

Auf den Spuren der verschiedenen, von Grzinic und Reitsamer (2008) zusammengetragenen Artikel, spiegelt Loreys Arbeit eine Verschiebung in den jüngsten Debatten über kreative Ökonomie wider, insofern diese unmittelbarer an antikapitalistische Proteste und die *Occupy*-Bewegung anknüpfen.

Zur Veranschaulichung dessen, was als ‚theoretischer Aktivismus‘ bezeichnet wurde, schreibt Lorey als eine Aktivistin, die, nachdem sie die Prekarität der kreativen Arbeit aufgezeigt hat, die neuen politischen Bewegungen reflektiert, die im Bewusstsein eines geteilten Zustands der Unsicherheit entstanden sind, welcher aufgrund der Sparmaßnahmen, die von den Regierungen als Antwort auf die Bankenkrise, die Staatsverschuldung und die dramatische Abwertung des Euro verordnet wurden, noch größer geworden ist. Diese Verbindung zwischen jungen, akademisch ausgebildeten Bevölkerungsschichten, die in ganz Europa von Arbeitslosigkeit betroffen sind und in Deutschland mit Arbeitsmaßnahmen konfrontiert werden, die Arbeitslosenunterstützung durch Ein-Euro-Jobs ergänzen können, und der Entstehung selbständiger, kreativer und unternehmerischer Arbeitsformen, aus denen neue Formen politischer Organisation hervorgehen, ist überzeugend.

Die neuen feministischen Bewegungen, die innerhalb der breiten Konstellation des prekären Aktivismus ebenfalls anwuchsen, umfassen Allianzen zwischen queerer, transgenderspezifischer und feministischer Politik mit einem Schwerpunkt auf der Care-Arbeit, deren Ausführung von Frauen, einschließlich Müttern, Kindermädchen und Sexarbeiterinnen, erwartet wird. Diese breite Koalition erstreckt sich bis in die globale Modeindustrie, wo es eine lautstarke Kritik an den neuen *sweat-shops* und der Ausnutzung unbezahlter Praktikant_innen bei einigen weltberühmten Modelabels gab. Das hat wiederum ein Bewusstsein geschaffen für die Anomalien des *passionate work*, die zu einer willigen Selbstausbeutung führt, insbesondere in einer Branche wie der Modeindustrie, in der die Arbeitssuchenden vornehmlich weiblich sind. Doch auch das Wissen um den Ruf der Modeindustrie als Ausbeutungsbranche stoppt den Zustrom begeisterter junger Modeschöpferinnen und des dazugehörigen Produktionspersonals in die Branche nicht, und sobald sie, wenn auch nur auf freiberuflicher Basis, in der Modewelt angekommen sind, erstickt die Maschinerie des Unternehmens jeden Dissens und ergreift entsprechende Maßnahmen, die die Fügsamkeit der Arbeitskräfte gewährleisten, was umso einfacher zu bewerkstelligen ist, wenn Verträge befristet und sehr begehrt sind.

Ich habe argumentiert, dass das Kreativitätsdispositiv durch die vergeschlechtlichte Praxis der *passionate work* einen besonderen Impuls erfährt, der insbesondere im Zuge der neoliberalen Wende von *New Labour* durch eine postfeministische Maskerade erweitert und verstärkt wurde. Zusammengekommen entsteht daraus eine mächtige Kraft, um weibliche Konformität mit dem neuen Arbeitsregime zu erzeugen. Die *Karrieremädchen* gehören zu der bevorzugten demographischen Zielgruppe für Magazine wie *Grazia*, die in ihren Ausgaben regelmäßig Rubriken mit unbekannten *straight-ups* junger Frauen veröffentlichen, die von den Herausgeber_innen und Photograph_innen des Magazins auf der Straße ausgesucht werden, deren Modegeschmack mit dem Ethos von *Grazia* übereinstimmt und die später wohl auch im kreativen Sektor arbeiten werden. Wenn junge Frauen sich in Bezug auf

ihren Beruf selbst als leidenschaftlich beschreiben, handelt es sich oftmals um eine jugendliche Überzeugung, die sie im Augenblick ihres Eintritts in den Arbeitsmarkts äußern, sie verspricht jedoch auch im reiferen Alter eine ähnlich professionelle Einstellung, wie sie Sheryl Sandberg (CEO von Facebook) in ihrem Bestseller „Lean In“ formuliert. Darin animiert sie junge Frauen, stets daran zu denken, zu ‚lächeln‘, sodass Lächeln (d.h. die Performance heteronormativer Weiblichkeit) für Frauen einmal mehr zur Vorschrift wird, um auf der beruflichen Laufbahn voranzukommen (vgl. Sandberg 2012).

Wir werden hier nochmal an Hochschilds ethnographische Studien über die Ausbildung des Bordpersonals US-amerikanischer Fluggesellschaften erinnert, in der junge Frauen aufgefordert werden, an ihrem Lächeln zu ‚arbeiten‘ (vgl. Hochschild 1984). Auf diese Weise werden die Subjekte sowohl der abhängigen als auch der selbständigen postfordistischen Arbeit zu einer normativen Weiblichkeit angehalten, die in der leidenschaftlichen Arbeit als eine Art persönlicher Stil, als überschwängliche Begeisterung zum Ausdruck kommt. Da diese Verhaltensweise in exklusiven Restaurants (aber auch in Ketten wie „Pizza Express“), in Kunstmuseen, im Flugzeug, im Warenhaus und (wie Tatjana Turanskyjs Film „Eine flexible Frau“ zeigt) sogar im Call Center üblich wurde, erstaunt es umso mehr, dass Hardt und Negri und die anderen Theoretiker_innen des Postfordismus und der affektiven Arbeit so über die Dominanz der Frauenarbeit hinwegsehen und über die Versuche, auf diesen Arbeitsmärkten die Geschlechterverhältnisse zu retraditionalisieren, als eine Art entpolitisierte Eindämmungsstrategie. Unter diesen Umständen ist beruflicher Erfolg für junge Frauen etwas, wozu man sie beglückwünscht und für das sie gleichzeitig Dankbarkeit bekunden sollen.

Aus dem Englischen von Catrin Dingler

Literatur

- Adkins, Lisa (2002): *Revisions: Gender and Sexuality in Late Modernity*. Buckinghamshire: Open University Press.
- Adkins, Lisa und Dever, Maryanne (2014): *Housework, Wages, Money*. In: *Australian Feminist Studies* 29, 79, S. 50-66.
- Arvidsson, Adam et al. (2010): *Passionate Work? Labour Conditions in the Milan Fashion Industry*. In: *Journal for Cultural Research* 14, 3, S. 295-309.
- Bauman, Zygmunt (2000): *The Individualized Society*. Cambridge: Polity Press.
- Beck, Ulrich (2014): *‘On Metamorphosis’*. Annual Lecture Delivered at the London School of Economics, February.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (2001): *Individualization*. London: Sage.
- Bill, Amanda (2012): *Blood, Sweat and Shears: Happiness, Creativity and Fashion Education*. In: *Fashion Theory* 16, 1, S. 49-66.

- Bourdieu, Pierre (1993): *The Field of Cultural Production*. Cambridge: Polity Press.
- Campbell, Colin (1987): *The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism*. Oxford: Blackwell.
- Donzelot, Jacques (1996): *Pleasure in Work*. In: G. Burchell, C. Gordon und P. Miller (Hrsg.). London: Harvester Wheatsheaf, S. 251-81.
- Dowling, Emma (2007): *Producing the Dining Experience; Measure, Subjectivity and the Affective Worker*. In: *Ephemera* 7, 1, S. 117-132.
- Eine flexible Frau (2010) [Film] Regie Tatjana Turanskyj. Berlin turanskyj & ahlrichs GbR.
- Fielding, Helen (1996): *Bridget Jones's Diary*. London: Picador.
- Gregg, Melissa (2011): *Work's Intimacy*. Cambridge: Polity.
- Grzinić, Marina und Reitsamer, Rosa (Hrsg.) (2008): *New Feminism: Worlds of Feminism, Queer and Networking Conditions*. Vienna: Locker Verlag.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2007): *Sexuelle Multitude und prekäre Subjektivitäten – Queers, Prekarisierung und transnationaler Feminismus*. In: Marianne Pieper, Thomas Atzert, Serhat Karakayali, Vassilis Tsianos (Hrsg.): *Empire und die biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri*. Frankfurt/M.: Campus, S. 125-139.
- Hadjimichalis, Costis (2006): *The End of the Third Italy as We Knew It?* In: *Antipode*. Oxford: Blackwell.
- Hardt, Michael (1999): *Affective Labour*. In: *boundary 2*, 26, 2, S. 89-100.
- Hardt, Michael (2004): *Affektive Arbeit*. In: Thomas Atzert; Jost Müller (Hrsg.): *Im-materielle Arbeit und imperiale Souveränität*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 175-188.
- Hardt, Michael und Negri, Antonio (2000): *Empire*. Boston: University of Harvard Press.
- Hark, Sabine (2014): *Vom Erfolg überholt? Feministische Ambivalenzen der Gegenwart*. In: Hänzli, Dennis/Matthies, Hildegard/Simon, Dagmar (Hrsg.): *Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung*. Sonderband, *Leviathan* 42, 29, S. 76-91.
- Hochschild, Arlie (1983): *The Managed Heart: The Commercialisation of Human Feeling*. Berkeley: University of California Press.
- Larner, Wendy und Molloy, Maureen (2009): *Globalisation, the 'New Economy' and Working Women: Theorizing from the New Zealand Fashion Design Industry*. In: *Feminist Theory* 10, S. 35-59.
- Lorey, Isabell (2014): *State of Insecurity*. London: Verso.
- McRobbie, Angela (1998): *British Fashion Design: Rag Trade or Image Industry?* London: Routledge.
- McRobbie, Angela (2008): *The Aftermath of Feminism: Gender, Culture and Social Change*. London: Sage.
- McRobbie, A. (2015) *Be Creative: Making a Living in the New Culture Industries*. Cambridge: Polity Press.
- Neff, Gina; Wissinger, Elizabeth und Zukin, Sharon (2005): *Entrepreneurial Labor among Cultural Producers: "Cool" Jobs in "Hot" Industries*. In: *Social Semiotics* 15, 3, S. 307-30.
- Pollert, Anna (1981): *Girls, Wives, Factory Lives*. Basingstoke: Macmillan.
- Pollert, Anna (1988): *Dismantling Flexibility*. In: *Capital and Class*, 12:34, S. 42-75.
- Phizacklea, Annie (1990): *Unpacking the Fashion Industry*. London: Routledge.

- Riviere, Joan (1929/1986): Womanliness as Masquerade. In: Burgin, Victor/Donald, James/Kaplan, Cora (Hrsg.): *Formations of Fantasy*. Methuen, London/New York. S. 35-44.
- Savage, Michael et al. (2013) A New Model of Social Class? Findings from the BBC's Great British Class Survey Experiment. *Sociology* 47:2, S. 219-250.
- Sandberg, Sheryl (2013): *Lean in. Women, Work and the Will to Lead*. London: Vintage.
- Skeggs, Beverly (1997): *Formations of Class and Gender*. London: Routledge.
- Terranova, Tiziana (2004): *Network Culture: Politics for the Information Age*. London: Pluto Press.
- Virno, Paolo (1996): *Virtuosity and Revolution: The Political Theory of Exodus*. Radical Thought in Italy: A Potential Politics. Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 189-209.
- Westwood, Sallie (1985): *All Day, Every Day: Factory and Family in the Making of Women's Lives*. Urbana: University of Illinois Press.

Sara R. Farris

Femonationalismus und Staatsfeminismus

Mein Ziel ist es, in diesem Beitrag eine ausschlaggebende, aber stets übersehene Facette jener gesellschaftlichen Transformationen zu analysieren, die in den letzten Jahren durch Geschlechterordnungen herbeigeführt wurden. Ich beziehe mich auf die gegenwärtige Beteiligung einiger Feministinnen an der weit verbreiteten Stigmatisierung von Migrant_innen im Allgemeinen und muslimischen Migrant_innen im Besonderen im Namen der Gleichstellung der Geschlechter.

Um dieses allgemeine Phänomen zu beschreiben, verwende ich den Begriff Femonationalismus. Ich werde kurz erläutern, was ich mit diesem Begriff meine, und den weiteren Geltungsbereich meines Vorhabens erklären, bevor ich zum Kern meines Beitrags komme. Femonationalismus nenne ich jene ideologische Formation, in der heterogene anti-immigrantische und anti-islamische Anliegen nationalistischer Parteien, einiger Feministinnen und neoliberaler Regierungen unter dem Vorzeichen der Gleichstellung der Geschlechter (vgl. Farris 2012) zusammenkommen. Der Begriff erinnert an Jasbir Puars Begriff des Homonationalismus, der sowohl beschreibt, was sie ‚Kollusion‘ der Bewegungen von LGBTQ (Lesben, Homosexuellen, Bisexuellen, Transgender, Queer) und amerikanischem Nationalismus nennt, wie die gleichzeitige Mobilisierung von Homosexuellenrechten durch Nationalisten gegen den Islam (vgl. Puar 2007).

Ähnlich verwende ich den Begriff Femonationalismus, um den komplexen und einigermaßen paradoxen Zusammenhang zwischen Feminismus und Nationalismus, Frauenrechtsbewegungen, Frauenrechtsorganisationen und Islamophobie zu erfassen. Dabei setze ich einen besonderen Schwerpunkt auf drei Länder: Frankreich, Italien und Niederlande. Es gibt jedoch wichtige Unterschiede zwischen Puar und meinem eigenen Ansatz, auf die ich um der größeren Klarheit willen kurz eingehen möchte.

Erstens behandle ich den Femonationalismus als ideologische Formation und nicht als diskursive Taktik. Zweitens benutze ich den Begriff ‚Konvergenz‘ anstelle von ‚Kollusion‘, um die multiplen, widersprüchlichen und spannungsreichen Beziehungen zwischen verschiedenen sozialen und politischen Agenden, die diese ideologische Formation charakterisieren, zu verdeutlichen. Drittens verwende ich den Begriff ‚Nationalismus‘ – vereinfacht definiert als die Überlegenheit, die politische Akteure nationalen Abstammungslinien des Staates, der Kultur oder der Zivilisation zuschreiben – um auf den gemeinsamen Rahmen hinzuweisen, innerhalb dessen diese Konvergenz stattfindet. Schließlich geht es mir um die spezifischen politökonomischen Dimensionen dieser Konvergenz. Daher gehe ich vor allem auf die besonderen

Merkmale der Arbeit von Migrantinnen und die geschlechtliche Arbeitsteilung zwischen – muslimischen und nicht-muslimischen – Migrant_innen und Nicht-Migrant_innen ein, nicht nur auf die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen, sondern auch auf die zwischen Nicht-Migrantinnen und Migrantinnen, um die Materialität der femonationalistischen Ideologie sichtbar zu machen (vgl. Farris 2011). Wie ich anfangs erwähnt habe, möchte ich mich in diesem Beitrag auf einen bestimmten Akteur in der Konvergenz, nämlich den Feminismus, konzentrieren.

Der Femonationalismus hat innerhalb des Feminismus zu tiefgehenden Spaltungen geführt. Die Migrantinnenfrage, insbesondere die Frage der muslimischen Frauen, ist in den letzten Jahren in der Tat ein Feld lebhafter Debatten gewesen, auf dem sich feministische Intellektuelle, Politiker_innen und Aktivist_innen in ganz Europa (und der westlichen Welt) engagiert haben. In Frankreich, Italien und den Niederlanden haben bekannte Feministinnen wie Elisabeth Badinter, Ida Magli und Cisca Dresselhuys öffentlich die Auffassung vertreten, der Islam sei von Grund auf misogyn. Da der Islam als eine Religion gilt, die auf der untergeordneten Rolle der Frauen in der Gesellschaft beharrt und deren Sexualität unter strenger Kontrolle hält, wird behauptet, er sei gegen Frauenemanzipation überhaupt; die Vorstellung eines islamischen Feminismus wird als eine *contradictio in adiecto* abgetan. Auf der anderen Seite des Spektrums haben jedoch Feministinnen in den gleichen Ländern – u.a. Christine Delphy, Annamaria Rivera und Anja Meulenbelt – eine solche Charakterisierung des Islam kritisiert, nicht nur, weil es sich um eine unzulässige Verallgemeinerung handele, sondern auch weil sie dazu beitrage, die wachsenden Ressentiments gegen Immigrant_innen zu schüren. Diese Feministinnen sind sogar der Meinung, mit diesen Positionen bestehe die grundlegende Gefahr, Feminismus und Rassismus auf eine Linie zu bringen.

Ich möchte von vornherein sagen, dass ich mit meiner Position der zweiten Gruppe nahestehende. Insbesondere stimme ich mit jenen Wissenschaftlerinnen überein, welche die Nähe zwischen den antiislamischen Anliegen einiger Feministinnen und Politiker_innen, die sich gegen Einwanderung aussprechen, nicht einfach als eine Frage der Instrumentalisierung der ersteren durch die letzteren behandeln, sondern sie als eine aktive Form der Konvergenz analysieren. Mit anderen Worten, während der Feminismus – als Allgemeinbegriff für die Befreiung der Frauen vom Patriarchat – ganz sicher von politischen Bewegungen gegen Einwanderung instrumentalisiert wurde, welche die Gelegenheit nutzen, die Rechte der Frauen als Waffen im Krieg gegen die (muslimischen) Migrant_innen zu gebrauchen, sollten jene Feministinnen, die eine repressive Politik gegenüber muslimischen oder anderen nicht-westlichen Migrant_innen mit ihren religiösen und sozialen Praktiken im Namen der Geschlechtergerechtigkeit offen befürwortet haben, nicht als passive Zuschauer oder als Opfer von Instrumentalisierung angesehen werden. Vielmehr sollten sie als bewusste politische Subjekte betrachtet werden, die sich von bestimmten Beweggründen und Zielen leiten lassen. Allerdings bleiben die spezifische

Art dieser Beweggründe und Ziele sowie die Auswirkungen der aktiven Konvergenz mit anti-immigrantischen/islamophoben politischen Agenden, die ihr Ergebnis ist, zu klären.

Von kritischen Feministinnen sind bereits sehr überlegte Interpretationen dieses Phänomens vorgelegt worden, besonders in Frankreich. So ist etwa nach Félix Boggio Éwanjé-Épée und Stella Magliani-Belkacem (2012), den Autor_innen einer überzeugenden Kritik, in der der Vorrang des Weißseins im französischen Feminismus in eine historische Perspektive gerückt wird, die Konvergenz zwischen Feminismus und zeitgenössischer Islamophobie strategisch zu verstehen: „Wenn einige Feministinnen zu einer rassistischen oder imperialistischen Politik beitragen können, so deshalb, weil sie die strategischen Chancen ergriffen haben, ihre Forderungen voranzutreiben, indem sie eine Öffnung, die das rassistische System bietet, als Vorteil nutzen“ (2012: 15). Ähnlich beschreibt Christine Delphy (2008) die Konvergenz zwischen Feministinnen, die für das Anti-Schleier-Gesetz sind, mit einer rassistischen französischen Politik, als eine Konvergenz von ‚Opfern‘. Weil sie Anti-Sexismus und Anti-Rassismus gegeneinander stellen und sie als Formen des Kampfes verstehen, die nicht miteinander vereinbar sind, sagt Delphy, haben einige Feministinnen ersteren auf Kosten des letzteren gewählt. Schließlich behauptet die Soziologin Sylvie Tissot, es gebe eine konjunkturelle Konvergenz zwischen dem, was sie ‚Staatsfeminismus‘ nennt, und dem rassistischen System. Sie sagt: „Der Feminismus ist eine der ‚Metaphern für Rassismus‘ geworden“ (Tissot 2007).

In diesem Artikel gehe ich einer Hypothese nach, die auf diesen Interpretationen aufbaut und sie zu erweitern versucht. Ich möchte vor allem einen bestimmten Punkt der Konvergenz zwischen Staatsfeminismus und anti-immigrantischer/anti-islamischer Politik genauer beleuchten, indem ich ein Phänomen fokussiere, das bisher weitgehend übersehen wurde. Ich beziehe mich auf die Aufrufe, die Beschäftigung von Migrantinnen zu fördern, die in ganz Europa integraler Bestandteil der bürgerlichen Integrationspolitik sind. Diese Aufrufe sind, wie ich näher erläutern werde, sowohl von Staatsfeministinnen eingeführt wie durch die Mobilisierung des Staatsfeminismus umgesetzt worden.

Es bedarf an dieser Stelle einer terminologischen Klärung: Erstens, ich übernehme die Kategorie des Staatsfeminismus aus der umfangreichen Literatur zu diesem Thema (vgl. Outshoorn und Kantola 2007) und beziehe mich damit sowohl auf den ‚Mainstream-Feminismus‘, als die von mehreren europäischen Staaten offiziell bestätigte Position in Bezug auf die legitime Bedeutung der Frauenrechte, wie auf Frauenrechtsorganisationen, staatliche Gleichstellungsstellen und/oder staatlich bestellte Ausschüsse, welche die Positionen des Mainstream-Feminismus zum Ausdruck bringen. Zweitens, ich benutze – anstelle von ‚muslimische Frauen‘ – den Begriff ‚Migrantinnen‘, um mich auf die allgemeine Gruppe der Migrantinnen zu beziehen, die Staatsfeministinnen und Anti-Immigrationspolitiker_innen im Rahmen der

Integrationspolitik entdeckt haben. Obwohl sich in den letzten Jahren Diskussionen über die Viktimisierung von Frauen in nicht-westlichen Kulturen auf den Islam konzentriert haben, behaupte ich, dass ‚muslimische Frauen‘ für das europäische Stereotyp der Migrantinnen im Allgemeinen die Rolle eines *pars pro toto* spielen. Selbst wenn sie durch Diskussionen über das Patriarchat (und dessen Darstellungen) innerhalb der muslimischen Migrant_innengemeinschaften gründlich informiert sind, zielen die integrationspolitischen Strategien und die ökonomischen Aspekte, die ich diskutieren werde, tatsächlich auf Migrantinnen insgesamt ab.

1. Vergeschlechtlichte Integration als Workfare

In der wachsenden Literatur über die Gender-Dimensionen der Integrationspolitik in Europa – d.h. jener Politik, die von Migrant_innen verlangt, Kenntnisse der Sprache, der Geschichte und der Werte des Ziellandes nachzuweisen, ehe ein Visum erteilt wird – ist die Tatsache, dass diese Politik sich an Migrantinnen als Lohnarbeiterinnen wendet, mit wenigen Ausnahmen, völlig übersehen worden (vgl. Kirk und Suvarieriol 2013; Gourdeau 2013). Die Diskussionen wurden von den kulturellen Aspekten jener Ansprüche beherrscht (vgl. etwa die Bilder niederländischer Frauen, die ohne Oberteil ein Sonnenbad nehmen, in den Integrationsmaterialien für die Niederlande), und doch sind die ökonomischen Aspekte sehr wichtig. Die wirtschaftliche Integration von Migrantinnen ist in der Tat eines der Hauptziele der europäischen Leitlinien zur zivilgesellschaftlichen Integration. In der Agenda der Europäischen Kommission von 2011, dem Dokument, das die Philosophie des gesamten zivilen Integrationsprojekts in Europa zusammenfasst, wird die Gleichstellung der Geschlechter nahezu ausschließlich in Bezug auf Erwerbstätigkeit erwähnt.

Die Privilegierung der Arbeit als Hauptarena von Eingriffen zur Förderung der Gleichstellung von Männern und Frauen auf EU-Ebene ergibt sich aus der strikten Bindung der neueren Integrations- und Migrationspolitik an die so genannte *Europa 2020*-Strategie. Dabei handelt es sich um den im Jahr 2010 von der Europäischen Kommission ausgearbeiteten Masterplan, mit dem Parameter zur Förderung der europäischen Wirtschaft festgelegt wurden: Die Erwerbsquote der Bevölkerung in der EU soll bis 2020 auf 75 % erhöht werden. Die *Europa 2020*-Strategie ist die Ratifizierung des *Job first*-Prinzips, das in den späten 1990er Jahren allmählich überall in der EU übernommen und besonders während der jüngsten Finanzkrise stark aktiviert wurde, auf der Ebene der EU.

Durch die Übernahme des *Job first*-Prinzips und des 75 % Ziels als Organisationsperspektiven verwandelt sich Europa aus einem Wohlfahrts-Regime zunehmend in ein Workfare-Regime. An die Stelle eines Systems, das auf Formen der allgemeinen Solidarität beruht, die an die Bürgerrechte gebunden sind, tritt ein System, das auf selektiven und temporären Vertragsbeziehungen basiert, das zwischen verdienstvollen und unwürdigen Armen unterscheidet und die Bürgerrechte entuniversalisiert – alles in schönstem Einklang mit dem Neoliberalismus (vgl. Wacquant 2010). Die neoliberale Ideologie, welche die Workfare-Politik prägt, ist besonders hart, wenn es um bestimmte Gruppen von Migrant_innen geht, und wirft damit ein Schlaglicht auf die ‚Rassen‘- und Klassenvorurteile dieser Politik. Während ‚Hochqualifizierte‘ und Migrant_innen aus dem Westen in einigen Ländern von den Integrationsprüfungen ausgenommen sind, werden ‚geringqualifizierte‘ und nicht-westliche Migrant_innen, die eine Familienzusammenführung erreichen wollen, strengen Workfare-Programmen unterzogen.

Die ideologische Infrastruktur, welche die ökonomischen Anforderungen oder die mit der Integrationspolitik verknüpften Workfare-Maßnahmen durchdringt, ist in besonderer Weise geschlechtsgebunden. Das Bedürfnis, die Erwerbstätigkeit von Migrantinnen zu fördern, das sowohl in Workfare- wie in Integrationsrichtlinien Priorität zu haben scheint, beruht eigentlich nicht so sehr auf der Annahme, dass Frauen dem System als Parasiten zur Last fallen könnten – wie im Falle migrantischer Männer, besonders in der öffentlichen Debatte in den nationalen Medien, ständig behauptet wird. Vielmehr wird auf die Integration von Migrantinnen in den Arbeitsmarkt soviel Wert gelegt, weil man sie als eine Chance sich zu ‚emanzipieren‘ auslegt. In den offiziellen Dokumenten der Europäischen Kommission, in denen die Parameter für die Integration von Migrant_innen entwickelt werden, wird diese Vorstellung sehr deutlich; da Arbeit „eine der besten und konkretesten Möglichkeiten ist, sich in die Gesellschaft zu integrieren“, sollen Integrationspakete auf nationaler Ebene „die spezifischen Bedürfnisse der Migrantinnen ansprechen, um ihre Beteiligung am Arbeitsmarkt zu fördern und *ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit zu stärken*“ (European Commission 2011: 7, Hervorhebung S. R. F.).

In den letzten Jahren wurden auf EU-Ebene eine Fülle statistischer Daten, zahlreiche länderübergreifende Studien und politische Dokumente aufgegeben, um zu zeigen, dass migrantische Frauen im Vergleich zu migrantischen Männern niedrigere Beschäftigungs- und Erwerbsquoten aufweisen. Die geringere Beteiligung von Migrantinnen am Arbeitsmarkt wird mehr oder weniger explizit ihrer kulturellen Rückständigkeit zugeschrieben. Sie wird dafür verantwortlich gemacht, dass Frauen in einem Zustand der Unterwerfung und wirtschaftlicher Abhängigkeit gehalten und daher nicht ermutigt werden, einer bezahlten Arbeit nachzugehen. Im Falle der nicht-westlichen Frauen, die zumeist als Familienmitglieder nach Europa kommen, wird der Nachdruck auf Erwerbsarbeit als Paradebeispiel der Integration folglich nicht

nur durch die Workfare-Strategie der EU bestimmt, sondern entspringt auch jener besonderen Interpretation der Gleichstellung der Geschlechter, die der Staatsfeminismus propagiert. Für die europäischen Staatsfeministinnen war die Förderung der Gleichstellungspolitik in den letzten Jahren offenbar von der allgemeinen Vorstellung geprägt, dass Arbeit die Frauen befreie; dementsprechend sollte als Prüfstein für die Gleichstellung der Geschlechter außerhäusliche Arbeit herhalten.

Auch wenn nicht ausdrücklich von Workfare die Rede ist, sondern von Geschlechtergerechtigkeit zugunsten wirtschaftlicher Unabhängigkeit der Frauen, ist der Nachdruck, mit dem der Staatsfeminismus die Frauen – einschließlich der Migrantinnen – für die Erwerbsarbeit mobilisieren will, um die von der *Europa 2020*-Strategie festgelegten Ziele zu erreichen, einer der Punkte, an denen er auf eine irgendwie paradoxe Weise mit neoliberalen rassistischen politischen Agenden konvergiert. Aber welche konkreten Folgen hat dieses Paradoxon für das Leben von Migrantinnen auf nationalstaatlicher Ebene?

2. Integration von Gender (und ‚Rasse‘) als Pflegearbeit

Um eine Vorstellung davon zu geben, wie wirtschaftliche Integrationsprogramme für Migrantinnen in Europa umgesetzt werden, werde ich auf zwei Fälle kurz eingehen: die Niederlande und Frankreich. Bezeichnend ist insbesondere der niederländische Fall. 2007 hat die Kommission für die Beteiligung von Frauen ethnischer Minderheiten oder PaVEM (*Participatie van Vrouwen uit Etnische Minderheden*), die 2003 eingerichtet worden war, um das Problem der Integration von Migrantinnen in Angriff zu nehmen, ein Programm zur Förderung der Teilnahme von Migrantinnen am Erwerbsleben entworfen. Unter der Aufsicht des Ministeriums für Bildung, Kultur und Wissenschaft, das für die Gleichstellung der Geschlechter zuständig ist, wurde das so genannte „Tausend und eine Kraft“-Projekt (*Duizend en één Kracht*) ins Leben gerufen. Das Programm hatte den Anspruch, Migrantinnen, die sich Integrationsprogrammen unterzogen, zur Teilnahme an der Zivilgesellschaft zu ermutigen, indem sie ausdrücklich eingeladen wurden, ehrenamtliche Arbeit zu übernehmen. In einer bizarren Verkehrung von Mittel und Zweck, wurde die *unbezahlte* freiwillige Arbeit tatsächlich als Königsweg dargestellt, um das Ziel ökonomischer Unabhängigkeit zu erreichen. Wie Kate Kirk und Semin Suvarieriol feststellen, wurde das Projekt umgesetzt, obwohl Forschungsergebnisse aus dem Niederländischen Institut für Sozialforschung (SCP) vorlagen, die zeigten, dass die meisten befragten Migrantinnen unbezahlte ehrenamtliche Arbeit nicht befürworteten (vgl. Kirk und Suvarieriol

2013; Snelders et al. 2011). Vor allem wollten sie die Art der ehrenamtlichen Arbeit nicht ausführen, zu der sie das Projekt hauptsächlich ermutigte: das heißt, Pflegearbeit in Krankenhäusern und Einrichtungen für Kinder, häusliche Pflege in Alten- und Behindertenheimen.

Das „Tausend und eine Kraft“-Projekt war keine vereinzelte oder ungewöhnliche Initiative. Vielmehr war es Teil der Bewegung in Richtung Workfare, welche die niederländische Regierung in den frühen 1990er Jahren initiiert hatte (vgl. Entzinger 2006), die zunehmend auf Migrantinnen und Frauen aus ethnischen Minderheiten abzielte. In den Niederlanden stimmten also die Aufrufe von Workfare und Staatsfeminismus zur Beteiligung von Frauen am Arbeitsmarkt nicht nur darin überein, dass von Migrantinnen erwartet wurde, unentgeltlich zu arbeiten, sondern auch darin, dass sie ermutigt wurden, in den Reproduktionssektor zu gehen.

Mit dem Gesetz zur Integration von Migrant_innen wurde in Frankreich seit 2009 ein ‚berufliches Eignungsprofil‘ (*bilan de compétences professionnelles*) als obligatorische Voraussetzung für alle Unterzeichner_innen des Aufnahme- und Integrationsvertrags (*Contrat d'accueil et d'intégration*) eingeführt. Die Einführung des obligatorischen beruflichen Eignungsprofils wurde als Instrument gegen die benachteiligte Stellung der Migrationsbevölkerung auf dem Arbeitsmarkt gesehen, vor allem sollte etwas gegen die Benachteiligung des weiblichen Teils dieser Bevölkerung geschehen. Denn obwohl die Frauen im Durchschnitt besser ausgebildet waren als die Männer, wie eine nationale Erhebung (Infos Migration 2011) belegt, hatte sich das höhere Ausbildungsniveau der Migrantinnen nach zwei Jahren in Frankreich nicht in einen Arbeitsmarkterfolg umgesetzt, vielmehr hatten Frauen größere Schwierigkeiten als Männer, einen Job zu finden.

Das berufliche Eignungsprofil, das neu eintreffenden Migrant_innen vermittelt einer Beurteilung ihrer Fähigkeiten und Einstellungen angeblich helfen kann, die passende Stelle zu finden, hat sich jedoch mittlerweile in ein Kontrollinstrument für Angebot und Nachfrage verwandelt, hauptsächlich im Hinblick auf letztere. Alles in allem hat die Ermutigung von Migrantinnen sich aktiv am Arbeitsmarkt zu beteiligen und die Entwicklung von Instrumenten (wie dem beruflichen Eignungsprofil), mit denen sie Hindernisse auf ihrem Weg angeblich besser überwinden sollten, sie *de facto* auf jene Arbeitsplätze gelenkt, die die im Lande geborenen Frauen und Männer nicht übernehmen wollen: Hauswirtschaft, Reinigung, Kinderbetreuung, Pflege und Fürsorge (vgl. Leroi und Thévenot 2011). Selbst wenn sie über ein höheres Bildungsniveau und ganz andersgeartete frühere Berufserfahrungen verfügen, werden Migrantinnen in Frankreich wie in den Niederlanden systematisch in den Bereich der Reproduktion gelenkt. Vor diesem Hintergrund erscheint die prominente Rolle, die französische Staatsfeministinnen in Europa bei der Stigmatisierung nicht-westlicher, vor allem muslimischer Kulturen und religiöser Praktiken als Hort aller Misogynie und Integrationshindernis

übernommen haben, als ebenso widersprüchlich wie ihre Unterstützung von Integrationsmaßnahmen für Migrantinnen.

Statt die Migrantinnen zu stärken, scheinen der institutionelle Diskurs und die Praxis der französischen *intégration républicaine*, die viele Feministinnen begeistert übernommen haben, bisher eine Richtung einzuschlagen, in der gerade jene Formen geschlechtlicher Diskriminierung verstärkt werden, die der französische Staatsfeminismus so lautstark angeprangert hat. Die Einführung von Integrationsstrategien, die Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt ‚aktivieren‘ sollen, verschlimmert in Wirklichkeit den hochgradig feminisierten und rassistierten Arbeitsmarkt von Pflege- und Hausarbeit in seiner Struktur noch mehr (vgl. Gourdeau 2013; Scrinzi 2011).

Der Fürsorge- und Haushaltssektor oder der Reproduktionssektor (Reinigung, Hauswirtschaft, Kinderbetreuung, Krankenpflege, Fürsorge) scheint also der einzige Wirtschaftszweig zu sein, in dem Migrantinnen zur Arbeit aufgefordert oder gedrängt werden, und wo sie sogar ehrenamtlich arbeiten sollen. Dieser Befund lässt die ‚emanzipatorischen‘ Kapazitäten der Workfare-Politik für Migrantinnen nicht gerade in strahlendem Licht erscheinen. Uns stellt sich im Anschluss daran insbesondere die Frage, ob die nahezu ausschließliche Verfügbarkeit von Pflege- und Hausarbeit für Migrantinnen wirklich dazu angetan ist, ihre Integration zu verbessern. Zweifellos hat der Staatsfeminismus sich bei der Umsetzung der Vorschriften der Europäischen Kommission bezüglich der Erwerbsarbeit von Migrantinnen in beiden Ländern an vorderster Front engagiert und hat die Migrantinnen auf Arbeitsplätze in der Pflege und im Haushalt gelenkt. Damit hat der Staatsfeminismus allerdings (bewusst oder unbewusst) zur Reproduktion von Pflege- und Hausarbeit als vergeschlechtlichter und zunehmend auch rassistierter Tätigkeit beigetragen. Indem er den Workfare-Aufrufen der Integrationspolitik Folge leistete und die Umsetzung von Programmen unterstützte, mit denen Migrantinnen in den Pflege-, Reinigungs- und Haushaltsbereich abgeschoben wurden, pflichtete der Staatsfeminismus faktisch der neoliberalen Workfare-Ideologie bei, mit der gesellschaftliche Spaltungen entlang der Bruchlinien von Geschlecht, ‚Rasse‘ und Klasse perpetuiert werden. Es ist ziemlich bemerkenswert, dass die Umbesetzung und Neudefinition der Arbeit von Migrantinnen als Chance für wirtschaftliche Unabhängigkeit und Emanzipation – unter der stereotypen Annahme, dass sie ‚abhängig‘ und rückwärtsgewandt seien – zumeist im Namen einer Emanzipation der Frauen durch Teilnahme an der Produktion vorgeschlagen wird.

Die Frage ist dann allerdings, warum eben diese Vorstellung von Frauenemanzipation durch Teilnahme an der Produktion nun dazu benutzt wird, Migrantinnen in die ‚soziale Reproduktion‘ zu drängen?

3. Produktive Arbeit, produktivistische Ethik und soziale Reproduktion

Ökonomische Unabhängigkeit von Frauen und ihr gleichberechtigter Zugang zum Arbeitsmarkt war von Anfang an eine der wichtigsten, aber auch kontrovers diskutierten Forderungen der Frauenbewegung. Tatsächlich führte diese Forderung mehr als jede andere zu Spaltungen, vor allem zwischen liberalen und sozialistischen Feministinnen. Während erstere für die Einbeziehung von Frauen in den Bereich der ökonomischen Produktion und damit gegen die Einschließung von Mittelschichtfrauen in der Privatsphäre kämpften, wollten letztere die Kämpfe der Frauen aus den bäuerlichen und Arbeiterschichten vertreten, die dem Heer der Arbeitskräfte schon längst einverleibt worden waren (vgl. Tilly und Scott 1978). Zu einem historischen Zeitpunkt, an dem der Aufstieg der Frauenbewegung in Europa mit der Entstehung und Konsolidierung industrieller Massengesellschaften und den harten sozialen Ungleichheiten, welche diese Industrialisierung hervorbrachte, zusammenfiel, trennten die sozialen Klassen (und in diesem historischen und geographischen Kontext in geringerem Maße auch die ‚Rasse‘) Frauen mehr als ihr Geschlecht sie vereinen konnte.

Ich würde sagen, dass es das Aufkommen des Fordismus im zwanzigsten Jahrhundert und die Entwicklung des so genannten Ernährermodells waren, welche die geschlechtliche Arbeitsteilung jenseits der Klassen grundlegend veränderten und damit eine gemeinsame Grundlage für Frauensolidarität boten. In den verschiedenen Ländern setzte der Fordismus in unterschiedlichen Schritten und Phasen ein neues Gesellschaftsmodell durch, das alle Bereiche des öffentlichen und privaten Lebens prägte. Dem männlichen Ernährermodell lag eine Reihe von Annahmen über die Geschlechterrollen zugrunde, insbesondere über die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen im Haushalt. Die Verantwortung der Männer bestand darin, für das Haupteinkommen der Familie zu sorgen, während es die Pflicht der Frauen war, die Hausarbeiten, die Betreuung der Kinder und oft auch die Fürsorge für ältere Familienmitglieder zu übernehmen.

Die Stärke des Modells und der geschlechtlichen Arbeitsteilung, die damit einherging, wurde durch eine Reihe sozialstaatlicher Regelungen gewährleistet, die das Überleben der Familie mit einem Einkommen sowohl in der Mittelschicht wie in der Arbeiterklasse ermöglichten. Die traditionelle, heterosexuelle und patriarchalische Kernfamilie war die maßgebliche soziale Einheit, in der die produktivistische Disziplin gestärkt und wiederbelebt wurde. Henry Ford selbst war überzeugt, dass „stabile und disziplinierte Arbeitskräfte durch die Institution der traditionellen Familie reproduziert wurden, und er verlangte, dass seine Arbeitnehmer sich an dem Modell orientierten“ (Weeks

2011: 64). Kurz gesagt, weibliche Abhängigkeit war sowohl in die Vorstellung vom Familienlohn wie in den Fordismus insgesamt eingeschrieben.

Eine weitere Annahme, auf der der Fordismus und das Ernährermodell beruhten, betraf das Wesen der Haushalts-, Fürsorge- oder Reproduktionsarbeit: Sie galt nicht als Arbeit und nicht als produktiv und wurde mithin nicht als eine Tätigkeit angesehen, die zu einer Entlohnung berechtigt. Obgleich der Fordismus an sich nicht für die Abwertung der Reproduktionsarbeit verantwortlich war, die viel früher begonnen hatte (vgl. Federici 2004), trug er zur Verstärkung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und ihrer Ausweitung auf die Arbeiterklasse bei.

Im Kontext des Fordismus mit seiner Nivellierung von Frauen unterschiedlicher sozialer Herkunft auf den Status der Hausfrau und mit seinem spezifischen Modus der Abwertung von Haushalts-, Fürsorge- oder Reproduktionsarbeit, können wir die Forderung der zweiten Welle des Feminismus nach Gleichstellung im ökonomischen Bereich und nach dem Zugang von Frauen zu Erwerbsarbeit als ‚Werkzeug‘ ihrer Emanzipation verstehen. Diese Forderung lag tatsächlich quer zu den verschiedenen politischen Strömungen des Feminismus. Von Simone de Beauvoir bis zu Betty Friedan machte sich die Mehrheit der Feministinnen die Vorstellung zu eigen, dass Reproduktionsarbeit im Haushalt eine Entmachtung der Frauen und im Gegenzug Erwerbsarbeit eine Voraussetzung ihrer Emanzipation sei.

So viel zum Fordismus. Mit dem Aufkommen des sogenannten Postfordismus und des Neoliberalismus ist seit den späten 1970er und 1980er Jahren die Eingliederung der Frauen in bezahlte Arbeit Wirklichkeit geworden. Die große Mehrheit der erwerbsfähigen Frauen in Westeuropa wurde, wenn auch in unterschiedlichem Tempo und zu unterschiedlichen Prozentsätzen, in den Arbeitsmarkt integriert. Allerdings unterscheiden sich die Voraussetzungen, unter denen dieses Phänomen stattgefunden hat, sehr von denen, die im Fordismus vorherrschten. War der Fordismus die Ära der Fabrikation, der relativen Stabilität von Arbeit und Einkommen und der Verfügbarkeit eines breiten Netzwerks von Sozialleistungen, die auch einer Arbeiterfamilie mit nur einem Einkommen zu angemessenem Lebensstandard verhalf, ist der Postfordismus die Ära des Dienstleistungssektors, in der berufliche Flexibilität, Teilzeitarbeits- oder Zeitarbeitsverträge und die Erosion der Sozialleistungen das Leben von Doppelverdiener-Familien beherrschen.

Unter dem Postfordismus und dem Neoliberalismus sind die Folgen der Einbindung von Frauen in den Arbeitsmarkt daher für die Geschlechterrollen und die feministischen Forderungen selbst dramatisch. Die Kämpfe für den Zugang von Frauen zur Erwerbsarbeit wurden zunehmend durch Kampagnen für gleichen Lohn und gleiche Chancen in der Arbeitswelt ersetzt; Klagen gegen die gläserne Decke der Männer, die viele Frauen davon abhält, Führungspositionen zu erreichen, gingen mit der Einführung institutioneller Regelungen einher, die Unternehmen zu Geschlechterquoten und Fördermaßnahmen verpflichten.

Obwohl in den Kämpfen, die gläserne Decke zu durchstoßen, immer noch nur eine Minderheit weiblicher Arbeitskräfte mit ihren Forderungen vertreten ist, wobei die meisten Frauen aufpassen müssen, nicht durch „einen strukturell instabilen Boden“ zu fallen (Weeks 2011: 151), ist die Mehrheit der Frauen in Westeuropa inzwischen effektiv in die Sphäre der Produktion eingegliedert. *Aber die Reproduktion ist nicht verschwunden.* Dennoch wurden der Dominanz der produktivistischen Ethik und der Privilegierung einer gleichermaßen ‚produktivistischen‘ politischen Agenda in den Kreisen des staatsfeministischen Mainstreams keine ähnlich kraftvollen Kampagnen für die Versorgung mit öffentlichen Fürsorge- und Pflegeeinrichtungen und die Stärkung des Wohlfahrtsstaates entgegengesetzt. Stattdessen werden selbst die bescheidenen öffentlichen Betreuungseinrichtungen, die in den meisten europäischen Ländern zur Verfügung stehen, zunehmend von der neoliberalen Politik hinweggefeht, so dass die meisten Familien in eine Situation kommen, in der die für die soziale Reproduktion zur Verfügung stehende Zeit immer knapper wird und die entsprechenden Aufgaben (immer häufiger) auf die Schultern nicht-westlicher Migrantinnen verlagert werden.

4. Westliche produktivistische Ethik für nicht-westliche Reproduktionsarbeiterinnen

Vor diesem Hintergrund ist es meiner Meinung nach erklärungsbedürftig, warum die politischen Maßnahmen zugunsten der wirtschaftlichen Integration von Migrantinnen diese Frauen am Ende in den Pflege- und Haushaltsbereich gedrängt haben. Insbesondere die sehr kurze kritische Genealogie der produktivistischen Ethik des westlichen Feminismus, die ich oben skizziert habe, kann uns helfen, das Paradox aufzulösen, das aus der Diskrepanz hervorgeht zwischen dem staatsfeministischen Appell an Migrantinnen, erwerbstätig zu werden, um ökonomisch unabhängig zu sein, einerseits, und der beunruhigenden Wirklichkeit, in der Migrantinnen gedrängt werden, umsonst zu arbeiten (wie in den Niederlanden), oder systematisch in die Privatsphäre oder soziale Reproduktion abgeschoben werden, andererseits.

Die Arbeit, zu der Migrantinnen von Staatsfeministinnen und Integrationspolitiker_innen aufgefordert werden, ist mit anderen Worten genau die, der die Mainstream-Feministinnen entkommen wollten, nämlich Reproduktionsarbeit. Freilich macht die Tatsache, dass Arbeitsplätze im Reproduktionssektor, auf den Migrantinnen beschränkt werden, heute Lohnarbeitsplätze sind, einen wichtigen Unterschied zu der Situation aus, welche die Feministinnen der zweiten Welle anprangerten. Doch hat die Bezahlung von Reproduktionsarbeit in den heutigen europäischen (und westlichen) Gesellschaften

in keiner Weise zu ihrer sozialen Rehabilitation beigetragen. Im Gegenteil, Pflege-, Fürsorge- und Haushaltstätigkeiten werden weiterhin als ungelern-te, geringfügige, punktuelle, servile und schmutzige Arbeit wahrgenommen. Diese Arbeit ist damit weiterhin sozial stigmatisiert, wird sehr schlecht bezahlt und ist bei den meisten europäischen Frauen unbeliebt (vgl. Anderson 2000; Lutz 2011).

5. Eine westliche feministische Teleologie der Emanzipation und ihre performativen Widersprüche

Anlässlich der Sozialreform in den USA im Jahre 1996 – der Einführung von Workfare, die alleinerziehende Schwarze Mütter unverhältnismäßig stark be-traf – stellte Gwendolyn Mink fest:

Wenn der Rassismus es den Politiker_innen ermöglicht hat, arme alleinerziehende Mütter als Bürgerinnen und Mütter zu negieren, so hat der weiße Mittelschichtsfeminismus den Politiker_innen zu einer Entschuldigung verholfen. Der Nachdruck, mit dem weiße Mit-telschichtsfeministinnen das Recht der Frauen auf außerhäusliche Arbeit vertreten haben – und die zunehmende Präsenz von Frauen auf dem Arbeitsmarkt – gab den Konservativen Deckung, die darauf aus waren, von alleinerziehenden Müttern Lohnarbeit zu verlangen, selbst wenn sie die traditionelle Familie verteidigten (Mink 1998: 23f.).

Mink erfasst die Auswirkungen des Paradoxons, das ich oben erwähnt habe, auf prägnante Weise: Wenn die ‚produktivistische Ethik‘ des Feminismus mit neoliberaler oder konservativer Workfare-Politik konvergiert, die zwangsläufig auf das Leben armer Frauen (Migrantinnen und Nicht-Migrantinnen gleichermaßen) abzielt, dann sind ‚rassen‘-, klassen- und geschlechtsspezifische Formen der Unterdrückung die unvermeidlichen Folgen dieser Liaison.

Wenn Staatsfeministinnen eine Integrationspolitik vertreten, die Migran-tinnen empfiehlt (oder sie drängt) erwerbstätig zu sein, mit dem Versprechen, dies würde ihre Integration und wirtschaftliche Unabhängigkeit verbessern, so schlagen sie mehr oder weniger stillschweigend vor, dass die Migrantinnen die Vorstellung westlicher Feministinnen von Emanzipation durch produktive Arbeit übernehmen. Der Appell des Staatsfeminismus an die Migrantinnen, erwerbstätig zu sein, kann mit anderen Worten als Empfehlung verstanden werden, dass sie die gleichen ‚Stadien‘ wie die westeuropäischen Frauen im zwanzigsten Jahrhundert durchlaufen sollen, um jene schwer erkämpfte Gleichheit zu erreichen, deren sich letztere angeblich erfreuen. Die pro-duktivistische Ethik, welche die an Migrantinnen gerichteten Aufrufe zur Erwerbsarbeit prägt, verwandelt sich so in *eine teleologische Vorstellung der Emanzipation*. Dementsprechend stellt die Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt das *Telos* für ihre Emanzipation dar; oder, um es anders auszu-

drücken, die Erwerbsarbeit wird zu jenem Stadium, dass es Frauen angeblich ermöglicht, sich dem Zustand der Unterordnung, ökonomischen Abhängigkeit und Isolation, den die Reproduktions- oder Privatsphäre darstellt, zu entziehen.

Indem er nicht-westliche Migrantinnen dazu auffordert, erwerbstätig und damit ‚ökonomisch unabhängig‘ zu werden, das heißt, den Weg einzuschlagen, den westliche Feministinnen ihrer eigenen Emanzipationserzählung zufolge gegangen sind, behandelt der Staatsfeminismus diese Frauen so, wie Entwicklungs- und Modernisierungstheorien mit unterentwickelten Nationen verfahren: Sie sind immer einen Schritt (oder mehrere Schritte) hinterher und deshalb werden sie ‚aufholen‘ müssen. Wir können jedoch festhalten, dass so, wie die Ausbeutung der ‚natürlichen Ressourcen‘ nicht-westlicher Länder dem Westen ‚erlaubt‘, seine Produktions- und Konsumtionsmuster zu halten, es die soziale Reproduktionsarbeit der Migrantinnen ist, die es europäischen Frauen und Männern einschließlich der Staatsfeministinnen, die behaupten, Migrantinnen vor ihren „brown men“* zu retten, ‚erlaubt‘, nicht nur ‚preiswerte‘ (wenn nicht gar unentgeltliche) Fürsorge- und Pflege zu bekommen, durch die sie sich am außerhäuslichen Arbeitsmarkt beteiligen können, sondern auch, die Illusion zu behalten, dass die Gleichstellung der Geschlechter erreicht wurde.

Letzten Endes möchte ich meinen, dass wir angesichts dieses speziellen Zusammentreffens von Umständen und der Entwicklungen, die ich in diesem Text beschrieben habe, die gegenwärtige Konvergenz zwischen Feminismus und anti-migrantischen und anti-islamischen politischen Agenden im Namen der Frauenrechte als einen *performativen Widerspruch* betrachten können, dessen Auswirkungen für die Kämpfe der Frauen insgesamt möglicherweise katastrophal sind. Ein performativer Widerspruch tritt auf, wenn es eine Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, zwischen Proposition und Performanz gibt, oder zum Beispiel, wenn den Prinzipien, die das politische Handeln leiten, durch eben diese Handlung widersprochen wird.

Obwohl performative Widersprüche auch fortschrittlicher Politik dienlich sein können – wie in Judith Butlers überzeugender Behandlung des performativen Widerspruchs des Begriffs vom Universalismus der Rechte in den Händen der unterdrückten Subjekte (2000) – verwende ich diesen Begriff hier, um vor allem ihre schädlichen Folgen zu betonen. In dem besonderen islamfeindlichen und rassistischen Kontext, in dem diese Widersprüche entstanden sind, werden wir nicht mit den performativen Widersprüchen unterdrückter Subjekte konfrontiert (wie in Butlers Analyse), sondern mit politischen Subjekten, die die Voraussetzungen und die Rolle der Unterdrücker verinnerlicht haben.

Die staatsfeministische Umsetzung von Maßnahmen zur ökonomischen Integration von Migrantinnen im Bereich der sozialen Reproduktion ist in der

* Anmerkung der Herausgeberinnen: Farris bezieht sich hier auf eine Formulierung Gayatri Chakravorty Spivaks: „White men saving brown women from brown men“ (1988: 296).

Tat eine besondere ‚Performanz‘ die, obgleich sie als Instrument dargestellt wird, mit dem Migrantinnen in die Lage versetzt werden sollen *to undo gender*, die Bedingungen für intersektionale rassistische Diskriminierung ebenso produziert und verstärkt wie die Bedingungen für die Konstruktion und Perpetuierung von Geschlechterrollen. Staatsfeministinnen, die Maßnahmen unterstützen, welche als das beste Mittel zur Erreichung des Ziels der Befreiung der Frauen aus vermeintlich patriarchalen Kulturen gepriesen werden, opfern mit anderen Worten nicht einfach ihren Anti-Rassismus zugunsten von Anti-Sexismus. Vielmehr fördern sie aktiv jene Voraussetzungen für die Reproduktion der Segregation von Frauen auf gesellschaftlicher Ebene, für traditionelle Geschlechterrollen und Ungerechtigkeit zwischen den Geschlechtern, die sie zu bekämpfen behaupten. Durch die Unterstützung rassistischer Politik im Namen der Geschlechtergerechtigkeit setzen europäische Staatsfeministinnen am Ende eben diese aufs Spiel.

Aus dem Englischen von Regine Othmer

Literatur

- Anderson, Bridget (2000): *Doing the Dirty Work: The Global Politics of Domestic Labour*. London: Zed Books.
- Boggio Éwanjé-Épée, Félix/Magliani-Belkacem, Stella (2012): *Les féministes blanches et l'empire*. Paris: La Fabrique.
- Butler, Judith (2000): *Competing Universalities*. In: Butler, Judith/Laclau, Ernesto/Žižek, Slavoj: *Contingency, Hegemony, Universality. Contemporary Dialogues on the Left*. New York/London: Verso.
- Delphy, Christine (2008): *Classer, dominer: qui sont les „autres“?* Paris: La Fabrique.
- Entzinger, Han (2006): *The parallel decline of multiculturalism and the welfare state in the Netherlands*. In: Banting, Keith und Kymlicka, Will (Hrsg.): *Multiculturalism and the Welfare State: Recognition and Redistribution in Contemporary Democracies*. Oxford: Oxford University Press.
- European Commission (2010): *Europe 2020. A European strategy for smart, sustainable and inclusive growth*. Brussels, 3.3.2010 COM (2010) 2020.
- European Commission (2011): *European Agenda for the Integration of Third-Country Nationals*.
- European Commission (2011): *Strategy for Equality between Women and Men 2010-2015*. Luxembourg: Publications Office of the European Union.
- Farris, Sara R. (2011): *Die politische Ökonomie des Femonationalismus*. In: *Feministische Studien* 2, November, S. 321-334.
- Farris, Sara R. (2012): *Femonationalism and the Regular Army of Labor Called Migrant Women*. In: *History of the Present* 2, 2, S. 184-199.
- Federici, Silvia (2004): *Caliban and the Witch: Women, the Body, and Primitive Accumulation*. Brooklyn, NY: Autonomedia.

- Gourdeau, Camille (2013): Des usages contradictoires du Contrat d'accueil et d'intégration: de la prévention des discriminations sur le marché du travail à l'instrumentalisation raciste de l'égalité entre hommes et femmes. Colloque International Genre et Discriminations, organisé par le DIM „Genre, Inégalités, Discriminations“, Université Paris Ouest Nanterre La Défense.
- Jourdan, Virginie (2011): Les femmes immigrées signataires du CAI en 2009. Infos Migrations, 2011, Nr. 22.
- Kirk, Kate/Suvarieriol, Semin (2013): Emancipating Migrant Women? Gendered Civic Integration in the Netherlands. Conference Paper for European Conference on Politics and Gender, 21-23 March 2013.
- Leroy, Pascale/Thévenot, Laure (2011): Emploi peu qualifié: femmes et immigrés en première ligne. Institut d'Amenagement et d'Urbanisme: Note Rapide, Nr. 564, septembre.
- Lutz, Helma (2011): *The New Maids: Transnational Women and the Care Economy*. London: Zed Books.
- Mink, Gwendolyn (1998): *Welfare's End*. Ithaca: Cornell University Press.
- Outshoorn, Joyce/Kantola, Johanna (2007) (Hrsg.): *Changing State Feminism*. London: Palgrave.
- Scrinzi, Francesca (2011): Gender, migration, and the ambiguous enterprise of professionalizing domestic service: the case of vocational training for the unemployed in France. In: *Feminist Review* 98, S. 153-172.
- Snelders, Petra/van Eyma, Jenny/van Hinsberg, Annemarie (2011): *Doorpakken met Duizend en één Kracht. Schakelen tussen het beleid en de praktijk*. Movisie Report. Utrecht.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): „Can the Subaltern Speak?“. In: Cary Nelson und Lawrence Grossberg (Hrsg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. University of Illinois Press: Urbana.
- Tilly, Louise A. und Joan W. Scott (1978): *Women, Work, and Family*. London: Routledge.
- Tissot, Sylvie (2007): Bilan d'un féminisme d'État. En: *Plein droit* 75, décembre.
- Wacquant, Loïc (2010): Crafting the Neoliberal State: Workfare, Prisonfare, and Social Insecurity. In: *Sociological Forum* 25, 2, S. 197-220.
- Weeks, Kathi (2011): *The Problem with Work: Feminism, Marxism, Antiwork Politics, and Postwork Imaginaries*. Durham and London: Duke University Press.

Jeff Hearn

Geschlechterverhältnisse und soziale Transformationsprozesse – Eine Annäherung aus der Perspektive von Männern und Männlichkeiten

In diesem Beitrag befasse ich mich mit Männern und Männlichkeiten, einem vertrauten, aber zugleich befremdlichen Thema. Ich möchte untersuchen, welche Aspekte zu berücksichtigen sind, wenn von „Geschlechterverhältnissen und sozialen Transformationsprozessen“ die Rede ist, und was als das Transformationale oder das Transformative gilt. Ich halte ‚soziale Transformation‘ für grundlegender und länger anhaltend als das, was gemeint ist, wenn von ‚Wandel‘ gesprochen wird. Es macht auch den Anschein, dass zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten und für verschiedene Individuen, ganz bestimmte Arten der Veränderung und des Wandels mit dem Begriff ‚soziale Transformation‘ markiert werden.

Ich nähere mich diesen Fragen der Geschlechterverhältnisse und sozialen Transformationsprozesse zunächst mit einer kurzen Diskussion über das Thema der Vergeschlechtlichung von Männern und Männlichkeiten an. Von dort aus werden drei verschiedene Ansätze zum Zusammenhang von Männern, Männlichkeiten und sozialen Transformationen skizziert: Männer und soziale/gesellschaftliche Transformation; das Transformieren von Männern und Männer, die eine Transformation bewirken; das Transformieren der ‚Männer‘ mit einigen abschließenden Bemerkungen über mögliche Zukunftsperspektiven.

1. Männer und Männlichkeiten

Männer und Männlichkeiten sind ein vertrauter, aber befremdlicher Gegenstand. Lange Zeit hatte ich in der Erarbeitung kritischer Studien über Männer und Männlichkeiten mehr mit der sozialen Kategorie Männer zu tun als mit dem populäreren Fokus auf Männlichkeiten. Ich betrachte Männer als vergeschlechtlicht, intersektional vergeschlechtlicht oder vergeschlechtlicht intersektional, nicht als beliebigen Essentialismus, sondern als intersektional ausgeformte soziale Kategorie der Hegemonie der Männer (vgl. Hearn 2004). Die Benennung von Männern und Männlichkeiten wird sowohl in Mainstream-Kommentaren wie in kritischen Kommentaren zu Gender häufig immer noch nicht zur Kenntnis genommen, wenn auch aus unterschiedlichen

Gründen. Dies ist vergleichbar mit der Nicht-Benennung vieler übergeordneter und nicht markierter Gattungen, auch mit der Entbehrlichkeit einiger ihrer individuellen und Gruppenmitglieder.

Ich halte Männer für eine politische Kategorie, daher bin ich daran interessiert, Männer und Männlichkeiten zu politisieren. Doch nichts ist ganz so, wie es scheint: Männer sind nie einfach nur Männer. Eine zeitgleich bestehende Agenda besteht deshalb darin, die Beziehungen und Bedeutungen von Männern und Männlichkeiten herauszufordern und Männer zu dekonstruieren und zu dezentrieren.

Diese Agenden werfen immense theoretische, politische, methodische und empirische Fragen auf. Angesichts dieser Verwicklungen hat die ‚Mann-/Männerfrage‘ im Feminismus schon seit langem eine Rolle gespielt, begleitet von expliziten und impliziten Analysen, was mit den Männern zu tun sei. Im Jahr 1913 schrieb Christabel Pankhurst in „The Hidden Scourge and How to End It“: „Was ein Mann [...] wirklich meint, ist, dass Frauen in erster Linie für die sexuelle Befriedigung von Männern geschaffen sind und in zweiter Linie für das Austragen von Kindern, falls er sie denn haben will [...]“. Alice Jardine fügte 1987 in „Men and Feminism“ hinzu: „Wir wollen nicht, dass Sie uns *nachahmen* [...] Was wir wollen, ich würde sogar sagen, was wir brauchen, ist Ihre *Arbeit*.“

Noch ein letztes Wort zur Einführung: Der Standort ist von Bedeutung, die Positionierung und soziale Verortung des Wissens. Das Private ist politisch; das Private ist politisch, ist theoretisch; und das Private ist Arbeit, ist politisch, ist theoretisch (vgl. Hearn 2008). Jeder dieser Aspekte scheint in vollem Umfang nur in bestimmten verschiedenen sozialen Institutionen und Situationen zu gelten, aber in Wirklichkeit sind sie alle die ganze Zeit über und in allen Bereichen relevant. Darüber hinaus verändert sich mit Ort und Zeit, wie „das Private ist Arbeit, ist politisch, ist theoretisch“ funktioniert. Dies ist möglicherweise nicht sichtbar; es ist nur so, dass manche Individuen das Privileg haben, nicht über Zeit, Raum und Standort nachdenken zu müssen, sei es geopolitisch begründet, durch eine sichere Staatsbürgerschaft oder körperlich, durch eine verlässliche, nicht beeinträchtigte Körperlichkeit.

2. Männer und soziale bzw. gesellschaftliche Transformationen

In diesem Abschnitt fokussiere ich auf Männer und Männlichkeiten, wie sie *innerhalb* relationaler sozialer und gesellschaftlicher Transformationen erscheinen. Damit wird die Aufmerksamkeit auf etwas gelenkt, was sich als Makrostrukturen und Prozesse der Dominanz von Männern sowie Ungleich-

heit zwischen Männern und Frauen bezeichnen lässt. Mein Ziel ist es, die empirische, theoretische und politische Bedeutung der Vergeschlechtlichung dieser Ebene der sozialen und gesellschaftlichen Transformation zu zeigen, und auch zu zeigen, in welcher Weise die soziale Kategorie Männer bei regionalen, globalen und transnationalen Analysen häufig seltsam unsichtbar, eine Abwesenheit-Anwesenheit bleiben kann. Es mag so erscheinen als lebten ‚wir‘ in einer *neuen* historischen Periode, die durch große wirtschaftliche und finanzielle Unsicherheit, eine technologische Revolution, den Klimawandel, beispiellose Bewegung, politische Konflikte, kulturelle Turbulenzen und Alterung gekennzeichnet ist. Aber es hängt davon ab, wer man ist, und wo jemand verortet ist. Es hängt auch davon ab, worauf das ‚wir‘ und ‚leben‘ sich beziehen, und ob ‚wir‘ ‚in‘, das heißt, innerhalb, im Innern historischer, räumlicher, gesellschaftlicher Transformationen leben. Das heißt also, diese Perspektive auf soziale bzw. gesellschaftliche Transformationen tendiert dazu, die Bedeutung von Agency und intentionalen Handlungen herunterzuspielen.

Es gibt sehr viele verschiedene Möglichkeiten über die makrogesellschaftlichen Transformationen nachzudenken, in denen Menschen leben. Darüber hinaus wurden derartige Veränderungen bisher typischerweise nicht als vergeschlechtlicht gesehen. Und zudem werden Männer innerhalb solcher gesellschaftlichen Transformationen selten vergeschlechtlicht. In einer Einschätzung derartiger globaler Zusammenhänge schrieben Caren Kaplan und Inderpal Grewal 1999:

[...] die Situation erfordert heute eine feministische Analyse, die sich weigert, zwischen wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Anliegen zu wählen. Was wir brauchen, sind kritische Praktiken, die unser Verständnis von Postmoderne, globalen Wirtschaftsstrukturen, Problemen des Nationalismus, Fragen von *Race* und Imperialismus, kritische Einschätzungen des globalen Feminismus und neu entstehende Patriarchate verbinden. Insbesondere [...] wie wir selbst an diesen Verhältnissen mitschuldig sind, so wie wir mit ihnen auch Verhandlungen aufnehmen und Widerstandsstrategien entwickeln (358).

Dies ist eine sehr nützliche Feststellung zur wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Komplexität, auch wenn es für einige Menschen, vor allem für die Besitzlosen, ganz eindeutig ist, dass schon lange eine globale Transformation stattgefunden hat. Die Vergeschlechtlichung und Benennung von Männern und Männlichkeiten funktioniert auf Ebenen, die als ‚neutrale‘ globale und transnationale Prozesse erscheinen oder dargestellt werden können. Dies gilt auf sehr vielen Schauplätzen: transnationale Konzerne und ihre nach Geschlecht segregierten Arbeitskräfte; die nahezu totale Herrschaft der Männer auf der höchsten Ebene transnationaler Unternehmen, internationaler Organisationen, des Militärs und des Waffenhandels; die Maskulinisierung des Finanzkapitalismus und des Handels; Sexualisierung von Frauen in den globalen Massenmedien; der internationale Sex-Handel; Geschlechtertrennung in der internationalen Sportindustrie; Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT); Bio-Industrien; Verkehr, Energie, Wasser, Umwelt; soziale Bewegungen; Religionen; Wissensproduktion, Theorie. In jedem dieser Be-

reiche sind Männer zugleich die herrschenden individuellen und kollektiven *Akteure und Effekte* der derart vergeschlechtlichten Institutionen.

Es entstehen riesige Herrschaftsarenen durch multinationale Unternehmen, Sex-Handel, Informations- und Kommunikationstechnologien, Überwachung usw., mit globalen Prozessen, welche die Ausdehnung der transnationalen, intersektionalen Macht einiger Männer erleichtern und auch die Ausdehnung der individuellen und kollektiven Verantwortungslosigkeit der Männer ermöglichen. Auf der anderen Seite ist auch die Marginalisierung und Entbehrlichkeit einiger Männer eine Folge der Neo-Liberalisierung; die Verlegung und Auslagerung von Arbeitsplätzen, der Zusammenbruch der lokalen Industrien usw. bringen den Verlust der erwarteten Sicherheit und Vorrechte mit sich, dabei verlagert sich die Macht von einzelnen Männern auf den Staat und dann auf transnationale Unternehmen und Organisationen. Transnationaler Wandel sorgt für mehr Bewegung und für die Herausbildung von transnationalen sozialen und kulturellen Räumen. Er bringt Männern unheimliche Mittel, sich an der Macht schadlos zu halten, lokal und regional, auch mit den Widersprüchen des Kapitalismus sowohl hinsichtlich der Ausbeutung der ‚Geschlechterdifferenz‘ als auch hinsichtlich des Mangels an Interesse und Investitionen in die Differenz.

Weniger komplex und weniger prozessual ist der Ansatz einer möglichen Transformation, der sich in dem Buch „The Spirit Level“ von Richard Wilkinson und Kate Pickett (2009) findet, in dem die Autor_innen internationale gesellschaftliche Vergleiche auf Makro-Ebene analysieren, wenn auch in erster Linie nicht in Bezug auf Gender. Sie versuchen zu zeigen, dass kollektive soziale Ungleichheit weitgehend zu Gesundheit und Wohlbefinden im Gegensatz steht, und schätzen dies anhand folgender Indizes ein: Grad der Zuversichtlichkeit, psychische Erkrankungen, Drogen- und Alkoholsucht, Lebenserwartung, Kindersterblichkeit, Fettleibigkeit im Erwachsenenalter, Schulleistungen, Teenager-Mutterschaften, Morde, Zahl der Haftstrafen und soziale Mobilität. Während Vermögen und Einkommen das allgemeine Wohlbefinden erhöhen, bringt ein höheres Bruttoinlandsprodukt in dem Maße abnehmende Erträge, in dem sich der Einfluss der Gleichstellung vergrößert. Die Autor_innen behaupten, ein wichtiger Mechanismus bestehe darin, dass Ungleichheit seelische Not begünstigt: je stärker die soziale Beurteilung, desto mehr soziale Ängste werden erlebt, was sich gesundheitsschädigend auf Menschen auswirkt.

Ihre Analyse, wenn nicht ihre Argumentation, weist insgesamt einige Parallelen zu Sylvia Walbys Buch „Globalization and Inequalities“ (2009) auf. Walby überprüft Ungleichheiten in der Wirtschaft, dem Staat, der Zivilgesellschaft, und der Gewalt, mit dem Argument, es gäbe unterschiedlich vergeschlechtlichte Modernen. Ein Pfad basiere auf dem Neoliberalismus mit relativ größerer Ungleichheit, ein anderer auf der Sozialdemokratie mit relativ größerer Gleichheit. Damit wird bestätigt, dass es „Spielarten des Kapitalismus“ (Hall und Soskice 2001) gibt und das Bedürfnis sie zu vergeschlecht-

lichen (vgl. Mandel und Shalev 2009; Estévez-Abe 2009; Rubery 2009). Transformation besteht hier in den Tiefenwirkungen gesellschaftlicher Ungleichheiten, insbesondere der vergeschlechtlichten politisch-ökonomischen Ungleichheiten. Die Verhältnisse zwischen Männern, der Gleichstellung der Geschlechter und weiteren Gleichstellungsaspekten sind im europäischen Kontext aufgegriffen worden. Für den Rest dieses Abschnitts werde ich mich aus Platzgründen auf die Männer in Europa beschränken.

Vergleichende europäische Forschung über Männer und Männlichkeiten begann in den späten 1990er Jahren mit dem vierzehn Länder umfassenden *European Research Network on Men*¹, an dem ich beteiligt war. In diesem Netzwerk wurden allgemeine Muster geschlechtlicher/patriarchalischer Ungleichheit und Differenzen in Geschlechterregimes untersucht; dabei diente die Formulierung „die Probleme, die Männer schaffen, die Probleme, die Männer erleben“, als Gerüst, um die große Bandbreite an Variationen, wie Männer und Männlichkeiten in den verschiedenen Ländern und Landesteilen problematisiert werden, adressieren zu können (vgl. Hearn und Pringle 2006; Pringle et al. 2006/2013).

Zuletzt ist 2012 die von der Europäischen Kommission finanzierte Studie „The Role of Men in Gender Equality“ abgeschlossen worden, die 2013 erschien.² Sie befasst sich mit den neuesten Transformationen von Männern in Europa. So haben zum Beispiel zwischen 2001 und 2010 fast doppelt so viele Frauen ein Hochschulstudium aufgenommen wie Männer. Bei der Beteiligung von Männern an der Sorge- und Hausarbeit hat es zwar einige Zuwächse gegeben, aber der Männeranteil ist in diesen Bereichen in Nord- und Mitteleuropa doppelt so hoch wie in Südeuropa und in den post-sozialistischen europäischen Ländern. Männer haben eine geringere Lebenserwartung als Frauen, aber der Abstand zu den Frauen wird kleiner. Gewalt bleibt ein ‚Spezialgebiet‘ von Männern, mit einem bescheidenen Rückgang bei den erfassten Straftaten.

Was die Organisation von Erwerbsarbeit, den Strukturwandel, die Globalisierung und die Wirtschaftskrise betrifft, so stellen sie alle in gewisser Weise die geschlechtliche Arbeitsteilung in Frage. Es gibt Tendenzen, dass Frauen mehr und Männer weniger auf dem Arbeitsmarkt beschäftigt sind, so dass die Arbeitsmuster von Männern und Frauen in mancher Hinsicht konvergieren, auch wenn bei der Entlohnung, der Arbeitszeit und der Geschlechtersegregation große Unterschiede fortbestehen. Männer mit kleineren Kindern stehen tendenziell häufiger im Erwerbsleben und verrichten mehr Erwerbsarbeitsstunden. Männer mit höherer Bildung erledigen tendenziell mehr Sorge- und Hausarbeit, aber Männer mit höherem Einkommen beteiligen sich daran in der Regel weniger. Es gibt eine Zunahme von Teilzeitarbeit bei Männern,

1 Siehe www.cromenet.org.

2 Vieles in diesem Abschnitt knüpft an der durch die Europäische Kommission finanzierten Studie über Männer und die Gleichstellung der Geschlechter an, zu deren Autor_innen ich gehöre.

allerdings aus einer Vielzahl von Gründen. Inzwischen haben sich Ambitionen von Männern auf Modelle verschoben, die, zumindest den angegebenen Präferenzen nach, stärker auf Fürsorge bezogen sind; in den Arbeitsorganisationen und Unternehmensleitungen hat sich jedoch in der Regel nicht viel an der Auffassung geändert, wie Männer sich auf Fürsorge oder ‚fürsorgliche Männlichkeiten‘ beziehen sollten.

Geschlechtliche Arbeitsmarktmuster überschneiden sich mit anderen sozialen Klassifizierungen. Dabei sind Alter, ethnische Herkunft, Migrationsstatus und Rassifizierung am deutlichsten. Arbeitsplatzverluste und unsichere Arbeitsplätze sind weit verbreitet. Insgesamt sind Frauen stärker von Arbeitslosigkeit betroffen als Männer, obgleich sich der geschlechtsspezifische Unterschied bei den 15- bis 24-Jährigen in einigen Ländern umgekehrt hat. Männer mit geringer Bildung, die aus der Arbeiterklasse oder aus ländlichen Gebieten und aus ehemals schwerindustriellen Regionen kommen, sind besonders von Arbeitslosigkeit bedroht.

Auf nationalstaatlicher Ebene wird das Bild gemischer. Die horizontale (laterale) Segregation ist immer noch hoch und hat sich seit 1990 kaum verändert. Allerdings ist das Ausmaß der horizontalen Geschlechtersegregation des Arbeitsmarktes sehr variabel, wenn es nach der Präsenz von Männern in ‚weiblichen‘ Berufen (Büroangestellte, Dienstleistungen, Geschäfte) und von Frauen in ‚männlichen‘ Berufen (Handwerk, Maschinenarbeit, Management) beurteilt wird. In einigen Ländern sind Frauen in männlich dominierte Berufsfelder vorgedrungen, wie etwa in den Rechtswissenschaften und der Medizin, oder für Frauen typische und früher unbezahlte Arbeit wie im Care-Bereich wurde in Erwerbsarbeit überführt. Männer bleiben jedoch hauptsächlich in den traditionell von Männern dominierten Bereichen beschäftigt, was die Geschlechtersegregation sogar manchmal verstärkt. Es mag überraschen, aber die am wenigsten horizontal nach Geschlecht getrennten Länder sind: Bulgarien, Ungarn, Rumänien, Slowenien, Slowakei, Portugal. Die horizontal am stärksten nach Geschlecht getrennten Länder sind: Dänemark, Deutschland, Spanien, Zypern, Niederlande, Österreich, Schweden, Großbritannien, Norwegen. Es gibt Länder-Cluster und große Unterschiede, aber sie fallen nicht immer so aus wie vermutet. Das nordische Modell der Geschlechtergleichstellung beruht zum Teil auf einer relativ hohen horizontalen Geschlechtersegregation.

Man könnte meinen, es widerspreche größerer Geschlechtergerechtigkeit und sei im Interesse der Männer und gegen die Frauen gerichtet, wenn die Segregation aufrechterhalten oder verstärkt wird. Ein allgemeiner Maßstab zur Bewertung der Geschlechtersegregation ist jedoch unzureichend, um das Ausmaß der Geschlechter(un)gleichheit gesamtgesellschaftlich zu beurteilen (vgl. Blackburn et al. 2000; Watts 2005). Es ist durchaus möglich, dass eine relativ hohe horizontale Geschlechtersegregation mit einer relativ hohen Gleichstellung von Männern und Frauen bezüglich ihrer ökonomischen und politischen Teilhabe einhergeht. Auf der gesellschaftlichen Ebene hängt dies

teilweise davon ab, auf welche Berufe Frauen und Männer verteilt sind, und von der jeweiligen finanziellen oder statusmäßigen Bewertung der Berufe. Es ist möglich, dass einige Frauen sich auf Berufstätigkeiten beschränken, die höher bewertet werden als der Durchschnitt (vgl. Blackburn et al. 2000), auch wenn das nicht überall so ist. Es ist auch möglich, dass manche Maßnahmen zwar mehr Gleichberechtigung bringen, es aber nur eine begrenzte Zahl von Frauen im Management gibt und die Jobs von Männern zum Teil geschützt werden (vgl. Estévez-Abe 2006).

Die vertikale (hierarchische) Geschlechtertrennung hat sich in den letzten Jahren in einigen Ländern im mittleren Management und den akademischen Berufen in einem gewissen Maße verändert. An der Spitze findet eine Veränderung aber nur sehr langsam statt. Die vertikale Geschlechtersegregation ist – gemessen an dem Männeranteil in börsennotierten Unternehmen, im Bankmanagement und in hohen öffentlichen Verwaltungsämtern – am schwächsten in Norwegen, in Finnland und – mit einem kleinen Abstand – Schweden. Die Länder mit der stärksten vertikalen Geschlechtersegregation sind: Österreich, Zypern, Deutschland, Italien, Luxemburg und Malta. Zwischen einigen nordischen und anderen Ländern in Europa bestehen deutliche Unterschiede. Robert Blackburn et al. (2009) ziehen aus ihrer Untersuchung von 30 europäischen und nicht-europäischen Ländern den Schluss: „Je mehr Frauen und Männer in verschiedenen Berufen arbeiten, desto geringer ist die Ungleichheit der Geschlechter“ (Blackburn et al. 2009: 15).

Bei der Beurteilung der vertikalen Geschlechtersegregation ist das Ausmaß der gesellschaftlichen Ungleichheiten im Allgemeinen ein wichtiges Differenzierungskriterium. Ungleichheiten der Einkommensverteilung und anderer sozialer Klassifikationen beeinflussen den Kontext und den Umfang der Geschlechter(un)gleichheit sehr stark, allerdings gibt es auf nationaler Ebene große Schwankungen, auch unter den EU-Mitgliedsstaaten. Zum Beispiel ist dem *United Nations Development Programme (UNDP)* zufolge das Verhältnis von Einkommen oder Ausgaben der reichsten 10 % und der ärmsten 10 % in Finnland 5,6 und in Großbritannien 13,8. In Großbritannien verfügen die reichsten, nach dem Pro-Kopf-Einkommen gestaffelten 10 % über 28,5 % des gesamten nationalen persönlichen Einkommens, im Vergleich zu den ärmsten nach dem Pro-Kopf-Einkommen gestaffelten 10 %, die 2,1 % dieser Summe erhalten. Das Verhältnis von 28,5 zu 2,1 liegt bei 13,8. Im Allgemeinen wird die Gleichstellung der Geschlechter durch eine größere Gleichheit zwischen den Klassen eher begünstigt: Die Ressourcenunterschiede werden kleiner, auch die nach Geschlecht. Im Großen und Ganzen tendieren Gesellschaften, die mehr Geschlechtergerechtigkeit oder weniger Geschlechterungleichheit aufweisen, zu einer größeren Klassengleichheit. Gleichwohl hat eine hohe vertikale Geschlechtertrennung wahrscheinlich in weniger wohlhabenden und in wohlhabenden Gesellschaften eine ganz unterschiedliche Bedeutung, wie auch in sehr ungleichen Gesellschaften im Vergleich zu den eher gleichberechtigten.

In diesem Abschnitt habe ich versucht, einige methodische Möglichkeiten zu skizzieren, wie Männer als soziale Kategorie nach Geschlecht klassifiziert und bezeichnet werden können, wenn soziale Transformation auf der gesellschaftlichen und zwischengesellschaftlichen Analyseebene betrachtet werden soll. Das bedeutet, einige hervorstechende Aspekte der Männerdominanz zu beleuchten, ebenso wie die Vielschichtigkeit des globalen und transnationalen Wandels zu betrachten, mit einem breiten Spektrum transnationaler Prozesse, die sowohl hartnäckige ‚Unveränderlichkeit‘ wie historischen Wandel aufweisen. Ich habe auch versucht, die Aufmerksamkeit auf einige der Widersprüche auf dieser Ebene der Gender-Analyse zu lenken, am Beispiel der Arbeitsmärkte in verschiedenen Teilen Europas, wie in dem interessanten Fall der relativen Gleichstellung der Geschlechter in den nordischen Ländern, die mit einer hohen Geschlechtersegregation in Arbeit und Beschäftigung einhergeht.

3. Männer transformieren und transformierende Männer

Dies führt uns auf einen zweiten Weg, über Männer, Männlichkeiten und soziale Transformation nachzudenken, auf dem es stärker um intentionale oder selbständige politische Interventionen von Männern und in Bezug auf Männer und Männlichkeiten geht. Ich diskutiere hier drei Arten von potenziell transformativen Politiken: persönliche/aktivistische, politisch normative und theoretische. In diesem Abschnitt möchte ich zunächst verschiedene Arten der Motivation von Männern für eine Transformation skizzieren, indem ich sie mit verschiedenen Feminismen und deren Prioritäten und Visionen verbinde. Im nächsten Abschnitt gehe ich dazu über, institutionelle und politische Interventionen – vor allem im europäischen Kontext – zu diskutieren, die in unterschiedlichem Maße auf kritischen Studien über Männer und Männlichkeiten aufbauen, ich verweise auch in einigen Fällen auf ihre Grenzen. Die Vergeschlechtlichung der sozialen Transformation ist hier also auf eine ziemlich andere Interpretation von Transformation und eine andere Gruppe von Problematiken als im vorhergehenden Abschnitt ausgerichtet.

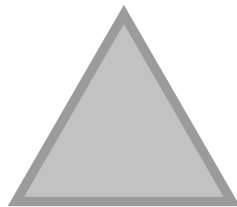
3.1 Transformative persönliche/aktivistische Politik

Vieles von dem, was Männer tun – Verhandeln, Überzeugen, Netzwerken, Lobbying, Druck ausüben – wird in keiner Weise als politisch gesehen und

auch nicht als etwas, das mit ‚Gender‘ zu tun hat oder die Geschlechterverhältnisse mehr oder weniger gleich oder ungleich macht. Männer verrichten ihre Praktiken in der Regel als ob sie ‚normal‘ wären. Sie stellen in der Regel *keine geschlechterbewusste* Tätigkeit dar: Sie passieren einfach so! Im Gegensatz dazu hat es eine deutliche Zunahme der ausdrücklich *geschlechterbewussten* Aktivitäten von Männern, häufig im Zusammenhang mit Feminismus, Gender und Geschlechtergleichstellung gegeben. Es gibt viele Formen persönlicher, aktivistischer transformativer Politik von Männern und viele Gründe, warum Männer anfangen können, sich für Gender, Gleichstellung der Geschlechter und Feminismus zu interessieren. In Männerbewegungen nehmen diese Gründe viele verschiedene Gestalten an, die von anti-sexistischen, profeministischen, schwulen, queeren und mythopoetischen Interventionen über den Kampf für Väterrechte, Männerrechte und gegen den Feminismus bis zu verschiedenen gemischten, mehrdeutigen oder nicht weiter benannten Interventionen reichen. Ich beschränke mich an dieser Stelle auf jene Ansätze, die potenziell transformativ sind.

Eine nützliche Präzisierung verschiedener Positionen zur persönlichen und aktivistischen Politik von Männern hat Michael Messner im Jahr 1997 mit seiner Analyse der US-Männer-Bewegungen erarbeitet. Er zeigt auf, dass es für Männer drei zentrale Motive gibt, sich ausdrücklich für die Geschlechterverhältnisse und den Feminismus zu interessieren: die Privilegien von Männern zu beseitigen, Unterschieden zwischen Männern Priorität einzuräumen und die Kosten von Männlichkeit zu verdeutlichen.

Beseitigung männlicher Privilegien



Kosten von Männlichkeit verdeutlichen

Unterschiede von Männern priorisieren

Abb. 1: Messners Dreieck (1997)

Es hat lange Debatten darüber gegeben, welche positiven Gründe Männer haben könnten, sich für eine Transformation von Gender zu engagieren. Raewyn Connell begann 1987 in ihrem Buch „Gender and Power“ in der Einleitung damit, „Gründe für eine Veränderung [zu identifizieren], [die] schwerwiegend genug sind, gegen dieses tief verwurzelte Interesse [...] das bestehende System aufrecht zu erhalten [...] [und] heterosexuelle Männer von der Verteidigung des Patriarchats zu entbinden“ (xiii). Connell nannte die Un-

terdrückung und Ungerechtigkeit der Geschlechtersysteme, den Wunsch nach einem besseren Leben für Frauen und Mädchen und andere Männer in ihrer Umgebung als Gründe. Ebenfalls 1987 habe ich selbst am Ende von „The Gender of Oppression“ materielle Gründe für Männer zu einer Wendung gegen das Patriarchat angeführt: Liebe und Fürsorge für und von Männern, die ‚Kraft der Kinder‘, bessere Gesundheit, Anti-Kapitalismus, Vermeidung der Gewalt von anderen Männern, Reduzierung der Wahrscheinlichkeit der atomaren Vernichtung. Profeministische Positionen und die Solidarität und Unterstützung von Männern für feministische Kämpfe besetzen bei den Motiven gewöhnlich das obere Ende. So wie es verschiedene Feminismen gibt, gibt es auch verschiedene Profeminismen. Zum Verständnis dieser Vielfalt sollte Messners Rahmenkonzept ausgearbeitet werden. An dieser Stelle ist die Arbeit von Judith Lorber (2005) mit ihren drei Versionen des Feminismus von Nutzen, die sich jeweils gegen das Ungleichgewicht der Geschlechter (Reformfeminismus), die Geschlechtersysteme (Widerstandsfeminismus) und die Geschlechterkategorien (Rebellionsfeminismus) wenden. Dies ergibt drei verschiedene Positionen am Scheitelpunkt des Dreiecks.

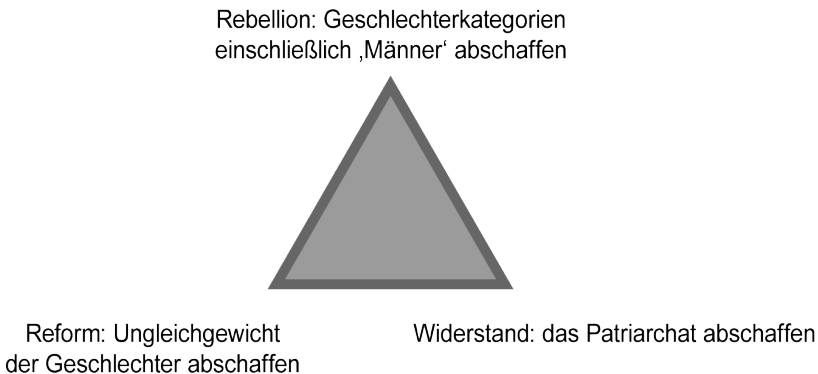


Abb. 2: Gründe für den Profeminismus

Aber diese Vielfalt profeministischer Positionen wirft für die persönliche Politik mancher Männer einige Schwierigkeiten auf, darunter die, als ‚Feminist‘ ‚durchzugehen‘. Auch der Übergang von der persönlichen Identität und Erfahrung zur öffentlichen Aktion ist nicht immer nahtlos. Auf welche Art dies sichtbar wird, verschiebt sich historisch, generationell und je nach den sozialen und nationalen Kontexten. Darüber hinaus gibt es für Profeministen große Probleme sich *als Männer* zu identifizieren und zu organisieren, wie John Stoltenberg (1989) erkannt und in einigen queer-aktivistischen und kritischen Artikeln hervorgehoben hat.

3.2 Transformative Politik

Als nächstes soll die transformative Politik im Kontext von Männern und Männlichkeiten betrachtet werden. Die Männlichkeit, sogar der Maskulinitismus linker, rechter und extrem rechter Politik ist oft nur allzu offensichtlich, und die Analyse dieser Art von Politik ist ziemlich gut eingeführt, aber Männlichkeit ist auch für die Analyse sozialdemokratischer, grüner und gemäßigter Politik wichtig. Nationale/internationale regierungspolitische Initiativen haben in der Regel immer noch eine zwiespältige Beziehung zur expliziten Gender-Analyse, was manchmal mit einem rechtlichen, quasi-rechtlichen und ‚geschlechtsneutralen‘ Stil sowie der entsprechenden, durch institutionelle Prozesse verstärkten, Sprache und Politik einhergeht. Ein ausweichendes Verhalten gegenüber einer expliziten Analyse von ‚Männern‘ ist in vielen politischen Debatten und Entwicklungen innerhalb und zwischen Behörden immer noch ebenso verbreitet wie ein ziemlicher Mangel an geschlechterpolitischen Interventionen gegenüber Männern und ein Mangel an offizieller Orientierung auf Männer und Politik. Allerdings gibt es auch schon länger bestehende Initiativen, die eine andere Richtung einschlagen.

Im Anschluss an die Weltfrauenkonferenzen, die 1975 begannen, hat es weltweit eine wachsende Debatte über die Auswirkungen von Geschlechterfragen auf Männer gegeben. Dies wurde in den Vereinten Nationen, in ihren verschiedenen Instanzen und bei anderen regierungsübergreifenden politischen Diskussionen aufgegriffen. Die auf der Vierten Weltfrauenkonferenz von 1995 angenommene Aktionsplattform besagt: „Die Förderung der Frau und die Herbeiführung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern sind eine Frage der Menschenrechte und eine Voraussetzung für soziale Gerechtigkeit und dürfen nicht isoliert als eine reine Frauenfrage gesehen werden“ (UN 2001: Kapitel III, Absatz 41, S. 16) und weiter: „Die Aktionsplattform betont, dass Frauen gemeinsame Anliegen haben, die nur dann einer Lösung zugeführt werden können, wenn die Frauen miteinander und in Partnerschaft mit den Männern auf das gemeinsame Ziel der Gleichberechtigung der Geschlechter in der ganzen Welt hinarbeiten“ (UN 2001: Kapitel I, Absatz 3, S. 7). Die 23. Sondersitzung der UN-Generalversammlung 2000 (Peking +5) bestätigt, dass Männer gemeinsam mit Frauen Verantwortung bei der Förderung der Gleichstellung der Geschlechter zu übernehmen haben.

Auf nationaler Ebene ist das am längsten kontinuierlich bestehende Gremium für Männer und die Gleichstellung der Geschlechter der Unterausschuss für Männerangelegenheiten im finnischen Rat für die Gleichstellung von Frauen und Männern, der im Anschluss an eine Arbeitsgruppe von 1986 im Jahr 1988 gegründet wurde. Der Nordische Ministerrat richtete von 1995 bis 2000 das Männer- und Gleichstellungsprogramm ein. Es hat umfangreiche Aktivitäten der Europäischen Union gegeben, angefangen mit dem Arianne Projekt für Schüler von 1995 und der Unterstützung des europäischen profe-

ministischen Männer-Netzwerks im 4. EU-Rahmenprogramm von 1997 bis 1999. In der anschließenden Phase der EU-Forschungsförderung wurde das Europäische Forschungsnetzwerk zu Männern in Europa zunächst von 2000 bis 2003 für das Projekt „Soziale Probleme und gesellschaftliche Problematisierung von Männern und Männlichkeiten“ gefördert, wie bereits erwähnt. Dem Netzwerk gehören Forscher aus einem breiten Spektrum wissenschaftlicher Disziplinen und einer ganzen Reihe europäischer Länder an – anfänglich waren es die Mitgliedsländer Estland, Finnland, Deutschland, Irland, Italien, Lettland, Norwegen, Polen, Russland und Großbritannien, später schlossen sich Bulgarien, die Tschechische Republik, Dänemark und Schweden an.

Sowohl unter der schwedischen EU-Präsidentschaft von 2001 wie unter der finnischen von 2006 wurden Konferenzen über Männer und die Gleichstellung der Geschlechter veranstaltet (vgl. Varanka et al. 2006). Im Jahr 2011 finanzierte das *Europäische Institut für Gleichstellungsfragen (EIGE)*, das 2004 in Vilnius, Litauen eingerichtet worden war, eine Studie über die Einbeziehung von Männern in die Gleichstellung der Geschlechter (vgl. Ruxton und van der Gaag 2012), zu der auch eine Datenbank mit über 300 einschlägigen Organisationen in den damals 27 EU-Mitgliedstaaten gehört.³

Die von der Europäischen Kommission finanzierte Studie über die Rolle von Männern für die Gleichstellung der Geschlechter, ist, wie bereits festgestellt, selbst als politische Intervention zu verstehen. Die Vorbereitung des Berichts wurde von einer Kerngruppe von über 20 Forschern, zu denen auch ich gehörte, übernommen, diese Gruppe arbeitete mit etwa 40 weiteren nationalen Experten zusammen, die ausführliche nationale Berichte aus allen EU-Ländern sowie aus Island, Liechtenstein, Norwegen und der Schweiz angefertigt hatten. Die Frage der Beteiligung von Männern an der Gleichstellung der Geschlechter ist kein Anliegen mehr, das auf einige wenige Länder oder Gruppen von Individuen beschränkt bliebe, sie wurde vielmehr auf eine andere Ebene gehoben und in Europa auf die lokalen, nationalen und internationalen politischen Tagesordnungen gesetzt.

Die genannten Untersuchungen und Interventionen verweisen auf Bereiche, in denen bereits explizite politische Maßnahmen in Bezug auf Männer und Männlichkeiten bestehen oder in Gang gesetzt worden sind. Dazu gehören Maßnahmen in Bezug auf Männer als Arbeitnehmer/Ernährer/Familienoberhaupt/Haushaltsvorstand; Väterlichkeit und Vaterschaft; Familienstatus in der Migration; Schwulen- und Transgender-Fragen; Sexuelle Gewaltverbrechen; Programme für Männer, die gegen Frauen und Kinder gewalttätig sind; Wehrpflicht, Gesundheitserziehung von Männern; reproduktive Rechte. Männer werden zwischen den Politikfeldern oft sehr unterschiedlich ins Bild gesetzt, so werden sie z.B. als Gewalttäter in der Anti-Gewalt-Politik normalerweise negativ und als Väter in der Vaterschaftspolitik sehr positiv dargestellt.

3 Siehe: www.eige.europa.eu/internal/csr/search.

Abgesehen davon gibt es wohl jetzt in einigen Ländern zumindest eine zweite Entwicklungsphase der Männerpolitik, die kritischer und reflektierter ist, als es früher der Fall war (vgl. Ruspini et al. 2011). Dennoch werden einige wichtige politische Arenen immer noch umgangen: Außenpolitik, Wirtschaft und Handel, Verkehrspolitik, Sicherheit, Verteidigung, Militarismus und Krieg. Sie alle drehen sich um Männer, aber dies wird in der Regel gar nicht artikuliert. Aus der Entstehung des britischen Berichts „Man Made“ (2009), einem von der Koalition für Männer und Jungen vorgelegten Gutachten, geht dies deutlich hervor. Ich selbst war daran als einer der vier externen Fachberater beteiligt. Der Herstellungsprozess des Berichts verlief im Allgemeinen eher glatt und weitgehend konsensuell. Allerdings entstand ein sehr signifikanter Streit zwischen den Autoren des Berichts, der Koalition und drei der externen Experten, darunter auch ich, darüber, ob der Militarismus in das Kapitel über Gewalt aufgenommen werden sollte. Es gab sehr großen Widerstand dagegen von Seiten der Koalition, als ob Militarismus kein Bestandteil der Gewaltdiskussion wäre.

Das Thema Männer in der Politik erfährt vergleichbar wenig Beachtung in der Wirtschafts- und der Steuerpolitik. In den entsprechenden Debatten werden gelegentlich die negativen Auswirkungen der Politik auf Frauen hervorgehoben, aber nur selten wird auf die kumulativen Vorteile für Männer hingewiesen. Im Hinblick auf die aktuelle Wirtschaftskrise können verschiedene Geschlechtervorurteile in der politischen Entwicklung identifiziert werden. Wie Brigitte Young, Isabel Bakker und Diane Elson in „Questioning Financial Governance from a Feminist Perspective“ (2011) schreiben, „bewahren Finanzminister, Finanzausschüsse, Ökonomen und Banken allesamt ein ‚strategisches Schweigen‘ (Bakker 1994) über das Geschlecht“ (Bakker et al. 2001: 1). Eine Politik der Deflation, eine Politik für männliche Ernährer und eine Politik, die auf Kommodifizierung und Einschnitten bei der Staatsfinanzierung (statt höherer Steuern) beruhen, haben allesamt tendenziell geringere Auswirkungen auf Männer als auf Frauen. Derartige Fragen stehen ebenfalls eher selten im Mittelpunkt der politischen Debatte über Männer und Männlichkeiten.

3.3 Transformative theoretische Politik

In diesem Abschnitt diskutiere ich die Möglichkeit dessen, was transformative theoretische Politik in Bezug auf Männer und Männlichkeiten sein könnte. Mit einem Fokus auf kritische Studien über Männer und Männlichkeiten beziehe ich mich insbesondere auf die einflussreiche Theorie und Theoriebildung von Raewyn Connell, auf deren Erfolge und mögliche Grenzen, ich gehe auch kurz auf meine eigene Kritik an Männlichkeitstheorien, meinen eigenen

Standpunkt und meine Überlegungen ein. Der Inhalt dessen, was hier auch als potenziell vergeschlechtlichte soziale Transformation verstanden werden kann, weist einige Parallelen zu den früheren Diskussionen auf, aber auch einige signifikante Unterschiede hinsichtlich der Gewichtung. Kurz gesagt, wir befinden uns nun auf dem Gebiet der Wissenschafts- und Forschungspolitik, und das heißt, der epistemologischen, ja sogar ontologischen Politik.

Im Zusammenhang mit Untersuchungen über Männer und Männlichkeiten gibt es sehr viele verschiedene theoretische Positionierungen. Christine Beasley (2005) hat folgende Hauptversionen aufgeführt: Antifeministische Männerrechte, essentialistische Mythopoesis, gemäßigter Profeminismus, radikaler Profeminismus, sozialer Konstruktivismus, sozialistischer Profeminismus, Differenzen (REI: rassische/ethnische/imperialistische Männlichkeiten), schwule Männlichkeiten, Postmoderne. Das sind nur grobe Einteilungen mit vielen Überschneidungen untereinander und Debatten innerhalb jedes einzelnen Bereichs. Ein Fokus auf schwulen Männlichkeiten kann sich z.B. aus irgendeiner anderen Klassifikation ergeben, da ein inhaltlicher Fokus nicht unbedingt mit einer bestimmten epistemologischen oder ontologischen Positionierung zusammenfällt. Es gibt weitere entscheidende Komplikationen bei der Klassifizierung kritischer Studien zu Männern und Männlichkeiten (CSMM)⁴ im Verhältnis zu anderen Disziplinen und unterschiedlichen Ansätzen von Studien über Sex/Gender, je nachdem ob sie aus der Frauenforschung, der Geschlechterforschung, der feministischen Forschung oder den *Queer Studies* kommen. Es gibt daher in den CSMM ein dynamisches Set von Positionen, das die Vielfalt der feministischen und profeministischen Bewegungen reflektiert.

Den größten Einfluss haben in den CSMM und besonders in den Männlichkeitstheorien die seit den späten 1970er Jahren bis heute entstandenen Theorien von Raewyn Connell (1983, 1995). In ihnen wird ein von Macht durchdrungenes Konzept von Männlichkeiten entwickelt, in dem die ungleichen Beziehungen von Männern zu Männern und Frauen auf institutioneller, zwischenmenschlicher und innerpsychischer Ebene samt ihren Widersprüchen, ihrer Haltbarkeit und Veränderlichkeit herausgearbeitet werden.⁵ Connells Werk hat viele Denkanstöße gegeben. Entscheidend ist, dass es für die Männlichkeitstheorie (vgl. Connell 1983) vielfältige Ausgangspunkte

4 Das Akronym CSMM, das für *Critical Studies of Men and Masculinities* steht, bleibt hier, der größeren Verbreitung wegen, in seiner englischen Form erhalten.

5 In den vergangenen 20 Jahren etwa hat sich ein breites Spektrum von Problemen und Herausforderungen im Zusammenhang mit den Konzepten von Männlichkeit, Männlichkeiten und hegemonialer Männlichkeit entwickelt (vgl. Hearn 2012b). Dazu zählen: Historizität, Ethnozentrismus, falsche Kausalität, Psychologismus, Neigung zu philosophischem Idealismus, Verstärkung heterosexueller Dichotomien, konzeptionelle Unklarheit und Verbindungen der verschiedenen Herrschaftsformen. Besonders bedeutsam waren Unsicherheiten bezüglich des Verhältnisses von Männlichkeit und Männern: Sind Männlichkeiten mit dem männlichen Geschlecht und Männern verknüpft, verhalten sie sich diskontinuierlich dazu oder müssen sie die Geschlechterbinarität überwinden?

gibt.⁶ Dies erklärt möglicherweise sowohl die Attraktivität der Männlichkeitstheorie als auch, dass sie für verschiedene Menschen etwas ganz Unterschiedliches bedeuten kann. Zugleich sind Begriffe wie Männlichkeiten und hegemoniale Männlichkeit dadurch auch zu etwas geworden, was als „Fetisch“ (Forsberg 2010) oder „leerer Signifikant“ (Howson 2009) bezeichnet werden konnte.

Im Hinblick auf die Theoriepolitik lassen sich in den CSMM innerhalb eines größeren Zeitrahmens mehrere Aspekte mit wachsendem Einfluss ausmachen: größere Bindung an Sexualität, den Körper und die Queer-Theorie; stärkere Übernahme und Anerkennung von nicht-englischsprachiger Theoriebildung und einiger Einwände gegen die anglophone Dominanz; mehr Aufmerksamkeit für globale und transnationale Perspektiven. Dieser letzte Punkt markiert die Bedeutung transnationaler Prozesse und Institutionen wie: Migration, multinationale Wirtschaftsunternehmen, Weltfinanzen, Krieg, Militarismus und Waffenhandel, Sex-Handel und Sexualisierung in globalen Massenmedien, IKT, Transport, Wasser, Umwelt, Energie- und Grundbesitz – sie sind nicht nur als materielle Arenen, sondern vor allem als Stichworte für die Theorie und die Theoriebildung von Bedeutung. Die Hegemonie eines einzigen gesellschaftlichen Patriarchats und seiner „grundlegenden Zukunftsperspektive“ (Bocock 1986), die wohl den meisten Männlichkeitstheorien zugrunde liegt, ist von einer Beschäftigung mit transnationalen Patriarchaten und deren Problematisierung abgelöst worden (vgl. Hearn et al. 2013).

In meiner eigenen Arbeit habe ich versucht CSMM zu entwickeln, die *historisch, kulturell, relational, materialistisch, dekonstruktiv, anti-essentialistisch* und *nicht verdinglicht* sind (vgl. Hearn 1997; Hearn und Pringle 2006; Pringle et al. 2006/2013). Ich habe argumentiert, dass vieles von dem, was über Männlichkeiten geschrieben wird, sowohl nicht *materialistisch* genug im Verhältnis zur Materialität des Körpers und sicher auch im Verhältnis zur Materialität des Diskurses ist, wie es nicht *diskursiv* genug im Verhältnis zur diskursiven Konstruktion des Materials und zur engen Beziehung von Materialität und Diskurs ist (vgl. Hearn 2012b, 2013). Meine eigenen spezifischen Anliegen in den letzten Jahren waren unter anderem: Dekonstruktion der dominanten Theorie und Dezentrierung von Männern; materialistisch-diskursive Analyse; transnationale patriarchalische Verhältnisse und trans(nationale) Patriarchate (vgl. Hearn et al. 2013) und die Hegemonie der Männer. Um auf Lorbers (2005) drei große Versionen des Feminismus zurückzukommen: Dies stellt einen Wechsel vom Reformfeminismus, der die Ungleichheit der Geschlechter abschaffen will, und vom Widerstandsfeminismus, der das Patriarchat abschaffen will, zum Rebellionsfeminismus und zur Abschaffung des ‚Mannes‘ als soziale Kategorie der Macht dar.

6 Dazu gehören: die Theorie des Patriarchats, der Marxismus Antonio Gramscis, Schwulenpolitik, Kritik des Kategorialismus, Praxistheorie, Körpertheorie, Intersektionalität, Pluralismus, Theorie der Strukturierung.

Diese Theoriepolitik und mögliche soziale Transformationen und transformative Potenziale könnten (epistemologisch) als fundamentalistisch (oder in einigen anti-fundamentalistischen Epistemologien paradoxerweise als anti-fundamentalistisch) erscheinen und in gewisser Weise bieten sie grundlegende Alternativen für eine Re-Lektüre der vorangegangenen Diskussionen und Debatten an. Doch ist auch hier Vorsicht geboten, wie bei jedem Versuch, ‚transformative Theoriepolitik‘ aus ihren eigenen, sehr praktischen, politischen, organisatorischen und persönlichen Bedingungen und Einschränkungen sozial zu abstrahieren. Dies wird vielleicht noch deutlicher mit den zunehmenden Auswirkungen des Neoliberalismus auf die institutionelle Entwicklung der Hochschulen, der Forschung und Theoriebildung.

4. Transformationen von ‚Männern‘

Schließlich möchte ich von der Transformation der Kategorien ‚Männer und Männlichkeiten‘ selbst als sozialen Veränderungen sprechen. Im Jahr 1982 schrieb Amanda Sebestyen: „Ich sehe Männer als meine politischen Feinde. Ich will sie nicht töten, das ist eine zu konservative Lösung. Ich möchte, dass sie ganz aufhören Männer zu sein“ (229). Nun, das wäre allerdings transformierend und transformativ!

Was heißt es also, aufzuhören ein Mann zu sein? Mit einem breiten Spektrum von Ansätzen wurde gezeigt, dass sowohl die Auffassung von Gender als feststehende Relation zu Sex wie eine übermäßig dichotome Auffassung der Geschlechterverhältnisse ihre Grenzen haben. Zu diesen Ansätzen gehören historische und kulturübergreifende Analysen von „multiplen Geschlechterideologien“ (Meigs 1990), zum „dritten Gender/dritten Sex“ (Herdt 1994) und zur Gender-Mehrdeutigkeit, die alle Bewegungen darstellen, welche über eine sexuelle Binarität hinausgehen. Andere Ansätze leiten sich aus historisch-dialektischen Transformationsprozessen von Männern als Geschlechts-Klasse ab (vgl. Hearn 2004; Howson 2006). Ein dritter Zugang ergibt sich aus einem *Undoing Gender* wie in Untersuchungen zu Queerness, Transgender und Effeminierung (vgl. Dasky et al. 1976) und aus der Weigerung ein Mann zu sein (vgl. Stoltenberg 1989).⁷ Um dieser Herausforderung zu begegnen, wird ein Konzept benötigt, das über die Nicht-Äquivalenz von *males*, *men*, *masculinity/ies* hinaus zu sprechen ermöglicht. Ich schlage „Gex“ (Hearn 2012a) vor, als eine Möglichkeit, über Sex und Gender, über den Phallogozentrismus hinaus zu gehen.⁸

7 Genauer beinhaltet multiple Vielfalt: agender, bigender, pangender, MTFTM, FTMTE, ‚bois‘ und ‚tomboys‘, ‚cissies‘, ‚pansies‘, ‚pretty boys‘, midlings, feminine Männer, androgyne Personen, maskuline Frauen, weibliche Männlichkeit (vgl. Hill und Mays 2011).

8 Ich bin Antke Engel dankbar, dass sie mich daran erinnert hat.

Alle diese Ansätze beginnen nicht mit der Annahme, dass Männer entweder Objekt oder Subjekt der Theorie sind, sondern vielmehr damit, dass die soziale Kategorie Männer historisch vergänglich ist, wie die meisten anderen sozialen Erscheinungen auch. Eine klare Äußerung zu dieser Möglichkeit der Abschaffung der Männer ist Monique Wittigs Analyse der Möglichkeit zur Abschaffung der Kategorien von Frauen und Männern:

[...] es ist unsere historische Aufgabe, und [als Feministinnen] nur unsere, das, was wir Unterdrückung nennen, in materialistischen Begriffen zu definieren, es ganz deutlich zu machen, dass Frauen eine Klasse sind, was gleichbedeutend damit ist, dass die Kategorie ‚Frau‘ ebenso wie die Kategorie ‚Mann‘ politische und ökonomische und keine ewigen Kategorien sind. Unser Kampf zielt darauf ab, Männer als Klasse abzuschaffen, nicht durch einen Genozid, sondern durch einen politischen Kampf. Sobald die Klasse ‚Männer‘ verschwindet, werden auch ‚Frauen‘ als Klasse verschwinden, denn es gibt keine Knechte ohne Herren (Wittig 1990: 160).

Ich möchte diesen kurzen Durchgang zu Männern, Männlichkeit und sozialen Transformationsprozessen mit ein paar Worten über die Zukunft beenden, da dies für die gesellschaftliche Transformation ja offensichtlich relevant ist. Welche Art von möglichen Zukunftsszenarien haben wir also zur Verfügung (vgl. Hearn 2010, 2014)? Ich erwähne hier nur vier Alternativen, die man sich auf sehr unterschiedlichen Ebenen denken kann, von der lokalen bis zur globalen:

- *Weltuntergangsszenario*: Männer treten immer stärker in Gegensatz zu Frauen und weiteren Geschlechtern, es gibt mehr Unterdrückung und Ungleichheit;
- *bipolares Szenario*: Männer treten, in Bezug auf geschlechtsspezifisches Verhalten und Identität, stärker in Gegensatz zu Frauen und weiteren Geschlechtern, damit einhergehend entwickelt sich mehr Gleichheit, etwa im Bereich des Equal Pay und der Repräsentation auf Führungsebenen;
- *postmodernes Szenario*: Männer stimmen zunehmend mit Frauen und weiteren Geschlechtern überein, es gibt mehr Unterdrückung und Ungleichheit;
- *postgender Szenario*: Männer stimmen zunehmend mit Frauen und weiteren Geschlechtern überein, es gibt mehr Gleichheit. Dieses zuletzt aufgeführte Szenario scheint das am stärksten gender-transformative zu sein.

Schluss

In diesem Beitrag habe ich, wenn auch auf begrenztem Raum, versucht, einen Überblick über einige verschiedene Möglichkeiten zu geben, bei denen soziale Transformation nicht einfach vergeschlechtlicht wird oder das Geschlecht betrifft, sondern Überlegungen zur Vergeschlechtlichung von Männern und Männlichkeiten einbezieht. Dies ist in mehrfacher Hinsicht zu verstehen: die Analyse der Geschlechterverhältnisse soll auf Männer und Männlichkeiten ausgedehnt werden; Männer zu vergeschlechtlichen, genauer Männer intersektional in vermeintlich ‚neutralen‘ Analysen zu vergeschlechtlichen, zum Beispiel in Bezug auf Globalisierung, Arbeitsmärkte, Transnationalisierung, politische Debatten und den Wandel selbst; sehr genau auf tatsächliche und mögliche soziale Transformationen, sowohl durch Männer wie von Männern, zu achten, einschließlich der Möglichkeiten einer endgültigen Abschaffung von ‚Männern‘ als Kategorie sozialer Macht. Nun, das wäre eine soziale Gender-Transformation.

Aus dem Englischen von Regine Othmer

Literatur

- Beasley, Chris (2005): Gender and Sexuality. London: Sage.
- Blackburn, Robert M./Jarman, Jennifer/Brooks, Bradley (2000): The Puzzle of Gender Segregation and Inequality: A cross-national analysis. In: European Sociological Review 16, 2, S. 119-135.
- Blackburn, Robert M./Racko, Girts/Jarman, Jennifer (2009): Gender Inequality at Work in Industrial Countries. Cambridge: Cambridge Studies in Social Research No. 11. http://www.sociology.cam.ac.uk/srg/workingpapers/Cambridge_Studies_in_Social_Research_No-11.pdf [Zugriff: 27/12/2013].
- Bocock, Robert (1986): Hegemony. London: Tavistock.
- Coalition on Men and Boys (2009): Man Made. London: Coalition on Men and Boys.
- Connell, R.W. (1983): Which Way is up? Sydney: Allen & Unwin.
- Connell, R.W. (1987): Gender and Power. Cambridge: Polity.
- Connell, R.W. (1995): Masculinities. Cambridge: Polity.
- Dansky, Steve/Knoebel, John/Pitchford, Kenneth (1976): Effeminist Manifesto. In: Snodgrass, J. (Hrsg.) For Men against Sexism: A Book of Readings. Albion, CA: Times Change Press, S. 116-120.
- Estévez-Abe, Magarita (2006): Gendering the Varieties of Capitalism. In: World Politics 59, 1, S. 142-175.
- Estévez-Abe, Magarita (2009): Gender, Inequality, and Capitalism: The „varieties of capitalism and women“. In: Social Politics 16, 2, S. 182-191.

- Forsberg, Lucas (2010): Masculinity Studies as Fetish and the Need of a Feminist Imagination. In: NORMA: Nordic Journal for Masculinity Studies 5, 1, S. 1-5.
- Hall, Peter/Soskice, D. (Hrsg.) (2001): *Varieties of Capitalism: The Institutional Foundations of Comparative Advantage*. Oxford: Oxford University Press.
- Hearn, Jeff (1987): *The Gender of Oppression*. New York: St. Martin's.
- Hearn, Jeff (1997): The Implications of Critical Studies on Men. In: NORA. Nordic Journal of Women's Studies 5, 1, S. 48-60.
- Hearn, Jeff (2004): From Hegemonic Masculinity to the Hegemony of Men. In: *Feminist Theory* 5, 1, S. 49-72.
- Hearn, Jeff (2008): The Personal is Work is Political is Theoretical: Continuities and Discontinuities in (Pro)feminism, Women's Studies, Men and my Selves. In: NORA: Nordic Journal of Feminist and Gender Research 16, 4, S. 241-256.
- Hearn, Jeff (2010): Global/transnational gender/sexual scenarios. In Jónasdóttir, A.G./Bryson, V./Jones, K.B. (Hrsg.): *Sexuality, Gender and Global Change*. New York: Routledge, S. 209-226.
- Hearn, Jeff (2012a): Male Bodies, Masculine Bodies, Men's Bodies: The need for a concept of sex. In: Turner, B.S. (Hrsg.): *Handbook of Body Studies*. London: Routledge, S. 307-320.
- Hearn, Jeff (2012b): A Multi-faceted Power Analysis of Men's Violence to Known Women: From Hegemonic Masculinity to the Hegemony of Men. In: *Sociological Review* 60, 4, S. 589-610.
- Hearn, Jeff (2013): The Sociological Significance of Domestic Violence: Tensions, Paradoxes, and Implications. In: *Current Sociology* 16, 2, S. 152-170.
- Hearn, Jeff (2014): Sexualities, Organizations and Organization Sexualities: Future scenarios and the impact of socio-technologies (A transnational perspective from the global „North“). In: *Organization: The Interdisciplinary Journal of Organization, Theory and Society* 21.
- Hearn, Jeff/Blagojević, Marina/Harrison, Katherine (Hrsg.) (2013): *Rethinking Transnational Men: Beyond, Between and Within Nations*. New York: Routledge.
- Hearn, Jeff/Holmgren, Linn E. (2006): Männliche Positionierungen zur Gleichstellung der Geschlechter und zum Feminismus: Theoretische Bezüge und praktische Passings. In: *Feministische Studien* 2/2006: *Wie Phönix aus der Asche: Die Wiedergeburt des Mannes*. S. 224-241.
- Hearn, Jeff/Pringle, Keith with members of CROME (2006/2009): *European Perspectives on Men and Masculinities*. Houndmills: Palgrave Macmillan.
- Herd, Gilbert (Hrsg.) (1994): *Third Sex, Third Gender: Beyond Sexual Dimorphism in Culture and History*. New York: Zone.
- Hill, Mel Reiff/Mays, Jay (2011): *The Gender Book*. Houston. <http://www.thegender-book.com/> [Zugriff: 27/12/2013].
- Howson, Richard (2005): *Challenging Hegemonic Masculinity*. London: Routledge.
- Howson, Richard (2009): Deconstructing Hegemonic Masculinity. In: Hearn, J. (Hrsg.): *GEXcel Work in Progress Report Volume V: Deconstructing the Hegemony of Men and Masculinities*. Linköping and Örebro: Institute of Thematic Gender Studies, S. 137-147. http://www.genderexcel.org/?q=webfm_send/51 [Zugriff: 27/12/2013].
- Jardine, Alice (1987): Men in Feminism: *Odor di uomo or compagnons de route?* In: Jardine, A./Smith, P. (Hrsg.) *Men in Feminism*. New York: Methuen, S. 54-61.

- Kaplan, Caren/Grewal, Inderpal (1999): *Scattered Hegemonies: Postmodernity and Transnational Feminist Practices*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Kaplan, Caren/Grewal, Inderpal (1999a): *Transnational Feminist Cultural Studies: Beyond the Marxism/Poststructuralism/Feminism Divides*. In: C. Kaplan, N. Alcarón und M. Moallem (Hrsg.): *Between Woman and Nation*. Durham and London: Duke University Press.
- Lorber, Judith (1998): *Kontinuitäten, Diskontinuitäten und Konvergenzen in neueren feministischen Theorien und in feministischer Politik*. In: *Feministische Studien* 1/1998, S. 39-53.
- Lorber, Judith (Hrsg.) (2005): *Gender Inequality: Feminist Theories and Politics*. Los Angeles: Roxbury.
- Mandel, Hadas/Shalev, Michael (2009): *Gender, Class, and Varieties of Capitalism*. In: *Social Politics* 16, 2, S. 161-181.
- Messner, Michael A. (1997): *Politics of Masculinities*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Meigs, Anna (1990): *Multiple Gender Ideologies and Statuses*. In: Sanday, P.R./Goodenough, R.G. (Hrsg.) *Beyond the Second Sex: New Directions in the Anthropology of Gender*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, S. 92-112.
- Pankhurst, Christabel (1913): *The Hidden Scourge and How to End It*. London: E. Pankhurst.
- Pringle, Keith et al. (2006/2013): *Men and Masculinities in Europe*. London: Whiting & Birch.
- Rubery, Jill (2009): *How Gendering the Varieties of Capitalism Requires a Wider Lens*. In: *Social Politics* 16, 2, S. 192-203.
- Ruspini, Elisabetta/Hearn, Jeff/Pease, Bob/Pringle, Keith (Hrsg.) (2011): *Men and Masculinities around the World*. Houndmills: Palgrave Macmillan.
- Ruxton, Sandy/van der Gaag, Nikki (2012): *The Involvement of Men in Gender Equality Initiatives in the European Union*, Luxembourg: Publications Office of the European Union. <http://www.eige.europa.eu/sites/default/files/The%20involvement%20of%20men%20in%20gender%20equality%20Initiatives%20in%20the%20EU.pdf> [Zugriff: 27/12/2013].
- Scambor, Elli/Wojnicka, Katarzyna/Bergmann, Nadja (Hrsg.) (2013): *Study on the Role of Men in Gender Equality*. Brussels: European Commission. http://ec.europa.eu/justice/gender-equality/files/gender_pay_gap/130424_final_report_role_of_men_en.pdf [Zugriff: 27/12/2013].
- Sebestyen, Amanda (1982): *Sexual Assumptions in the Women's Movement*. In: Scarlett Friedman, S./Sarah, E. (Hrsg.): *On the Problem of Men*. London: Women's Press.
- Stoltenberg, John (1989): *Refusing to be a Man: Essays on Sex and Justice*. Portland, OR: Breitenbush.
- United Nations (2001): *Beijing Declaration and Platform for Action*. New York: United Nations Department of Public Information.
- Varanka, Jouni/Närhinen, Antti/Siukola, Reetta (Hrsg.) (2006): *Men and Gender Equality: Towards Progressive Policies*. Helsinki: Ministry of Social Affairs 2006: 75. Report on EU Finnish Presidency Conference on 'Men and Gender Equality', Helsinki. <http://pre20090115.stm.fi/hu1168255554694/passthru.pdf> [Zugriff: 27/12/2013].
- Walby, Sylvia (2009): *Globalization and Inequalities*. London: Sage.

- Watts, Martin J. (2005): On the Conceptualisation and Measurement of Horizontal and Vertical Occupational Gender Segregation. In: *European Sociological Review* 21, 5, S. 481-488.
- Wilkinson, Richard und Kate Pickett, Kate (2009): *The Spirit Level. Why Greater Equality Makes Societies Stronger*. London: Allen Lane.
- Wittig, Monique (1990): *The Straight Mind and Other Essays*. New York: Harvester Wheatsheaf.
- Young, Brigitte/Bakker, Isabel/Elson, Diane (Hrsg.) (2011): *Questioning Financial Governance from a Feminist Perspective*. London: Routledge.

Transformationen von Geschlechterordnungen und Care

Tove Soiland

Die Ungreifbarkeit postfordistischer Geschlechterhierarchie

In fortgeschrittenen westlich-kapitalistischen Gesellschaften lässt sich heute bis weit in bürgerliche Kreise hinein ein starker Wille zu einem egalitären Geschlechterverhältnis feststellen. Der in diesem Zusammenhang angerufenen Sozialpolitik soll dabei die Aufgabe zukommen, Frauen den Weg in die Erwerbstätigkeit zu ebnen, was als wesentlicher Schritt ihrer Emanzipation vorgestellt wird. Der Königsweg zur Gleichstellung der Geschlechter wird damit im sogenannten *Adult-Worker*-Modell mit seinem Leitbild einer individuellen Existenzsicherung gesehen. Dass es sich bei dieser Form von Sozialpolitik jedoch nicht um eine Politik handelt, die eine umfassende Versorgung des Reproduktionssektors anstrebt, sondern um Standortpolitik, die die Wettbewerbsfähigkeit der Europäischen Union stärken soll – und damit um eine Unterstützung des produktiven Sektors, wird deutlich, wenn man sich die EU Programme zur Sozialpolitik anschaut: Darin erscheint Sozialpolitik nicht länger als eine Politik, die die gesellschaftlich notwendige Arbeit der Reproduktion mit Hilfe ausreichender Ressourcen organisiert, sondern als „Produktivfaktor im Rahmen einer auf Wachstum und Wettbewerbsfähigkeit ausgerichteten Gesamtstrategie“ (Lamping 2008: 130f.). Ob eine so verstandene Gleichstellung, verstanden als eine Frage des Produktivfaktors, tatsächlich möglich ist, möchte vorliegender Beitrag befragen. Seine These ist, dass diese „produktivistische Perspektive auf Sozialpolitik“ (ebd.) zwangsläufig in eine Unmöglichkeit führt, da sie vorgibt, mit Mitteln der Produktivitätssteigerung auch eine effizientere Lösung für die gesamtgesellschaftlich anstehende Aufgabe der individuellen und sozialen Reproduktion zu sein.¹ Die Kosten dieser Unmöglichkeit tragen jedoch mehrheitlich Frauen, da sie aus historischen Gründen von den Restrukturierungen und den daraus resultierenden Unmöglichkeiten, denen der gesamte Reproduktionsbereich durch die gegenwärtige Politik ausgesetzt ist, anders betroffen sind als Männer. Paradoxerweise geschieht dies jedoch im Namen ihrer Gleichstellung.

„Das Dienen gibt der Emanzipation der Frauen ein Rätsel auf“, schreibt Geneviève Fraisse 2009 im Vorwort zur Neuauflage ihres in den 1970er Jahren erschienenen und damals viel beachteten Buches „Service ou servitude. Essai sur les femmes toutes mains“ (2009: 12-14, übers. T. S.). Geneviève Fraisse reagiert in diesem Vorwort auf die gegenwärtige Diskussion um die sogenannten personenbezogenen Dienstleistungen und allgemeiner die zunehmende Bedeutung des Care-Sektors. Es sei die Hoffnung der Frauen der

1 Vgl. zu einer Kritik an der EU-Politik aus dem Blickwinkel der Reproduktion auch Maier 2010: 246-253.

Zweiten Frauenbewegung gewesen, so argumentiert Fraisse in diesem Vorwort, dass wenn erst einmal aus dem „Dienen ein Job wie jeder andere“ geworden sei, sich damit auch die Hierarchie zwischen den Geschlechtern wie von alleine aufheben würde. Diese Hoffnung, so stellt Fraisse rückblickend fest, ist offensichtlich enttäuscht worden (2011).

Ein Projekt zu den „Privaten Care-Arrangements in der Schweiz“, das im Rahmen eines Forschungsprojektes des Schweizerischen Nationalfonds unter dem Titel „Gleichstellung der Geschlechter“ durchgeführt wurde, scheint dies zu bestätigen. In ihrer Zusammenfassung der Resultate halten die Autorinnen fest: „In den von uns untersuchten Care-Arrangements wird deutlich, dass die gesellschaftliche Erwartungshaltung von Vereinbarkeit von Beruf und Familie auf den Schultern der Frauen lastet. Sie haben es übernommen im Rahmen der Marktlogik individuelle Lösungen zu finden, deren Kosten individuell unterschiedlich – aber fast immer nur zwischen den Frauen verteilt werden“ (Verein Feministische Wissenschaft Schweiz 2013: 26).

Die These dieses Beitrages lautet, dass in dieser „Vermarktlichung des Privaten“ nicht nur ein Grund für die Entstehung einer neuartigen Form der Hierarchisierung zwischen den Geschlechtern liegt, die somit paradoxerweise im Namen ihrer Gleichstellung geschieht, sondern dass diese Vermarktlichung auch der eigentliche Grund dafür ist, dass diese neue Geschlechterhierarchie jene Ungreifbarkeit an sich hat, wie sie der Titel dieses Beitrags erwähnt. Die sich daran anschließende These lautet deshalb, dass es sich bei dem sich heute bereits abzeichnenden Trend einer im Zuge neoliberaler Restrukturierungen erneut verschärfenden geschlechtlichen Ungleichheit nicht um einen Backlash handelt, indem quasi neokonservative Kräfte die Errungenschaften der verschiedenen Frauenbewegungen rückgängig machen wollten. Ich glaube vielmehr, dass in unserer eigenen Vorstellung von Emanzipation – jedenfalls derjenigen Richtung, die sich schlussendlich durchgesetzt hat und die in der vollständigen Integration von Frauen in die Erwerbsarbeit den Weg zu ihrer Befreiung sah – etwas lag, das nicht stimmt und uns heute zum Problem wird. Darüber möchte ich im Folgenden nachdenken. Meine Frage – und These – wird dabei sein: Wie resp. warum kann es eine neue Geschlechterhierarchie im Namen ihrer Gleichstellung geben?

1. Der neue Widerspruch kapitalistischer Produktionsweise zwischen wertschöpfungsstarken und wertschöpfungsschwachen Sektoren

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass eine Forderung der zweiten Frauenbewegung, die Forderung nach „Lohn für Hausarbeit“, heute in merkwürdiger

Weise verwirklicht erscheint. Ein Teil der damals in der Bewegung aktiven Frauen forderte für die Haus- und Sorgearbeit, die Frauen bis dahin gratis in privaten Haushalten geleistet hatten, einen Lohn (vgl. Frauen in der Offensive 1974: 33-40). Dass sich dieser Standpunkt auch unter den Frauen nicht durchsetzen konnte und letztlich unter die Räder der Gewerkschaften kam, die eine solche Forderung strikt ablehnten, ist die eine Sache. Eine andere ist, dass sich diese Forderung heute, wenn auch nicht verwirklicht, so doch unter marktliberalen Vorzeichen in eine Art Fratze verwandelt hat: Bekanntlich sind der private Haushalt und in der Folge all jene Institutionen – öffentliche ebenso wie private – die im Zuge der erhöhten Erwerbstätigkeit von Frauen teilweise dessen Funktionen und Dienste übernommen haben, zu einem wichtigen, wenn nicht überhaupt zum wichtigsten Arbeitsplatz für Frauen geworden. Allerdings, und das ist für die folgende Argumentation zentral, zu einem Arbeitsplatz auch gleichzeitig der am meisten prekarierten Arbeit.

Um zu verstehen, warum es genau dieser Bereich und damit im weitesten Sinne der Care-Sektor ist, der heute einer starken Prekarisierung ausgesetzt ist, sind gewisse wirtschaftsgeschichtliche Überlegungen notwendig. Es ist dazu nämlich entscheidend, dass diese Care-Arbeit im Rahmen einer kapitalistischen und nicht irgendeiner anderen Produktionsweise gemacht werden muss. Um diesen Zusammenhang darzulegen, möchte ich auf einige Überlegungen der Regulationsschule zurückgreifen, auf jene marxistische Strömung also, die Mitte der 70er Jahre in Paris entstand mit dem Anliegen, jenen historischen Umbruch in der kapitalistischen Akkumulationsweise theoretisch zu erfassen, der heute in Anlehnung an diese Schule allgemein als Übergang vom Fordismus zum Postfordismus bezeichnet wird.² Wenn die Regulationsschule somit davon ausgeht, dass man nicht ahistorisch von *dem* Kapitalismus sprechen kann, sondern dass, historisch gesehen, verschiedene Epochen des Kapitalismus zu unterscheiden sind, so hat diese Aussage besondere Relevanz für die Weise der Reproduktion. Die diesen Beitrag leitende Annahme ist deshalb, dass mit den historisch je unterschiedlichen Akkumulationsweisen auch je andere Formen der Reproduktion einhergehen und dass gerade in der Weise, wie Menschen sich reproduzieren (müssen), gegenwärtig die größten Umbrüche stattfinden.³

Historisch gesehen hat der Kapitalismus seine Profite mit den Mitteln der Produktivitätssteigerung erzielt. Das ist auch der Grund dafür, warum die kapitalistische Produktionsweise tatsächlich den Lebensstandard für einen Großteil der Bevölkerung anheben konnte. Produktivitätssteigerung heißt im Prinzip nichts anderes, als dass mittels technischer Innovationen oder der Rationalisierung von Arbeitsabläufen die Produktion der Stückzahl pro Zeiteinheit erhöht wird. So ist die Prosperitätsphase des Fordismus, also der

2 Vgl. dazu Hirsch/Roth (1986: 10-45) und Hirsch (1995: 75-100).

3 In diesem Verständnis der Reproduktion verdanke ich viel der feministischen Erweiterung dieses Ansatzes der Regulationsschule, wie sie sehr erhellend in den Arbeiten von Silke Chorus (2007; 2008: 44-100; 2011; 2013: 60-99) dargestellt wird.

Wirtschaftsaufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg, im Wesentlichen darauf zurückzuführen, dass durch die Arbeitsinnovation des Taylorismus und weiterer technischer Innovationen die Güter des täglichen Bedarfs immer billiger wurden. Die damit einhergehende immense Ausdehnung des Produktionsvolumens stand am Beginn jenes historischen Kompromisses zwischen Kapital und Arbeiterschaft, die der Fordismus prägte: Steigende Profitraten ermöglichen den Unternehmen, gute Löhne zu zahlen, was wiederum die Arbeiterschaft dazu befähigte, die Güter, die so produziert wurden, auch tatsächlich zu kaufen und damit die Nachfrage zu sichern (vgl. Dörre 2009: 46-54). Man spricht deshalb in diesem Zusammenhang von der „Durchkapitalisierung der Lebenswelt“ (Hirsch/Roth 1986: 50ff.). Damit ist gemeint, dass immer mehr Güter des täglichen Bedarfs im Rahmen der kapitalistischen Produktionsweise und nicht mehr außerhalb von ihr – z.B. in Formen subsistenzwirtschaftlicher Produktion – produziert wurden.

Genau diese historische Gleichung ist in der Krise des Fordismus Mitte der 1970er Jahre zusammengebrochen. Ein Hauptgrund dafür war die seit den 1960er Jahren sich verlangsamenden Produktivitätszuwächse und in der Folge das Sinken der Profitraten (vgl. Hirsch/Roth 1986: 78-82). Was wir heute als Neoliberalismus bezeichnen, ist eine Reaktion auf diese Krise: Es ist der Versuch, die Produktivitätszuwächse und damit die Profite mit anderen Mitteln wieder herzustellen. Die Mittel dazu sind bekannt: Ein generelles Absenken des Lohnniveaus, die Brechung der Macht der Gewerkschaften und im Gegenzug dazu das Angebot neuer Formen der Arbeitsorganisation, die weniger auf Hierarchie denn auf Selbstorganisation beruhen (vgl. Dörre 2009: 57-68). Für uns zentral ist, dass mit diesen Restrukturierungen in erster Linie auch ein Abkommen vom Modell des männlichen Ernährers verbunden war – eine ökonomische Notwendigkeit, die sich gleichzeitig mit einer Forderung der Frauenbewegung verband.

Mit der so gewollten, aber gleichzeitig auch erzwungenen Erhöhung der Erwerbstätigkeit der Frauen wurde nun aber auch ein Teil der von ihnen vormals gratis verrichteten Arbeit in die Lohnförmigkeit überführt. Dies ist deshalb so zentral, weil dies eine ganz neue ökonomische Dynamik ins Spiel bringt: Mit der immensen Ausweitung des Care-Sektors wächst jener Anteil an der Lohnarbeit laufend, der für das Bestreben der Kapitaleigner, Profite mittels Produktivitätssteigerung zu generieren, wenig interessant ist. Denn genau diese Möglichkeit zur Produktivitätssteigerung ist allen Arbeitenden des Care-Sektors nur sehr begrenzt gegeben: Weder wachsen und entwickeln sich Kinder mittels technischer Innovationen schneller oder ist es möglich, ihnen damit das Alphabet in kürzerer Zeit in den Kopf zu trichtern, noch kann das Zuhören oder gar Verstehen einer Klientin mit der Rationalisierung der Arbeitsabläufe wesentlich effizienter gestaltet werden. Was für die Güter der Güterproduktion stimmt, gilt, wie die feministische Ökonomin Mascha Madörin immer wieder betont, aufgrund der Eigenlogik personenorientierter Dienstleistungen für die Dienstleistungen des Care-Sektors nicht

(vgl. Madörin 2006: 291-293; 2007: 148-153; 2011: 57-63). Rasante Gewinne werden hier, obwohl auch dies heute versucht wird, wegen der diesen Dienstleistungen anhaftenden Eigenart, als Produkt keine technisch herzustellende Ware, sondern ein Element von Intersubjektivität oder Beziehung anzubieten, nie zu erzielen sein (vgl. Madörin 2007: 153f.).⁴

Ökonomisch gesehen lässt sich deshalb sagen, dass das fordistische Arrangement des Ernährermodells mit der Hausfrau diese sogenannte wertschöpfungsschwachen Arbeiten aus dem Bereich der Produktion und Lohnarbeit fernhalten konnte, wie dies Silke Chorus zu Recht herausstellt (Chorus 2008: 49, 54 und 57f.).⁵ Die fordistische Produktionsweise war *deshalb* eine Prosperitätsphase, weil die Produktion hier zu einem wesentlichen Teil Industrieproduktion war. So betrachtet hat sich aber das Problem, zu dessen Lösung der neoliberale Umbau beitragen wollte, durch diese ‚Lösung‘ weiter zugespitzt: Durch die Ausweitung jenes Sektors, der nur wenig Möglichkeiten zur Produktivitätssteigerung hat, verschärft sich genau jenes Problem der sinkenden Produktivitätsraten gesamtwirtschaftlich, das am Ursprung der Fordismuskrise stand. Chorus spricht deshalb in diesem Zusammenhang von einem „doppelten Produktivitätsdilemma“ (2007: 209ff.).

Wir sind damit heute vermutlich in eine für die kapitalistische Produktionsweise historisch völlig neue Situation eingetreten: Der Anteil jener Arbeiten, mittels derer die private Kapitalverwertung gute Profite erzielen kann, schrumpft im Verhältnis zu jenem Teil, in dem dies nicht wirklich funktioniert, laufend. Linda McDowell und Mascha Madörin berechnen, dass dieser Anteil heute in weit entwickelten westlichen Gesellschaften ca. 30 % des Bruttoinlandproduktes ausmacht (vgl. Madörin 2007: 146f.; McDowell 2009: 29ff.). Neoliberale Restrukturierungen müssen deshalb im Wesentlichen als Antworten auf dieses Dilemma verstanden werden. Denn es ist nicht zufällig so, dass neoliberale Programme heute vorrangig in diesem Bereich und damit im Bereich der personenorientierten Dienstleistungen intervenieren. Der ganze Care-Sektor ist so zu einem ökonomisch hochbrisanten *battle-ground* geworden, weil er es ist, der am zentralsten die privatwirtschaftlichen Profitinteressen tangiert.

Jedenfalls kann hier und damit genau in jenem Bereich, wo heute mehrheitlich Frauen erwerbstätig sind, die goldene Regel des historischen Klassenkompromisses: die Gleichzeitigkeit von steigenden Profiten *und* guten Löhnen – nicht länger greifen. Woran es uns heute fehlt, sind nicht Handys

4 Wo mit personenorientierten Dienstleistungen trotzdem Gewinne erzielt werden wie beispielsweise in privatisierten Pflegediensten oder Kindertagesbetreuungseinrichtungen, ist dies nur möglich aufgrund eines massiven Lohndrucks, der meist zu Löhnen unterhalb des Reproduktionsniveaus der Care-WorkerInnen führt. Vgl. dazu z.B. Chorus 2013: 199-235.

5 Wertschöpfungsschwach heißen in der Ökonomie all jene Arbeiten, die mittels Produktivitätssteigerung kaum schneller produziert werden können. Fast alle personenorientierten Dienstleistungen, zu denen in der feministischen Ökonomie die Pflege, Betreuung, Erziehung, Soziale Arbeit und Bildung gerechnet werden, sind demnach wertschöpfungsschwach.

und Kühlschränke, die mit den Mitteln der Produktivitätssteigerung billiger hergestellt werden können. Woran es uns fehlt, ist die Zeit, die Großmutter zu besuchen, der alten Tante bei der Bezahlung der Rechnungen per e-Banking zu helfen oder gar umfassend für ihre Pflege aufzukommen, wenn sie diese braucht. Aber es fehlt auch das Geld, sich diese Dienste am Markt zu kaufen, wenn wir nicht länger über die Zeit verfügen, dies selber zu tun. Der Mangel ist heute also, anders als in der Zeit des Fordismus, nicht mehr im Bereich der Güter des täglichen Bedarfs, sondern in diesem Bereich jener Dienstleistungen, die mit den Mitteln der Produktivitätssteigerung nur sehr bedingt profitabler oder billiger gemacht werden können. Dies führt zu ganz neuen Verteilungskämpfen und wie Silvia Federici zu Recht sagt, auch zu neuen Klassenverhältnissen (vgl. 2010: 2; 2012: 22). Wenn wir bedenken, dass Frauen – wie wiederum Madörin berechnet – die bezahlte und unbezahlte Arbeit zusammengerechnet, sage und schreibe vier Fünftel ihrer Lebensarbeitszeit im Care-Sektor zubringen, so ist, was in diesem Sektor geschieht, für ihre Stellung in der Gesellschaft absolut zentral (vgl. Madörin 2007: 146).⁶ Was in diesem Sektor geschieht, ist jedoch weitestgehend davon geprägt, wie die Wirtschaft auf dieses doppelte Produktivitätsdilemma reagiert.

Die hier beschriebene ökonomische Dynamik ist, wie der liberale Ökonom William Baumol bereits in den 1960er Jahren festgestellt hat, ein Phänomen, das in allen weit entwickelten kapitalistischen Gesellschaften zwangsläufig auftritt (vgl. Baumol 2012: xvii-xix). Diese von Baumol so genannten „divergierenden Produktivitäten“ (ebd.) zwischen wertschöpfungsstarken und wertschöpfungsschwachen Sektoren wären an sich noch kein Problem. Sie werden es jedoch im Rahmen privater Kapitalverwertungsinteressen. Wie sich dieses Problem bemerkbar macht und welche Konsequenzen es für die einzelnen Individuen, für Männer und Frauen und das Geschlechterverhältnis hat, ist deshalb im Wesentlichen durch die politischen Lösungen, die für dieses Problem gefunden werden, bestimmt. Bekanntlich ist diese Lösung gegenwärtig wirtschaftsfreundlich. Offensichtlich gelingt es der Privatwirtschaft, die Kosten dieses Dilemmas nicht selbst zu tragen. Ihre Antwort auf dieses Dilemma ist nämlich im Wesentlichen der Versuch, sich der relativ gesehen immer teurer werdenden Reproduktionskosten weitestgehend zu entledigen. Sie tut dies, indem sie diese Dienstleistung der marktwirtschaftlichen Logik unterwirft. Wo das nicht geht und der Staat diese wertschöpfungsschwachen Leistungen weiterhin übernimmt, übt sie einen massiven Spardruck auf diesen aus, was letztlich zu demselben Ergebnis führt: In beiden Fällen entsteht ein massiver Druck auf die Löhne der in diesem Sektor Beschäftigten und damit Reproduktionsverhältnisse, die, wie Linda McDowell feststellt, teilweise eher an frühkapitalistische Ausbeutung denn an eine fordistische Sozialpartnerschaft erinnern (vgl. McDowell 2009: 37).

6 Diese Zahlen sind von Madörin (2007: 146; 2010: 106-108) für die Schweiz berechnet worden. Es ist jedoch davon auszugehen, dass die Größenordnungen in etwa für alle zentral-europäischen resp. fortgeschrittenen westlich-kapitalistischen Gesellschaften zutreffen.

2. Die Antwort auf den Widerspruch: Eine Neue Landnahme im Bereich der Reproduktion

Silvia Federici spricht deshalb davon, dass wir es gegenwärtig weltweit gesehen mit einer „Restrukturierung der Reproduktion der Ware Arbeitskraft“ zu tun haben und sie bezeichnet diese Restrukturierung als eine Form von primitiver Akkumulation (vgl. 2012: 21; 53ff.). Sie meint damit, dass die Weise, wie Menschen sich reproduzieren, heute einem tiefgreifenden Wandel unterworfen wird, der, mehrheitlich durch äußere Rahmenbedingungen erzwungen, letztlich den Haushalten massiv Ressourcen an Zeit und Geld entzieht, die diese für ihre eigene Reproduktion benötigten. Mit dieser These leistet Federici einen wichtigen Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion um „Neue Landnahme“. Doch während diese im Anschluss an David Harvey geführte Diskussion auf die spektakulären Formen der Enteignung von Commons wie die Privatisierung von Wasser, Luft oder öffentlicher Infrastruktur (und damit auf etwas Offensichtliches) zielt, hat die Enteignung im Bereich der Reproduktion keine spektakuläre Form.⁷ Die von Federici beschriebene Landnahme geht stillschweigend und oftmals auch für die davon Betroffenen selbst kaum greifbar vor sich. Es gibt keine offiziellen Programme dazu und es erscheint in keinem UNO-Papier. Es handelt sich vielmehr um eine Art heimliches Struktur Anpassungsprogramm.

Ungreifbar ist dieser neue Modus von Landnahme vor allem deshalb, weil er in spezifischer Weise in die Erwerbsarbeit integriert ist. Anders als dies die Hausarbeitsdebatte thematisierte, sind die von dieser Landnahme Betroffenen Erwerbstätige.⁸ Während die Frauenbewegung davon ausging, dass Frauen in die produktive Wirtschaft integriert werden würden, wurden sie in Tat und Wahrheit in den im Zuge ihrer Emanzipation neu entstehenden Care-Sektor integriert. Dieser bleibt aus den genannten Gründen im Rahmen kapitalistischer Produktionsweise zwangsläufig ein Tieflohnsektor. Was so entstanden ist, ist ein komplexes Ineinandergreifen von bezahlter prekariisierter Care-Arbeit und unbezahlter Care-Arbeit: Da die meisten Care-Workerinnen keinen *living wage* erzielen, obwohl viele von ihnen damit eine Familie ernähren und also Haushaltsvorständinnen sind, muss diese Art der Erwerbstätigkeit ergänzt werden durch Formen der Subsistenzproduktion, die wiederum meist von Frauen ausgeführt, diese erneut dafür prädestiniert, in jenem de-regulierten Niedriglohnsektor zu arbeiten, indem sie wiederum keinen *living*

7 Vgl. zur Diskussion um Neue Landnahme Harvey (2005: 136ff.) und Dörre (2009); der Landnahme des Sozialen haben jüngst Rechnung getragen: Dörre/Haubner (2012) und Dörre (2013).

8 Vgl. zur Hausarbeitsdebatte Mies (1983; 2009) und Bennholdt-Thomsen (1981). Angesichts der beschriebenen Veränderung im Care-Sektor bräuchte es eigentlich eine zweite Hausarbeitsdebatte, die die unbezahlte Care-Arbeit in ihrer Wechselwirkung mit der bezahlten thematisieren würde.

wage erzielen. Dieser Kreislauf setzt sich so unendlich fort: Je mehr Frauen von unbezahlter Care-Arbeit absorbiert sind, desto weniger ist es ihnen möglich, dem Arbeitsmarkt hundertprozentig zur Verfügung zu stehen, womit sie dort wiederum kaum ein existenzsicherndes Einkommen erwirtschaften, womit sie ihre eigene Reproduktion und die ihrer Kinder finanzieren könnten. Und das ist dann das, was ihre Emanzipation genannt wird.

3. Neoliberale Sozialpolitiken institutionalisieren diese neue Form von Landnahme

Und damit komme ich auf meine eingangs aufgestellte These zurück: Ich meine, dass die gegenwärtigen neoliberalen Sozialpolitiken, die deshalb nicht zufällig in erster Linie Geschlechterpolitiken sind, eine Form der Institutionalisierung und damit letztlich ideologischen Vermittlung oder Bemäntelung dieser Landnahmen darstellen. Allerdings haben wir es hier nicht mehr mit ideologischen Mechanismen im traditionellen Sinne des Wortes Ideologie zu tun. Es geschieht nicht nur im Namen der Gleichstellung, sondern es *ist* tatsächlich Gleichstellung.

So treffen sich heute viele soziologische Zeitdiagnosen in der Aussage, dass wir es gegenwärtig tatsächlich mit einem fundamentalen Wandel in den ideologischen Staatsapparaten zu tun haben. Das heutige Geschlechterregime regiert über ein komplexes Ineinandergreifen einer vor allem auf junge Frauen und ihre Förderung gerichteten Politik und einer De-Thematisierung von Geschlecht, von dem im Zuge einer globalen Antidiskriminierungspolitik abstrahiert werden soll. Wie Angela McRobbie (vgl. 2010: 37-42) und Janine Brodie feststellen (vgl. 2004: 20), sind Frauen jedoch gleichzeitig (oder trotzdem) die hauptsächlichen Subjekte dieses neoliberalen Umbaus, indem sie, unter dem Label einer anzustrebenden und erstrebenswerten individuellen Existenzsicherung instand gesetzt werden sollen, für sich selbst zu sorgen. Faktisch heißt dies, dass sie aus eigenen Kräften in die Lücke springen sollen, die durch den sich zurückziehenden Staat im Bereich der sozialen und individuellen Reproduktion entstanden ist (vgl. Federici 2010: 12). Meines Erachtens muss deshalb betont werden, dass wir es gerade in der Folge dieser, wie Brigitte Young sagt, „Liberalisierung der Geschlechterordnung“ (2001: 155f.) mit einer De-Thematisierung von Geschlecht zu tun haben, die unter dem Deckmantel der Chancengleichheit, indem sie damit gleichzeitig eine fundamentale Strukturanpassung im Bereich der sozialen Reproduktion verbindet, das angestammte Tätigkeitsfeld von Frauen betrifft, ohne dass dies sichtbar oder thematisiert wird.

Betrachtet man nämlich die individuelle Existenzsicherung vor dem Hintergrund der angestellten ökonomischen Überlegungen, so stellt sie schlicht eine Form primitiver Akkumulation dar. Diese Sozialpolitiken erscheinen uns aber deshalb nicht als eine Form der Enteignung, weil der Haushalt und die darin Tätigen kaum als Domäne vorgestellt werden, wo es etwas zu enteignen gibt.

4. Die ideologische Vermittlung: Der „Diskurs der Universität“ und die Warenförmigkeit von Care

Und damit komme ich zu meinem zweiten Anliegen: Ich möchte den ideologischen Mechanismus, der diese Enteignung vermittelt, in seiner Wirkungsweise verstehen. Zunächst ist es sicherlich so, dass die individuelle Existenzsicherung als Ideologie diese Enteignung akzeptabel macht – wer will schon nicht individuell gesichert sein! Gleichzeitig basiert diese ideologische Vermittlung aber auch auf der Warenförmigkeit von Care resp. ist in diese eingelassen. Wenn die unentgeltlich geleistete Hausarbeit das Problem war, das der Fordismus einer feministischen Betrachtungsweise stellte, so ist die Warenform der Care-Arbeit vermutlich die Herausforderung, die sich einer feministischen Analyse des Postfordismus stellt.

Ich glaube deshalb, dass wir über die subjektivierenden Momente der Warenförmigkeit von Care nachdenken müssen, denn ich meine, dass es diese Form ist, die für die neuentstehende Ungreifbarkeit der Geschlechterhierarchie verantwortlich ist. Ich möchte deshalb – wenn auch in einer noch sehr unausgereiften Form – versuchen, zu dieser Frage, welche subjektivierenden Effekte von der Warenförmigkeit von Care ausgehen, etwas zu sagen.⁹ Der Begriff der Subjektivierung soll dabei jenem eben erwähnten Umstand Rechnung tragen, dass ideologische Mechanismen in ihrer Wirkungsweise in postfordistischen Gesellschaften anders vorgestellt werden müssen, da sie nicht länger über ein Ideal, in diesem Fall also über klar umrissene Vorgaben normativer Geschlechtlichkeit operieren. Wie Slavoj Žižek formuliert, kann ein ideologischer Mechanismus heute kaum mehr über Ideale operieren, da

9 Ich verdanke den Teilnehmerinnen meiner Seminare bei der Gewerkschaft VPOD (Verband Personal öffentlicher Dienste) in Zürich viele der nun folgenden Überlegungen. In diesen Seminaren versuchen wir, den veränderten Formen von Entfremdung, aber auch dem Nimbus und der Verführungskraft all jener Reformen im Care-Sektor nachzugehen, die im Zuge der Einführung neuer Steuerungs- und Budgetierungsinstrumente in den letzten 20 Jahren unter dem Stichwort *New Public Management* entstanden sind. Wohlfahrtsmärkte versuchen dabei, aus diesen Dienstleistungen, selbst dann, wenn weiterhin der Staat sie anbietet, eine Quasi-Ware zu machen, die vorgibt, die Aura der Wohltätigkeit und bürokratische Strukturen des alten Wohlfahrtsstaats überwinden zu können.

die generelle Distanz zu jeglichen Formen von Idealen bereits selbst integraler Bestandteil gegenwärtiger hegemonialer Konfigurationen ist (vgl. 2004: 113f.; 2005: 241). Vielmehr sprechen uns heutige Ideologien, wie Žižek sagt, unmittelbar auf der Ebene des Genießens an, indem sie in der Abstinenz von klaren Vorgaben oder gar Verboten die Subjekte dem unendlichen Regress von Möglichkeitsräumen aussetzen, die die Optimierung des eigenen Lusterlebens zum paradoxen Imperativ der Selbstverwirklichung erheben (ebd.). Der Begriff der Subjektivierung trägt diesem Wandel in der Funktionsweise ideologischer Mechanismen Rechnung, da er nicht auf die sichtbaren Anrufungen, sondern auf die unbewussten Einbindungsweisen ideologischer Mechanismen fokussiert (vgl. Žižek 1989: 123ff.).¹⁰

In diesem Sinn könnte man die Warenförmigkeit von Care als eine Regierungstechnologie im Sinne Foucaults begreifen. Dieser weite Regierungsbegriff ermöglicht es zu verstehen, warum es heute paradoxerweise der Staat selbst ist, der zum eigentlichen Organisator der Warenförmigkeit von Care geworden ist. Deren Erscheinungsformen sind bekannt: Es sind dies diese merkwürdigen Phänomene der Einführung von Quasimärkten und künstlichen Wettbewerben, die die Organisation der öffentlichen Care-Dienstleistungen im Namen von *New Public Management* kennzeichnen. Dabei ist die Vorstellung leitend, dass das durch die Nachfrage gesteuerte Marktprinzip sowohl zu einem effizienteren Einsatz der Mittel wie gleichzeitig zu einer Optimierung der Qualität führt. Das Problem hierbei ist, dass die Vorstellung, die Nachfrage reguliere das Marktgeschehen selbst, nicht bedenkt, dass die zu organisierenden Abhängigkeiten im Care-Bereich keine Nachfrage darstellen, da sie weder aktiv noch von einem freien Individuum nachgefragt werden, das vertragsfähig wäre. Genau dies ist die Definition von Abhängigkeit. Man kann deshalb sagen, dass diese „Vertragswelten“ (Bröckling 2007: 127), die auf dem Prinzip freier Assoziation freier Individuen basieren, die durch diese neoliberalen *tools* in den Care-Bereich eingeführt werden, diesen Umstand systematisch ausblenden, indem sie Abhängigkeit als Markt zu organisieren suchen resp. versuchen, das Marktprinzip in die Welt der Abhängigkeit einzuführen. Da Frauen aus historischen Gründen mit diesem Reich der Abhängigkeit anders verknüpft sind als Männer und z.B. oft intuitiv eine Abneigung dagegen zeigen, diese Marktlogik zu übernehmen und sich mit ihrer Hilfe von Fürsorge zu distanzieren, sind sie von diesen *tools* anders tangiert als Männer. Sie identifizieren sich mit etwas, das im Zuge ihrer Emanzipation, im Namen von Fortschritt und Mündigkeit ins Reich der Nicht-Existenz verbannt wird. Anstelle klarer geschlechterstereotyper Verhaltensanforderungen, die es so nicht mehr gibt, tritt damit eine Objektivität in Form eines Fortschrittes, die vorgibt, den bevormundenden patriarchal-bürokratischen Staat, durch die Mündigkeit der Bürger zu ersetzen, wobei der Bürger stillschweigend als Marktteilnehmer vorgestellt wird. Dieser Manage-

10 Ausführlicher dazu Soiland (2013 a; b) und Recalcati (2007: 74-79).

rismus, also die Vorstellung, man könne die Gesellschaft mittels betriebswirtschaftlicher Instrumente verwalten, trägt der Unmündigkeit keine Rechnung, die gleichwohl weiter existiert, in Form eines Restes, der irgendwie aus dem Markt herausfällt. Dies ist eine ganz neue Form der Entstehung des ‚Privaten‘, die nicht mehr der aufklärerischen Dichotomie von ‚privat‘ und ‚öffentlich‘ folgt, da diese Logik explizit gerade kein Privates mehr kennt, sondern in dieser Vermarktlichung des Privaten dieses explizit gleich behandelt wie der öffentliche Markt und damit vorgibt, dass alles, auch das vormals Private, wie ein Markt zu organisieren sei. Es ist also *The marketization of the private* (vgl. McDowell 2009) – nicht die explizite Definition eines Privaten, das dann den Frauen zugeschrieben wird, die das heutige Geschlechterverhältnis strukturiert, indem es eine für Frauen ganz neue, gegenüber der aufklärerischen Dichotomie andere Problematik ins Spiel bringt: Es gibt neben der Marktlogik kein Anderes mehr. Das ist ein sehr neues und sehr anderes Problem, als das Andere zu definieren und es Frauen zuzuschreiben.

Mit dieser Vermarktlichung von Care ist aber auch ein Versprechen verbunden: Es ist das Versprechen nach einer Verrechtlichung resp. formalen Regelung, die Transparenz, letztlich ein demokratisches, da auf dem Prinzip von Angebot und Nachfrage basierender Zugang zu Care-Dienstleistungen, verspricht. Es ist damit aber auch das Versprechen, die den Care-Dienstleistungen inhärente Abhängigkeit durch individuelle Wahl – sowohl für den Bezieher wie für den Anbieter von Care-Dienstleistungen – zu ersetzen. Der Vorstellung einer auf individueller Wahl basierenden Versorgung mit dem benötigten Care haftet deshalb noch ein anderes Moment an: Care wird damit zu einer Ware wie jede andere und verliert so ihren Schrecken – die Erinnerung an die menschlichen Bedingtheiten und Bedürftigkeiten wie Krankheit, Tod und Zerfall. Viele der heute unter dem Stichwort der ‚Professionalisierung‘ in Erziehungsberufen, Gesundheitswesen und Sozialarbeit zur Anwendung gelangenden Instrumente erinnern in ihrer Vorstellung von Handhabbarkeit an Fertigungstechniken aus der Industrie, wenn sie nicht gar direkt diesen entnommen sind.¹¹ Mit ihrer Vorstellung von Effizienz und Qualitätsmanagement suggerieren sie eine Handhabbarkeit für genau diesen Aspekt der Abhängigkeit, der in keine Form der Marktlogik passt. Gleichzeitig ermöglichen die darin involvierten Standardisierungen den Beschäftigten eine Abgrenzung gegenüber all jenen Momenten des Zwischenmenschlichen, von denen sie sich im Zuge dieser Vermarktlichung distanzieren sollen, selbst dann, wenn dies ihrem eigenen Berufsverständnis diametral entgegengesetzt ist. Es muss deshalb klar gesehen werden, dass damit auch eine neue Form von Entfremdung einhergeht. Im Kern kreisen diese *tools* und diese in der Standardisierung implizit enthaltene Vorstellung von Fertigung, wie wir sie aus der Güterpro-

11 So zeichnen Samuel et al. (2005) nach, wie die DRGs, das gegenwärtig implementierte Abrechnungssystem für Krankenhäuser, seinen Ursprung in der Fertigungsindustrie hat, indem das Produkt „*Diagnosis related groups*“ von Ingenieuren aus der Flugzeugindustrie entwickelt wurde.

duktion kennen, um eine zu managende Unmöglichkeit: sie sollen aus Abhängigen Kunden machen.¹² Gleichwohl: Wenn der Markt auch diszipliniert, so erscheint er als diese „Regierung aus Distanz“ (Miller/Rose 1994: 79) doch als gerecht, weil da keine Person, sondern nur ein Prinzip ist, vor dem wir, wie vor Gott, den es nicht mehr gibt, alle gleich sind. Der Markt ist nach dem Verschwinden realer politischer Partizipationsmöglichkeiten damit sozusagen zum letzten Ort der Demokratie geworden.

Jacques Lacan hat Ende der 1960er Jahre von einem fundamentalen Wandel in den Subjektstrukturen spätkapitalistischer Gesellschaften gesprochen. In seinem „Seminar XVII“ (1969-70), das auch als Antwort auf die Studentenproteste gelesen werden kann, beschäftigt sich Lacan mit der Frage, was der Untergang traditionell-patriarchaler Autorität für die Subjektgenese bedeutet. In diesem Seminar spricht Lacan von einem spätkapitalistische Gesellschaften kennzeichnenden Übergang vom „Diskurs des Herrn“ als der traditionellen Form der ödipalen Struktur zu dem, was er nun als „Diskurs der Universität“ bezeichnet: Mit „Diskurs der Universität“ versucht Lacan die gemäß seiner Einschätzung in dieser Zeit stattfindende Verlagerung der Autorität – und darum ist das Ganze nicht weniger herrschaftsförmig – auf die Anonymität eines rein formalen Expertenwissen zu fassen.¹³

Was Lacan mit dem „Diskurs der Universität“ beschreibt, von dem er sagt, er sei das dem Kapitalismus affinste „soziale Band“ (1991: 79-95), hat auffällige Gemeinsamkeiten mit dem, was wir heute als eine Modernisierung im Care-Sektor erleben. Aus dieser Perspektive betrachtet – aber ich kann das hier nicht mehr ausführen – muss man sich fragen, ob diese Modernisierung nicht letztlich die in unserer Kultur konstitutiv nicht-gedachte Gabe der Mutter in einer, nun zwar völlig aufgeklärten und modernisierten Variante eines bürokratisch-ökonomischen Managerismus zu kontrollieren und damit letztlich zu ersetzen sucht – wobei dieser Managerismus vom Phantasma einer vom „richtigen Wissen“ angeleiteten Durchdringbarkeit der mütterlichen Gabe getragen wäre. Es scheint, dass der „Diskurs der Universität“ damit in einer modernisierteren Fassung eine Aporie zum Ausdruck bringt, die dem Term des Dritten in unserer Kultur eingeschrieben ist und die sich hier als eine Art Biopolitik der politisch korrekten Verwaltung der mütterlichen Gabe darstellt.

Wenn das ödipale Modell mit seinem väterlichen Verbot die aporetische Form des Verbots eines Unmöglichen annahm, so hat die Liberalisierung diese Aporie in die nicht minder paradoxe Form des demokratischen Zugangs zu diesem Unmöglichen gebracht. Das Problematische für Frauen an dieser Demokratisierung ist, dass sie damit demokratischen Zugang zu etwas erhalten, wovon sie selbst Teil sind resp. mit dem sie aus historischen Gründen identifiziert sind. Und dies bringt sie unweigerlich in eine Art selbstkanniba-

12 Vgl. zu diesem Aspekt Madörin (2014 Teil 2; 3: 35-93).

13 Vgl. Lacan (2003); vgl. zu diesem Punkt ausführlich Copjec (2006); MacCannell (2006), Zupančič (2006) und McGowan (2004).

listische Position. Dieser Selbstkannibalismus wäre dann – wenn man sich dieses Wortes unbedingt bedienen will – ihr heutiges *gender*, also ihre seit der Zäsur von 68 verwandelte Form geschlechtlicher Subjektivierung. Da es sich hierbei in undurchschaubarer Weise gleichzeitig um ein Freiheitsangebot handelt, ist schwer einsehbar, was an dieser Form von ‚Emanzipation‘ nicht funktionieren kann.

5. Die Ungreifbarkeit postfordistischer Geschlechterhierarchie

Der Beitrag ist von der These ausgegangen, dass wir es gegenwärtig mit einer weltweiten Restrukturierung der individuellen und sozialen Reproduktion zu tun haben. Bei dieser Restrukturierung handelt es sich jedoch um einen mehr oder weniger stillschweigenden Prozess, insofern es für sie keine offiziellen Programme gibt. Vielmehr wird im Zuge eines für westlich-kapitalistische Gesellschaften seit der Fordismuskrise konsensuell gewordenen Leitmodells unter dem Stichwort der individuellen Existenzsicherung ein Angebot an Frauen gemacht, das zu ihrer Emanzipation beitragen soll. Ökonomisch betrachtet handelt es sich hierbei jedoch um einen Abzug von Ressourcen an Zeit und Geld aus den Haushalten, die eigentlich für die Reproduktion benötigt würden. Von diesem Ressourcenabzug sind Frauen aus historischen Gründen in besonderem Maße betroffen.¹⁴

Dreh- und Angelpunkt dieser Restrukturierung ist die Überführung personenbezogener Dienstleistungen in die Warenförmigkeit. Die Vorstellung, dass mit einer marktvermittelten oder marktähnlichen Organisation von Care eine demokratischere Verteilung von Care-Dienstleistungen stattfinden und dies im selben Zug Frauen von dieser Arbeit entlasten würde, abstrahiert dabei vom Umstand, dass damit eine Ausweitung des wertschöpfungsschwachen Sektors weiter vorangetrieben wird, die bereits am Ursprung der Fordismuskrise stand. Damit spitzt sich die – historisch neue – Situation, auf die diese stillschweigende Restrukturierung vermutlich maßgeblich reagierte: dass ein zunehmend größerer Teil des Nationalprodukts für private Kapitalverwertungsinteressen wenig interessant ist, weiter zu.

14 Um allfälligen Missverständnissen vorzubeugen: Damit soll kein Plädoyer für das fordistische Ernährermodell ausgesprochen werden. Es handelt sich lediglich um die Aussage, dass gegenüber diesem Modell weniger Ressourcen für die Reproduktion zur Verfügung stehen, ohne dass dies durch etwas volumenmäßig Gleichwertiges ersetzt worden wäre. Wie genau der Reproduktionsbereich in der postfordistischen Ära mit ausreichenden ökonomischen Ressourcen auszustatten wäre, müsste Gegenstand einer politischen Aushandlung sein.

Ohne ein ökonomisches Verständnis der hier zugrundeliegenden Dynamik, wie sie insb. von der feministischen Ökonomin Mascha Madörin herausgearbeitet wurde, ist, was hier vor sich geht, auch für die Betroffenen selbst ungreifbar. Undurchschaubar bleibt, wie gewisse Leitvorstellungen wie das *Adult-Worker-Modell* in seiner spezifischen Problemrahmung als ideologische Vermittlung fungiert, die ökonomisch gesehen letztlich etwas Unmögliches in Aussicht stellen: eine Geschlechtergleichstellung im Rahmen einer von der kapitalistischen Produktionsweise dominierten Ökonomie.

Literatur

- Bennholdt-Thomsen, Veronika (1981): Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion. Ein Beitrag zur Produktionsweisediskussion. In: Gesellschaft: Beiträge zur Marxschen Theorie 14 (Hrsg. H.G. Backhaus et al.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 30-51.
- Brodie, Janine (2004): Die Re-Formierung des Geschlechterverhältnisses. Neoliberalismus und die Regulierung des Sozialen. In: Widerspruch 46, 24, 1, S. 19-32.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Baumol, William J. (2012): The Cost Disease. Why Computers Get Cheaper and Health Care Doesn't. Yale University Press.
- Chorus, Silke (2007): Who Cares? Kapitalismus, Geschlechterverhältnisse und Frauenarbeit. Regulationstheoretische Sehkorrekturen. In: Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung 25, 2, S. 202-216.
- Chorus, Silke (2008): Ökonomie und Geschlecht? Regulationstheorie und Geschlechterverhältnisse im Fordismus und Postfordismus. VDM Verlag.
- Chorus, Silke (2011): Care-Seiten in der politischen Ökonomie. In: Das Argument 292 (Care – eine feministische Kritik der politischen Ökonomie) 53, 3, S. 392-401.
- Chorus, Silke (2013): Care-Ökonomie im Postfordismus. Perspektiven einer integralen Ökonomietheorie. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Copjec, Joan (2006): May '68, the Emotional Month. In: Žižek, Slavoj (Hrsg.): Lacan. The Silent Partners. London/New York: Verso, S. 90-114.
- Dörre, Klaus (2009): Die neue Landnahme. Dynamiken und Grenzen des Finanzmarktkapitalismus. In: Dörre, Klaus/Lessenich, Stephan/Rosa, Hartmut: Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 21-86.
- Dörre, Klaus (2012): ‚Landnahme‘. In: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 8/1. Hamburg: Argument Verlag; S. 664-687.
- Dörre, Klaus (2013): Landnahme und die Grenzen der sozialen Reproduktion. Zur gesellschaftstheoretischen Bedeutung Rosa Luxemburgs. In: Schmidt, Ingo (Hrsg.): Die Aktualität von ökonomischer Theorie, Imperialismuserklärung und Klassenanalyse. Hamburg: VS. Verlag, S. 82-116.
- Dörre, Klaus/Haubner, Tine (2012): Landnahme durch Bewährungsproben – ein Konzept für die Arbeitssoziologie. In: Dörre, Klaus/Sauer, Dieter/Wittke, Volker:

- Kapitalismustheorie und Arbeit. Neue Ansätze soziologischer Kritik. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 63-108.
- Federici, Silvia (2010): The reproduction of labour-power in the global economy, Marxist theory and the unfinished feminist revolution. Reading for Jan. 27, 2009, UC Santa Cruz seminar.
- Federici, Silvia (2012): Die Reproduktion der Arbeitskraft im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. In: Dies.: Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Kitchen Politics – Queerfeministische Interventionen, Bd I, Münster, S. 21-86.
- Fraisse, Geneviève (2009): Service ou servitude. Essay sur les femmes toutes mains. Paris.
- Fraisse, Geneviève (2011): Dienen und Versorgen. In: Le Monde diplomatique, 9. Sept. 2011.
- Frauen in der Offensive (1974): Lohn für Hausarbeit oder: Auch Berufstätigkeit macht nicht frei. München: Trikont Verlag.
- Harvey, David (2005): Der Neue Imperialismus. Hamburg: VSA.
- Hirsch, Joachim (1995): Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus. Berlin/Amsterdam: ID Verlag.
- Hirsch, Joachim/Roth, Roland (1986): Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus. Hamburg: VSA.
- Lamping, Wolfram (2008): Grenzverschiebungen. Das Verhältnis von Sozialpolitik und Wirtschaftspolitik auf EU-Ebene und die Neubestimmung des ‚Sozialen‘. In: Evers, Adalbert/Heinze Rolf G. (Hrsg.): Sozialpolitik. Ökonomisierung und Entgrenzung. Wiesbaden: Springer, S. 115-135.
- Lacan, Jacques (1991), L'envers de la psychanalyse. Le Séminaire. Livre XVII (1969-1970). Paris: Éditions du Seuil.
- Lacan, Jacques (2003): Nota sul padre e l'universalismo. In: *La psicoanalisi*, no. 33, S. 9.
- MacCannell, Juliet Flower (2006): More Thoughts for the Times on War and Death: The Discourse of Capitalism in Seminar XVII. In: Clemens, Justin/Grigg, Russell (Hrsg.): Jacques Lacan and the Other Side of Psychoanalysis. Reflections on Seminar XVII. Durham/London: Duke University Press, S. 195-215.
- McGowan, Todd (2004): The End of Dissatisfaction? Jacques Lacan and the Emerging Society of Enjoyment. New York: Suny Press.
- McDowell, Linda (2009): The Rise of the Service Economy. In: Dies.: Working Bodies. Interactive Service Employment and Workplace Identities. Hoboken: Wiley-Blackwell, S. 25-48.
- McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Wiesbaden: Springer VS.
- Madörin, Mascha (2006): Plädoyer für eine eigenständige Theorie der Care-Ökonomie. In: Niechoj, Torsten/Tullney, Marco (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie. Marburg: Metroplis, S. 277-297.
- Madörin, Mascha (2007): Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-Ökonomie. Eine Forschungsskizze. In: Denknetz (Hrsg.): Zur politischen Ökonomie der Schweiz. Eine Annäherung. Jahrbuch 2007. Zürich: Edition 8, S. 141-162.
- Madörin, Mascha (2010): Weltmarkterfolg auf Kosten der Frauen. Steuerpolitik, Care- und Genderregimes in der Schweiz. In: Widerspruch 58, 30, 1, S. 97-108.

- Madörin, Mascha (2011): Das Auseinanderdriften der Arbeitsproduktivitäten: Eine feministische Sicht. In: Denknetz 2011, S. 56-70.
- Madörin, Mascha (2014): Ökonomisierung des Gesundheitswesens. Erkundungen aus der Sicht der Pflege. Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaft ZHAW, Winterthur. www.gesundheit.zhaw.ch/pflege [Zugriff 27.03.2014].
- Maier, Friederike (2010): Die wirtschaftspolitischen Leitlinien der Europäischen Union – eine feministische Kritik. In: Bauhardt, Christine/Cağlar, Gülay (Hrsg.): Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie. Wiesbaden: Springer VS. S. 233-256.
- Mies, Maria (1983): Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 9/10, 6, S. 115-124.
- Mies, Maria (2009): Hausfrauisierung, Globalisierung, Subsistenzproduktion. In: Linden, Marcel van der/Roth, Karl Heinz: Über Marx hinaus. Hamburg, S. 255-290.
- Miller, Peter/Rose, Nikolas (1994): Das ökonomische Leben regieren. In: Schwarz, R. (Hrsg.): Zur Genealogie der Regulation. Anschlüsse an Michel Foucault. Mainz: Decaton Verlag, S. 54-108.
- Recalcati, Massimo (2007) (Hrsg.): Forme contemporanee del totalitarismo. Torino: Bollati Boringhieri.
- Soiland, Tove (2013a): Subversion, wo steckst Du? Eine Spurensuche an den Universitäten. In: Graf, Julia/Ideler, Kristin/Klinger, Sabine (Hrsg.): Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 93-114.
- Soiland, Tove (2013b): ‚Lacanismus‘. In: Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 8/I. Berlin: Argument Verlag, S. 559-585.
- Verein Feministische Wissenschaft Schweiz (Hrsg.) (2013): femInfo 31.
- Žižek, Slavoj (1989): The Sublime Object of Ideology. London: Verso.
- Žižek, Slavoj (2001): Die Tücken des Subjekts. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Žižek, Slavoj (2004): Iraq. The borrowed kettle. London/New York: Verso.
- Žižek, Slavoj (2005): Concesso non dato. In: Boucher, Geoff/Glynos, Jason/Scarpe, Matte (Hrsg.): Traversing the Fantasy. Critical Responses to Slavoj Žižek. Aldershot/Burlington: Ashgate, S. 219-255.
- Zupančič, Alenka (2006): When Surplus Enjoyment Meets Surplus Value. In: Clemens, Justin/Grigg, Russell (Hrsg.): Jacques Lacan and the Other Side of Psychoanalysis. Reflections on Seminar XVII. Durham/London: Duke University Press, S. 155-178.

Christine Thon

„Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ – ein neoliberaler Diskurs? Familienpolitische und pädagogische Interventionen zur Herstellung von Subjekten der Vereinbarkeit

Eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf als Voraussetzung für die Partizipation von Frauen in allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens ist eine alte Forderung feministischer Politik. Auch die feministische Wissenschaft macht diese Fragen seit Langem zum Thema. Frauenforscherinnen haben jedoch bereits seit Ende der 1970er Jahre grundlegende Widersprüche in den Logiken des Berufs- und des Familienlebens zum Vorschein gebracht (vgl. z.B. Beck-Gernsheim/Ostner 1978; Kontos/Walser 1979; Becker-Schmidt et al. 1982; 1984) und verweisen damit eher auf eine systematische *Unvereinbarkeit* von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit. Insofern gilt Vereinbarkeit einerseits als emanzipatorisches Programm, andererseits schüren feministische Analysen die Skepsis: Taugt dieses Programm möglicherweise nur zur oberflächlichen Befriedung des Konflikts, der den Geschlechterordnungen in kapitalistischen Gesellschaften eingeschrieben ist?

Vor diesem Hintergrund gibt es zu denken, dass Vereinbarkeit als Gegenstand von Politik gegenwärtig enorme Popularität genießt. So stellt etwa der Monitor Familienleben (BMFSFJ 2012) fest: Für 74 % der Befragten ist die Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf die wichtigste Aufgabe von Familienpolitik. Entsprechende Bekenntnisse zur Vereinbarkeit sind dadurch nicht nur in familienpolitischen Kontexten mehr als salonfähig geworden; es scheint, als ob sich auch jedes Unternehmen, das etwas auf sich hält, hier als innovativ präsentieren möchte. Damit stellt sich die Frage: Wie konnte die Vereinbarkeit von Familie und Beruf diesen Status eines politischen Top-Themas erlangen und zu einem Anliegen werden, das heute scheinbar so einhellig geteilt wird? Welche Versprechen sind damit verbunden und für wen?

Im Folgenden wird zunächst kurz dargestellt, wie das Konzept Vereinbarkeit in der Programmatik aktueller Familienpolitik verankert ist. Darüber lässt sich rekonstruieren, wie es seinen gegenwärtig hegemonialen Status erlangen konnte (1). Vor einem hegemonietheoretischen Hintergrund verbindet sich damit die Frage nach den Subjekten von Vereinbarkeit, die entsprechende Diskurse vorsehen, und nach der Art und Weise ihrer Herstellung. Darüber gibt eine Analyse konkreter Adressierungen von Eltern durch familienpolitische Akteure Auskunft (2). Zum Abschluss wird die Frage nach möglichen Ansatzpunkten für gegenhegemoniale Artikulationen aufgeworfen (3).

1. Vereinbarkeit im Rahmen der „nachhaltigen Familienpolitik“ – eine hegemonietheoretische Interpretation

Die derzeitige Popularität des Vereinbarkeitsthemas ist im Kontext der sog. „nachhaltigen Familienpolitik“ seit der rot-grünen Koalition zu sehen (vgl. Kahlert 2011), die sich als eine „strategische Ökonomisierung des familienpolitischen Diskurses“ darstellt, wie Sigrid Leitner (2008: 72) es formuliert. Im Ministerium von Renate Schmidt entdeckte man den „ökonomischen Charme der Familie“ (Ristau 2005: 16), mit dem man sich in Zeiten von demographischer Krise und Fachkräftemangel bei der Wirtschaft Gehör verschaffen konnte. Dieser Charme besteht darin, dass sich durch Familienpolitik offensichtlich Ansatzpunkte auftun, um gut ausgebildete Frauen für den Arbeitsmarkt zu gewinnen und zugleich einen ausreichenden Nachwuchs an zukünftigen Konsument_innen und Fachkräften sicherzustellen. Die Programmatik der „nachhaltigen Familienpolitik“ fordert Unternehmen zur Gestaltung von familienfreundlicheren Arbeitsbedingungen auf – und zwar im Eigeninteresse der Unternehmen, nicht etwa im Namen von Frauen oder Familien. Die Ökonomisierung dokumentiert sich ganz unverhohlen in Statements wie „Investitionen in Kinderbetreuungsangebote rechnen sich“ (Schröder 2013: 7) oder „Familienfreundlichkeit zahlt sich aus“ (BMFSFJ o.J. a). Damit wird Vereinbarkeit von Familie und Beruf in erster Linie zu einem Faktor für ökonomische und demographische Entwicklungen, letztendlich zum Synonym für die Bereitstellung von Humankapital (vgl. Kahlert 2011: 147ff.; Kessl 2011: 68). In diesem aktuellen Diskurs ist also Vereinbarkeit nicht mehr das emanzipatorische Programm, das sie möglicherweise einmal war, sondern zusammen mit anderen familien- und gleichstellungspolitischen Konzepten Teil neoliberaler Strategien. Das Konzept Vereinbarkeit ist damit ein Beispiel für die verhängnisvollen Passungsverhältnisse zwischen verschiedenen geschlechterpolitischen und neoliberalen Positionen, wie sie Nancy Fraser (2009), Tove Soiland (2011) und unter bildungstheoretischer Perspektive Rosemarie Ortner (2007) beschrieben haben.

Über diese Diagnose hinaus stellt sich die Frage, wie es dazu kommt, dass im Hinblick auf dieses konkrete Politikum Vereinbarkeit ein solcher Pakt zwischen Feminismus und Neoliberalismus entstehen kann. Dafür erweist sich eine hegemonietheoretische Analyse als weiterführend, denn die Karriere des Vereinbarkeitskonzepts ist ein geradezu mustergültiges Beispiel für die Hegemonialisierung eines Diskurses über Prozesse der Artikulation, wie sie Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (2006) beschrieben haben. In diesem Modell etablieren sich Diskurse, indem sie Bedeutungszuschreibungen vereinheitlichen und Bedeutungen, die ansonsten kontingent sind und beständig oszillieren, festschreiben. Das geschieht durch die Praxis der Artikulation,

womit das Herstellen einer Beziehung zwischen diskursiven Elementen gemeint ist. Diese können damit ihre Bedeutung fixieren und sich gegenseitig stabilisieren. Durch Äquivalentsetzung der Elemente verlieren diese nach außen hin an Mehrdeutigkeit (vgl. Laclau/Mouffe 141ff.; Thon 2013).

Genau das ist beim ökonomisierten Vereinbarkeitsdiskurs der Fall: Indem das diskursive Element ‚Vereinbarkeit‘ mit dem diskursiven Element ‚Humankapital‘ artikuliert wird, wird es mit einem ökonomischen Anspruch identifiziert und entsprechend vereindeutigt. ‚Vereinbarkeit‘ erhält ihre Bedeutung als Garantin für die Bereitstellung von ‚Humankapital‘ und wird als klar umschriebenes Problem anschlussfähig an den hegemonialen neoliberalen Diskurs. Durch die Vereindeutigung im Zuge der Artikulation verliert ‚Vereinbarkeit‘ viele ihrer Facetten. Dazu gehören nicht nur normative Ansprüche von Gerechtigkeit und Partizipation. Auch die Widersprüchlichkeiten, mit denen die Realisierung von Vereinbarkeit durch konkrete Subjekte verbunden ist – das vielzitierte Vereinbarkeitsproblem oder die Doppelbelastung – sind damit nicht mehr benennbar.

2. Die Herstellung von Subjekten der Vereinbarkeit

Ein zentraler Bestandteil einer diskursiven Hegemonie sind die Subjektpositionen, die sie denen zur Verfügung stellt, deren Leben sie ordnet. Entsprechende Subjektpositionen erscheinen als selbstverständlich und alternativlos und werden zumindest vordergründig nicht aufgrund eines Zwangs, sondern aufgrund ihrer Attraktivität eingenommen (vgl. Reckwitz 2008: 70). Der ökonomisierte Vereinbarkeitsdiskurs zielt auf sehr nachdrückliche Weise auf eine Herstellung der ihm entsprechenden Subjekte von Vereinbarkeit. Das soll im Folgenden anhand einschlägiger Dokumente beleuchtet werden.

Im Rahmen der nachhaltigen Familienpolitik produzieren arbeitsmarkt- und familienpolitische Akteure wie Ministerien, Verbände oder Stiftungen eine Vielzahl von Handreichungen mit Leitfäden, Checklisten und Best-Practice-Beispielen, die zumeist online publiziert werden und somit eine breite Leser_innenschaft erreichen können. Besonders präsent ist hier das Unternehmensprogramm *Erfolgsfaktor Familie* (BMFSFJ o.J. b), ein Zusammenschluss aus Bundesfamilienministerium, Spitzenverbänden der deutschen Wirtschaft (*BDI*, *BDA*, *DIHK*, *ZDH*) und dem *DGB*, und damit zentraler Akteur in diesem Feld. *Erfolgsfaktor Familie* bietet auf seiner Website rund 20 Broschüren mit Maßnahmen zur Verbesserung von Vereinbarkeit an. Der überwiegende Teil solcher Publikationen richtet sich hier wie auch bei anderen Akteuren an Unternehmen bzw. Arbeitgeber_innen.

Um als Maßnahme gegen Fachkräftemangel insbesondere Frauen zu aktivieren, versuchen dieselben Akteure jedoch auch, diese direkt anzusprechen. Von *BMFSFJ*, Landesministerien oder Stiftungen liegen einige Broschüren vor, die Eltern v.a. bei einem schnellen Wiedereinstieg nach der Elternzeit unterstützen sollen. Wie Eltern, insbesondere Mütter, adressiert werden, wird im Folgenden an drei Broschüren erläutert, die besonders gut platziert sind, und in denen sich dokumentiert, was für den Diskurs insgesamt als kennzeichnend erscheint. Es handelt sich um eine Broschüre des *BMFSFJ* und des Unternehmensprogramms *Erfolgsfaktor Familie* mit dem Titel „So sag ich’s meinem Vorgesetzten“ (*BMFSFJ* 2012b); weiterhin eine Broschüre der *Senatsverwaltung für Wirtschaft, Technologie und Frauen des Landes Berlin* (2009) mit dem Titel „Eltern im Job“; schließlich die Broschüre „Fit für den Wiedereinstieg – wie sich Beruf und Familie unter einen Hut bringen lassen“ der *Baden-Württemberg-Stiftung* (2010).

In allen Broschüren werden explizit zunächst Väter und Mütter angesprochen. Implizit wird jedoch durch die Auswahl der Themen (bspw. Mutterschutzregelungen) oder auch in der Gestaltung der Broschüren mit Bildern, die bevorzugt weibliche Personen zeigen, deutlich, dass die Adressat_innen in erster Linie Mütter sind. In Bezug auf die verwendeten Abbildungen ist die Berliner Broschüre eine Ausnahme, sie wendet sich außerdem als einzige der drei Publikationen sowohl an Eltern als auch an Unternehmen. Den weitreichendsten Anspruch, was die Aktivierung insbesondere von Müttern anbelangt, hat unter den drei Publikationen offensichtlich die der *Baden-Württemberg-Stiftung*, da sie z.B. in großem Umfang Tools zur Optimierung arbeitsmarktrelevanter soft skills enthält. Als eine weitere Gemeinsamkeit zeigt sich beim Durchblättern der Broschüren schnell, dass sie sich offensichtlich an gut qualifizierte Eltern richten.

Bei der weitergehenden Analyse der Broschüren wurde mit dem Kodierverfahren der *Grounded Theory* gearbeitet (vgl. Strauss/Corbin 1996). Als Ergebnis wurde ein Gerüst der artikulatorischen Verbindungen rekonstruiert, die sich in dem Material freilegen lassen. Im Zentrum stehen dabei

- eine Verbindung von ‚Vereinbarkeit‘ und ‚Humankapital‘, die dadurch hergestellt wird, dass die Broschüren ihre Adressat_innen dazu anhalten, sich selbst als Humankapital wahrzunehmen (2.1) und
- eine Anrufung des Subjekts von Vereinbarkeit als individualisiertes Subjekt des Wollens, Planens, Kommunizierens und Problemlösens (2.2).

Beides findet in den Broschüren zum Teil in Form pädagogischer Interventionen statt, die denen ähneln, auf die Bettina Dausien (2006) in ihrer Kritik des *Work-Life-Balance*-Konzepts hingewiesen hat.

2.1 Selbstwahrnehmung als Humankapital

Wenn die Broschüren unter dem Label ‚Vereinbarkeit‘ daran arbeiten, dass sich Eltern bzw. Mütter als Humankapital wahrnehmen, tun sie das in zweierlei Hinsicht: Einerseits verdeutlichen sie den Angesprochenen angesichts des beschworenen Fachkräftemangels ihren Marktwert und transformieren diesen in eine Verpflichtung, sich dem Markt zur Verfügung zu stellen. Andererseits rufen sie zur Investition in den eigenen Marktwert durch das Erweitern oder Sichtbar- und damit Verwertbarmachen von Qualifikationen oder Schlüsselkompetenzen auf.

Die untersuchten Elternbroschüren nehmen ebenso wie solche, die sich an Unternehmen richten, die demographische Krise und den Fachkräftemangel zum Ausgangspunkt. So heißt es in der *BMFSFJ*-Broschüre schon im Vorwort der damaligen Ministerin Kristina Schröder:

Individuelle Arbeitszeitmodelle anzubieten und Eltern während einer familienbedingten Auszeit und beim Wiedereinstieg zu begleiten, wird für Unternehmen angesichts des zunehmenden Fachkräftemangels immer wichtiger (*BMFSFJ* 2012b: 5).

Das Argument, dass Unternehmen ihre Attraktivität durch Vereinbarkeitsfreundlichkeit steigern müssen, um sich die rarer werdenden Fachkräfte zu sichern, taucht in allen drei Broschüren in ähnlicher Form auf. Aus dem Fachkräftemangel als Bedrohungsszenario für Unternehmen könnte nun die Konsequenz gezogen werden, dass Eltern ihren Arbeitgeber_innen gegenüber bei möglichen Konflikten in einer guten Verhandlungsposition sind und ihre Interessen selbstbewusst vertreten sollten. Das wird hier jedoch nicht getan; vielmehr wird auch für die Eltern ein Bedrohungsszenario aufgebaut, wie hier in der Berliner Broschüre:

Viele Frauen mit Kindern möchten natürlich beruflich weiterkommen. Eine mehrjährige Auszeit zur Kindererziehung ist zwar rechtlich möglich, die beruflichen Perspektiven verschlechtern sich aber eindeutig (Senatsverwaltung für Wirtschaft, Technologie und Frauen des Landes Berlin 2009: 1).

Der Qualifikationsverlust während der Erwerbsunterbrechung, den auch die anderen Broschüren mehr oder weniger dramatisch inszenieren, disqualifiziert sozusagen in einem Maße, dass der Status der von Arbeitgeber_innen händeringend gesuchten Fachkraft nicht mehr gegeben ist.

Der Gedanke an die Vorteile einer guten Verhandlungsposition als gefragte Fachkraft kommt jedoch auch aufgrund einer harmonisierenden Darstellung des Verhältnisses von Unternehmen und Beschäftigten gar nicht auf. Eine Differenz zwischen den Interessen beider Seiten, die durchaus als in der Natur der Sache liegend unterstellt werden könnte, wird zugunsten einer Allianz zwischen Arbeitnehmer_in und Arbeitgeber_in eingeebnet. So betont die *BMFSFJ*-Broschüre unermüdlich, dass „gemeinsam“ (*BMFSFJ* 2012b: 5) und „einvernehmlich“ (ebd.: 11) Lösungen gefunden werden können, „die

möglichst den Bedürfnissen aller Beteiligten gerecht werden“ (ebd.: 8). Dazu sollen sich die Leser_innen „in die Perspektive des Arbeitgebers hinein[zu] versetzen“ (ebd.: 16f.). Es bleibt jedoch nicht bei der Aufforderung, sondern die Broschüre leitet mit einer „Checkliste“ mit möglichen Bedenken von Arbeitgeber_innen diese Perspektivenübernahme auch direkt an (ebd.: 18). Auch wenn das als rein strategische Übung begriffen werden kann, ist es doch zugleich eine pädagogische Intervention: Das Durchexerzieren der unternehmerischen Sichtweisen erzieht quasi zu Bewertungen im Sinne der Arbeitgeber_innenseite.

Während die Berliner Broschüre denselben Effekt mit der Konstruktion von *Win-Win*-Situationen zu erzeugen versucht (vgl. Senatsverwaltung für Wirtschaft, Technologie und Frauen des Landes Berlin 2009: 17f.), formuliert die Broschüre der *Baden-Württemberg-Stiftung* den eindrucksvollen Appell:

Nur mit gut qualifizierten Fach- und Führungskräften können wir [...] unsere Vorreiterposition im internationalen Wettbewerb auch künftig behaupten. Angesichts des fortschreitenden demografischen Wandels [...] können wir es uns längst nicht mehr leisten, das Potenzial von gut ausgebildeten Arbeitskräften brach liegen zu lassen (Baden-Württemberg-Stiftung 2010: 9).

Durch das vergemeinschaftende „Wir“ wird eine Schicksalsgemeinschaft von Unternehmen und Arbeitnehmer_innen konstruiert. So wird es für die potenziell Erwerbstätigen zur moralischen Verpflichtung, sich dem Arbeitsmarkt zu Verfügung zu stellen. Damit ist hier erst recht kein Platz für einen Interessenkonflikt. Die Art und Weise, in der hier Eltern und insbesondere Müttern beigebracht werden soll, sich als Humankapital wahrzunehmen, impliziert damit gleichzeitig, dass das jeweilige Subjekt keineswegs selbst, im eigenen Interesse oder gar nach Belieben über sein Potenzial verfügen darf. Der vom Fachkräftemangel bedrohte Unternehmer oder der ‚Wirtschaftsstandort‘ im Wettbewerb mit anderen bekommen einen legitimen Anspruch auf die Ressource Humankapital zugesprochen.

Im Rahmen des beschriebenen Einübens einer Selbstwahrnehmung als Humankapital rufen die Broschüren ihre Adressat_innen auch zur Investition in den eigenen Marktwert auf. Sie halten sie nachdrücklich dazu an, an ihrer Qualifikation zu arbeiten; die Empfehlung einer Teilnahme an betrieblichen Fortbildungen während der Elternzeit ist Standard (vgl. BMFSFJ 2012b: 19; Senatsverwaltung für Wirtschaft, Technologie und Frauen des Landes Berlin 2009: 8). So ruft die *BMFSFJ*-Broschüre dazu auf, „während der Elternzeit die Qualifikationen [zu] erweitern“ (BMFSFJ 2012b: 21), also zusätzliche Fortbildungen zu machen und dafür auch Geld zu investieren. Die Berliner Broschüre verdeutlicht ihren Adressat_innen noch eine andere Form der Erweiterung von Qualifikationen in der Elternzeit:

In der Elternzeit erwerben Sie Fähigkeiten, wie z.B. Selbstmanagement, Stressresistenz und Konfliktfähigkeit, die auch im beruflichen Leben von großer Bedeutung sind (Senatsverwaltung für Wirtschaft, Technologie und Frauen des Landes Berlin 2009: 1).

So wird unter der Hand die Elternzeit selbst zur Investition in die eigenen arbeitsmarktrelevanten Fähigkeiten. Die Broschüre der *Baden-Württemberg-Stiftung*, die auch Weidereinsteigerinnen nach längeren Familienphasen ansprechen möchte, setzt hier mit großem Nachdruck an. Sie unterstreicht mehrfach die Bedeutung von „Kompetenzen der Familienarbeiter/-innen“, die diese „zum entscheidenden Wettbewerbsvorteil für Unternehmen machen“ (Baden-Württemberg-Stiftung 2010: 27). Die Broschüre enthält zudem unter der Überschrift „Erkennen Sie Ihre Stärken und setzen Sie diese gezielt ein“ (ebd.: 39) einen Fragebogen zur Selbsteinschätzung der eigenen Schlüsselkompetenzen und zur Erstellung eines „persönlichen Kompetenzprofils“ (ebd.: 44). Das Sichtbar- und Verwertbarmachen entsprechender Fähigkeiten geschieht in einer massiv ‚pädagogischen‘ Weise: Die Checklisten sind Instrumente der Selbstreflexion, die Selbst- und Weltverhältnisse verändern soll; sie setzen an der Wahrnehmung der eigenen Person und des persönlichen Umfeldes an, um beide an die Erfordernisse der Berufstätigkeit anzupassen.

2.2 Subjekte individueller Verantwortung

Eine Verbindung zwischen ‚Vereinbarkeit‘ und ‚Humankapital‘ wird in den Broschüren weniger offensichtlich, aber doch effektiv hergestellt, indem Subjekte von Vereinbarkeit als individualisierte Subjekte des Wollens, Planens, Kommunizierens und Problemlösens angerufen werden. Die Ermöglichung einer gleichzeitigen Verfügbarkeit insbesondere von Müttern für den Arbeitsmarkt wird, obwohl durchgängig das Engagement von Arbeitgeber_innen gefordert wird, gleichzeitig nach wie vor weitgehend in die Eigenverantwortung der Vereinbarkeitssubjekte verlagert. Basis dafür ist in der Darstellung der Broschüren eine eindeutige Motivationslage bei den Eltern. So heißt es in der Broschüre des *BMFSFJ*:

Beide, Frauen und Männer, wollen Zeit für ihre Familie haben. Gleichzeitig wollen Eltern aber auch ihren Verpflichtungen im Beruf nachkommen. Junge Frauen und Männer wollen sich heute nicht mehr zwischen Familie und Beruf entscheiden (BMFSFJ 2012b: 7).

Dieses Statement scheint einfach Fakten aus aktuellen demoskopischen Untersuchungen zu wiederholen. Doch durch Universalisierung der Aussagen über die „Eltern“ von „heute“, werden diese gleichzeitig vereinnahmt. In dem Gestus, jungen Eltern sozusagen eine Stimme zu verleihen, findet gleichzeitig eine Normierung statt. Sie betrifft nicht nur die Ausweitung von Familienorientierung auf beide Geschlechter. In der Formulierung, Eltern „wollen [...] ihren Verpflichtungen im Beruf nachkommen“ klingt vielmehr auch der schon beschriebene moralische Impetus an, mit dem die Nachfrage des Wirtschaftsstandorts nach Humankapital beantwortet werden soll. Eine Al-

ternative zur impliziten Normierung ist die direkte Aufforderung, wie sie die *Baden-Württemberg-Stiftung* an Eltern richtet:

Sie haben sich ganz bewusst dafür entschieden, den Wiedereinstieg in den Beruf aktiv anzugehen. Gratulation zu diesem bedeutenden Schritt! Denn damit haben Sie den ersten und größten Stolperstein auf dem Weg zu einem gelungenen beruflichen Wiedereinstieg erfolgreich bei Seite geschafft. Weiter so! (Baden-Württemberg-Stiftung 2010: 11).

Hier wird die Anrufung ganz explizit; das Zitat erinnert an die Szene, mit der Louis Althusser (1977) dieses Konzept eingeführt hat. Wie das „He, Sie da!“ des Polizisten auf der Straße den Passanten zum sich der staatlichen Ordnung unterwerfenden Bürger macht, macht das „Weiter so!“ die Angesprochenen zu Träger_innen einer richtigen Entscheidung, die sie konsequent umsetzen sollen. Damit nimmt sich die Broschüre auch die Autorität, die Entscheidung der Angesprochenen gutzuheißen. Anders als bei Althusser wird hier im positiven Sinne zur Ordnung gerufen; die Aufforderung wird also in einem motivierenden Gestus formuliert. Allerdings wird auch deutlich, was unerwünscht ist: Der „größte Stolperstein“ ist die eigene Unentschiedenheit, und es gilt, zum Subjekt des Wollens zu werden, um sich in die Ordnung des beruflichen Aktivwerdens einzufinden.

Neben dieser Anrufung als Subjekte des Wollens finden sich in den Broschüren vor allem wiederholte Aufforderungen zum Planen. Dabei geht es zunächst um ein Planen gemeinsam mit dem_der Arbeitgeber_in:

Vor der Elternzeit sollte es daher oberstes Ziel sein, gemeinsam Erwartungs- und Planungssicherheit zu schaffen. Ein wichtiger Baustein dafür ist das erste betriebliche Gespräch zur Mutter- oder Vaterschaft. Dies sollte so früh wie möglich stattfinden. So sorgen Sie frühzeitig dafür, dass die berufliche Auszeit reibungslos verläuft (BMFSFJ 2012b: 11).

Die geforderten Planungstätigkeiten sollen im Modus der Kommunikation mit dem_der Arbeitgeber_in stattfinden; das planende Subjekt ist also auch ein kommunizierendes Subjekt. Das Gegenüber tritt dabei nur als Adressat_in von Vorschlägen und Angeboten der vereinbarungswilligen Eltern in Erscheinung. Sie sollen den_die Arbeitgeber_in überzeugen, dass etwa eine flexible Arbeitszeit ganz im Interesse des Unternehmens ist. Somit wird das Planen eines „reibungslosen“ Verlaufs durch die Subjekte von Vereinbarkeit zu einem Problemlösen im Sinne des Unternehmens. Um den Bedürfnissen ihrer Familie gerecht zu werden, sollen die Vereinbarkeitssubjekte individuelle Lösungen finden und auf die Ressourcen ihres privaten Umfeldes zurückgreifen. Dies betrifft insbesondere kurzfristige Kinderbetreuungsengpässe etwa bei Erkrankungen. Hier empfiehlt beispielsweise die *Baden-Württemberg-Stiftung*, sich an „Großeltern, Tanten, Onkel [...] andere Eltern, Alleinerziehende, Nachbarn oder Freunde“ zu wenden (Baden-Württemberg-Stiftung 2010: 63).

Die Anrufung vereinbarkeitswilliger Mütter erfolgt hier also als eine Anrufung als Subjekte eines entschiedenen Wollens, kompetenten Planens, strategischen Kommunizierens und ökonomisch rationalen, individuellen

Problemlösens. Dies erinnert in zentralen Aspekten an aktuelle Analysen zur Formierung weiblicher Subjektivitäten auch in anderen Kontexten, beispielsweise an Angela McRobbies (2010) Untersuchung zum Phänomen der „Top Girls“. Junge qualifizierte Mittelschichtfrauen scheinen sowohl die Träume der Feministinnen von weiblichen Karrieren als auch die der Wirtschaft von neuen Humankapitalressourcen Wirklichkeit werden zu lassen. Die Top Girls verkörpern einen „weiblichen Individualismus“ (McRobbie 2010: 38) des selbstbestimmten Entscheidens, kompetenten Planens und der maximalen Selbstverantwortung für das eigene Leben. Sie werden als „privilegierte Subjekte“ (ebd.: 38) eines gesellschaftlichen Wandels identifiziert, der die Partizipationsmöglichkeiten bestimmter Frauen ausweitet – sofern sie den Logiken neoliberaler Ökonomie folgen. Vor allem werden dabei männliche Dominanz und die Zuständigkeit von Frauen für die Reproduktionssphäre nicht in Frage gestellt (vgl. ebd.: 119). Dies zeichnet sich auch bei der Formierung von Subjekten der Vereinbarkeit sehr deutlich ab.

Die Kritik von McRobbie lässt sich auf viele gängige Charakterisierungen der jungen Frauengeneration beziehen, die die Ausweitung der Partizipationschancen von Frauen fast ausschließlich als eine Angelegenheit der individuellen Lebensgestaltung auffassen. Dies ist jedoch nicht nur in Bezug auf ungebundene junge Frauen festzustellen. Es betrifft gerade auch Vorstellungen davon, wie heterosexuelle Paare mit Kindern Vereinbarkeit und damit eine Ausweitung von Partizipationschancen der Mütter herstellen. So erkennen etwa Walther und Lukoschat (2009) bei erfolgreichen Doppelkarrierepaaren klassische Tugenden der Individualisierung: „Entschiedenheit“, „Souveränität“ (Walther/Lukoschat 2009: 15), Flexibilität und kommunikative, reflexive und planerische Kompetenzen ermöglichen es ihnen, ambitionierte Vereinbarkeitsmodelle zu realisieren und machen sie, so die Autorinnen, zur „gesellschaftlichen Avantgarde“ (Walther/Lukoschat 2008: 17).

Die Inszenierung einer Avantgarde als Vorbild nutzen auch die analysierten Broschüren als pädagogisches Instrument. Portraits von Eltern, die ‚erfolgreiche‘ Vereinbarkeitslösungen repräsentieren (vgl. BMFSFJ 2012b: 22f.; Baden-Württemberg-Stiftung 2010: 64ff.), sollen ein Lernen am Modell initiieren. Die Individualisierung von Vereinbarkeit erfolgt damit nicht nur über eine Responsibilisierung von Eltern (vgl. Kessl 2011: 69), sondern auch durch das Versprechen von Identitäten, die innerhalb des hegemonialen Diskurses mit einem hohen Maß an Attraktivität ausgestattet sind.

3. Ansatzpunkte für gegenhegemoniale Artikulationen

Zusammenfassend lässt sich Vereinbarkeit von Familie und Beruf als neo-liberaler Diskurs demnach wie folgt charakterisieren: Es hat zunächst den Anschein, dass den Frauen das Problem der Vereinbarkeit zunehmend abgenommen wird und statt dessen Unternehmen darauf verpflichtet werden, Vereinbarkeit zu ermöglichen – wie das im Übrigen auch eine alte feministische Forderung ist. Allerdings werden im hegemonialen Vereinbarkeitsdiskurs die grundsätzlichen Widersprüchlichkeiten zwischen den Logiken von Erwerbsleben und Familie *gerade nicht* auf einer institutionellen Basis bearbeitet. Vielmehr wird die Bearbeitung dieser Widersprüche wieder an die Subjekte delegiert, die dazu zu Subjekten von Vereinbarkeit werden müssen. Dies bezieht sich insbesondere auf eine Selbstwahrnehmung und Selbstoptimierung als Trägerin von Humankapital, und in ausgeprägt pädagogischer Manier werden v.a. Müttern Wege gewiesen, ihre subjektiven Voraussetzungen zur individualisierten Bewältigung von Vereinbarkeitsproblemen zu optimieren. Mit dieser artikulatorischen Vereindeutigung dessen, was ‚Vereinbarkeit‘ heißt, gehen spezifische Ausschlüsse anderer Perspektiven einher. Dethematisiert wird nicht nur das Anliegen einer Umverteilung von Arbeit und Partizipationschancen, wie es beispielsweise in einem emanzipatorischen Vereinbarkeitsdiskurs formuliert wird. Auch die Widersprüchlichkeiten zwischen Logiken der Erwerbsarbeit und den nicht-ökonomischen Bedürfnissen von Familien, von Kindern und auch des Vereinbarkeitssubjekts selbst sind auffällig abwesend.

Damit stellt sich die Frage, wie diese Engführungen im Sinne gegenhegemonialer Artikulationen aufgebrochen werden können. Zunächst scheint es vielleicht naheliegend, dort anzuschließen, wo die ausgeschlossene Perspektive der sozusagen von Vereinbarkeit ‚Betroffenen‘, also von Eltern und Kindern, aufgegriffen wird. Es gibt genügend Stimmen, die das für sich in Anspruch nehmen und entsprechende Ratschläge zu Vereinbarkeit erteilen. Doch wenn im Kontext von Vereinbarkeit Bedürfnisse von Kindern thematisiert werden, werden sie in erster Linie als Verantwortlichkeiten von Müttern thematisiert.* Die Artikulation von Elternschaft und Vereinbarkeit findet offensichtlich als Artikulation in Verbindung mit traditionellen Mütterlichkeits-

* Um nur exemplarisch einschlägige Internetportale für Eltern und deren Ratschläge zu Vereinbarkeit zu zitieren, die eine Responsibilisierung der Mütter für das Wohlergehen des Kindes trotz ihres Engagements im Beruf vornehmen: „Du möchtest nach der Elternzeit wieder in den Beruf zurück? Dann findest Du hier einige Tipps, wie Du den Wiedereinstieg leichter für Dein Kind und damit auch für Dich gestalten kannst“ (Netmoms (o.J.): <http://www.netmoms.de/magazin/familie/arbeiten-mit-kindern/berufstaetigkeit-so-machst-du-es-deinem-kind-einfacher/>); „Betreuung in der Praxis erproben – Jetzt kommt’s drauf an: Wie klappt der Umgang mit Ihrer Kinderfrau, der Oma oder Tagesmutter? Versteht sich Ihr Kind mit seiner Betreuungsperson?“ (FREUNDIN (2008): Job und Kind – so klappt’s. <http://www.freundin.de/job-und-kind-so-klappt-s-in-der-babypause-52531.html>).

ideologien statt – einem anderen hegemonialen Diskurs mit seinen bekannten Tücken.

Um geeignetere Ansatzpunkte für gegenhegemoniale Interventionen zu finden, müssen daher vermutlich ganz andere Möglichkeiten in Betracht gezogen werden. Die Dethematisierung der ungerechten Verteilung von Produktions- und Reproduktionsarbeit könnte aufgebrochen werden, wenn sich das Anliegen einer Umverteilung im Rahmen eines alternativen ökonomischen Diskurses artikulieren ließe. Statt in neoliberaler Manier Vereinbarkeit mit Humankapital zu artikulieren, könnte das Anliegen einer Umverteilung von Arbeit beispielsweise im Rahmen von Diskursen über Postwachstumsökonomien artikuliert werden. Solche Brückenschläge erscheinen vielleicht auf den ersten Blick gewagt, zumal entsprechende aktuelle Ansätze alternativer Ökonomien bislang nur wenig geschlechtertheoretisch informiert erscheinen (vgl. Bauhardt 2013). Doch wie u.a. Nancy Fraser (2009) oder Tove Soiland (2011) im Blick auf die enge Verschränkung von Geschlechter- und ökonomischen Ordnungen festgestellt haben, reicht es nicht, Geschlechterordnungen vorwiegend als kulturelle Ordnungen zu diskutieren. Für eine gegenhegemoniale Intervention wäre es nötig, das, was gegenwärtig unter dem Label Vereinbarkeit verhandelt wird, zusammen mit ökonomischen Programmatiken zu artikulieren – und zwar solchen, die nicht nur die neoliberale Ökonomisierung kritisieren, sondern die Prämissen gegenwärtiger Wirtschaftsordnungen (wie etwa permanentes Wachstum) grundlegend in Frage stellen und offensiv Alternativen entwerfen.

Damit sind auch erziehungswissenschaftliche Perspektiven gefragt, denn ein Nachdenken über gesellschaftliche Transformationen beispielsweise in Richtung einer Postwachstumsgesellschaft kommt nicht ohne die Thematisierung von Veränderungen auf der Ebene der Subjekte aus. Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung ist prädestiniert, auch hier Fragen der Produktion vergeschlechtlichter Subjektivitäten und entsprechender Ungleichheitsordnungen auf die Agenda zu bringen. Es könnte sich also lohnen, aus der Perspektive einer erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung Anschlüsse zu ökonomischen Diskursen herzustellen, um die neoliberale ‚Lösung‘ der Vereinbarkeit zurückzuweisen und die bestehende Problematik jenseits neoliberaler Dethematisierungen zu reformulieren.

Literatur

- Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg: VSA.
- Baden-Württemberg-Stiftung (Hrsg.) (2010): Fit für den Wiedereinstieg – wie sich Beruf und Familie unter einen Hut bringen lassen. http://www.bwstiftung.de/uploads/tx_ffbwspub/Wiedereinstieg_Broschuere_161110_02.pdf [Zugriff: 19.02.2014].
- Bauhardt, Christine (2013): Wege aus der Krise? Green New Deal – Postwachstumsgesellschaft – Solidarische Ökonomie: Alternativen zur Wachstumsökonomie aus feministischer Sicht. In: Gender 5, 5, S. 9-26.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth/Ostner, Ilona (1978): Frauen verändern – Berufe nicht? In: Soziale Welt 3, S. 257-287.
- Becker-Schmidt, Regina/Brandes-Erlhoff, Uta/Karrer, Marva/Rumpf, Mechthild/Schmidt, Beate (1982): „Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns.“ Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli/Schmidt, Beate (1984): Eines ist zu wenig – beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterinnen zwischen Familie und Fabrik. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.
- BMFSFJ (o.J. a): Familienwegweiser. <http://www.familien-wegweiser.de/wegweiser/stichwortverzeichnis,did=174086.html> [Zugriff: 19.02.2014].
- BMFSFJ (o.J. b): Erfolgsfaktor Familie. <https://www.erfolgsfaktor-familie.de/> [Zugriff: 19.02.2014].
- BMFSFJ (2012a): Monitor Familienleben. <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung2/Pdf-Anlagen/monitor-familienleben-2012,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> [Zugriff: 19.02.2014].
- BMFSFJ (Hrsg.) (2012b): S. sag ich's meinem Vorgesetzten. Elternzeit, Wiedereinstieg und flexible Arbeitsmodelle erfolgreich vereinbaren. <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/familie,did=195718.html> [Zugriff: 19.02.2014].
- Dausien, Bettina (2006): Machen Frauen Karriere? Gedanken zum Diskurs über Geschlecht, Beruf und „Work-Life-Balance“. In: Schlüter, Anne (Hrsg.): Bildungs- und Karrierewege von Frauen. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 54-74.
- Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 54, 9, S. 43-57.
- FREUNDIN (2008): Job und Kind – so klappt's. <http://www.freundin.de/job-und-kind-so-klappt-s-in-der-babypause-52531.html> [Zugriff: 19.02.2014].
- Kahlert, Heike (2011): Der ökonomische Charme der Gleichstellung in der Neuausrichtung der deutschen Familienpolitik. In: Casale, Rita/Forster, Edgar (Hrsg.): Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 7. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 143-156.
- Kessl, Fabian (2011): Pädagogisierungen – eine vernachlässigte Dimension in der Geschlechterforschung zur gegenwärtigen Transformation von Sozial-, Bildungs- und Erziehungspolitik. In: Casale, Rita/Forster, Edgar (Hrsg.): Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals.

- Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 7. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 61-75.
- Kontos, Silvia/Walser, Karin (1979): ... weil nur zählt, was Geld einbringt. Probleme der Hausfrauenarbeit. Gelnhausen: Burckhardthaus-Laetare-Verlag.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2006): Hegemonie und radikale Demokratie. Wien: Passagen-Verlag.
- Leitner, Sigrid (2008): Ökonomische Funktionalität der Familienpolitik oder familienpolitische Funktionalisierung der Ökonomie? In: Evers, A./Heinze, R. G. (Hrsg.): Sozialpolitik: Ökonomisierung und Entgrenzung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 68-82.
- Netmoms (o.J.): Arbeiten mit Kindern. <http://www.netmoms.de/magazin/familie/arbeiten-mit-kindern/berufstaetigkeit-so-machst-du-es-deinem-kind-einfacher/> [Zugriff: 19.02.2014].
- McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Wiesbaden: VS Verlag.
- Ortner, Rosemarie (2007): Der Homo oeconomicus feministisch gebildet? Die neoliberale Herausforderung für feministische Theoriebildung. In: Borst, Eva/Casale, Rita (Hrsg.): Ökonomien der Geschlechter. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 3. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 29-44.
- Reckwitz, Andreas (2008): Subjekt. Bielefeld: transcript.
- Ristau, Malte (2005): Der ökonomische Charme der Familie. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 23-24, S. 16-23.
- Schröder, Kristina (2013): Zeit für Familie. In: BMFSFJ (Hrsg.): Geht doch! S. gelingt die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Berlin, S. 6-9.
- Senatsverwaltung für Wirtschaft, Technologie und Frauen des Landes Berlin (Hrsg.) (2009): Eltern im Job. Von Schwangerschaft bis Wiedereinstieg – Chancen für Mütter, Väter und Unternehmen in Berlin. Planung und Tipps. http://www.berlin-partner.de/fileadmin/chefredaktion/pdf/publikationen/publikationen_de/Eltern%20im%20Job%20.pdf [Zugriff: 19.02.2014].
- Soiland, Tove (2011): Zum problematischen Cultural Turn in der Geschlechterforschung. In: Casale, Rita/Forster, Edgar (Hrsg.): Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 7. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 17-32.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Thon, Christine (2013): Kollektivität braucht radikale Demokratie: Politik und ihre Subjekte aus hegemonietheoretischer Perspektive. In: Jähnert, Gabriele/Aleksander, Karin/Kriszio, Marianne (Hrsg.): Kollektivität nach der Subjektkritik. Geschlechtertheoretische Positionen. GenderCodes 16, Bielefeld: transcript, S. 101-116.
- Walther, Kathrin/Lukoschat, Helga (2008): Kinder und Karrieren: Die neuen Paare. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Walther, Kathrin/Lukoschat, Helga (2009): Kinder und Karrieren: Die neuen Paare. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 41, S. 13-18.

Transformation von Geschlecht, Bildung und Erziehung

Barbara Rendtorff

Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten – Zum aktuellen Umgang mit Geschlecht im Kontext von Bildung

Wie viele sozialrevolutionäre Bewegungen, die Gesellschaft(en) verändern wollen, waren auch die Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre bildungsoptimistisch, sie setzten auf den Beitrag von Bildung zur Aufhebung von Denk- und Handlungsbegrenzungen und bemühten sich folglich um deren Veränderung. Im Kontext der Frauenbewegung hat sich gerade die Schulpädagogik früh und deutlich für die Veränderung überkommener Geschlechterbilder, für die Förderung von Mädchen in sogenannten ‚untypischen‘ Bereichen und insgesamt gegen geschlechtstypisierende Maßnahmen und für eine tendenzielle Angleichung der Geschlechter engagiert. Umso interessanter ist der Befund, dass im Kontext schulpädagogischer Diskussionen über die Bedeutung von Geschlecht und über den angemessenen Umgang mit Phänomenen, die als geschlechterbezogen oder geschlechterverursacht eingestuft werden, momentan zwei einander diametral widersprechende Strategien auftreten. Die eine sieht es im Geist der vergangenen Jahre als ihre Aufgabe an, mildernd auf geschlechtstypische Unterschiede in Leistung, Fächerwahl usw. einzuwirken. Gleichzeitig gewinnt aber eine andere Haltung derzeit an Popularität, die es ganz im Gegenteil für eine fortschrittliche pädagogische Strategie hält, die (vermeintliche) Verschiedenheit zwischen Mädchen und Jungen aufzugreifen, zu verstärken und zum pädagogischen Einsatz zu machen – etwa durch unterschiedliche Aufsatzthemen, Unterrichtsmaterialien, Arbeitsblätter oder geschlechtergetrennte Arbeitsbücher für Mädchen und Jungen, wie sie häufig im Unterricht auftauchen.¹ Die Kinder lernen im Zuge solcher Maßnahmen zweierlei: dass es offenbar elementare Unterschiede zwischen den Geschlechtergruppen gibt, und dass Unterschiede zwischen Gruppen (welcher Art auch immer) jeweils separierende Sonderbehandlungen verlangen, die diese einmal identifizierten Gruppen säuberlich voneinander trennen. Das ist nicht zuletzt deshalb interessant, weil es zu den offiziellen Strategien etwa im Umgang mit Ethnizität bzw. dem, was unter dem Wort ‚Heterogenität‘ gefasst wird, so gar nicht zu passen scheint.

Pädagogisch interessant wird dieses Phänomen vor allem dadurch, dass diese Handlungsoptionen nicht pädagogisch begründet werden, sondern die

1 Ein bekanntes Beispiel ist die Produktreihe des PONS-Verlags mit Bänden wie „Textaufgaben für Mädchen“ oder „Diktate für Jungs“. Sie wurde kürzlich – offenbar aufgrund vielfältiger Proteste und Medienberichte – vom Markt genommen, die Bände sind aber noch im Handel erhältlich (vgl. z.B. Amazon.de: <http://www.amazon.de/PONS-Textaufgaben-f%C3%BCr-Jungs-begeistern/dp/3125616433>).

pädagogische Maßnahme als Antwort auf eine ontologische Gegebenheit dargestellt wird: Dass Mädchen und Jungen *tun, was sie tun* und sich ‚nun mal‘ für unterschiedliche Dinge interessieren, zeige ja wohl, dass sie so *sind, wie sie sind* – und dann bekommen die Mädchen ein Arbeitsblatt mit Tieren und die Jungen eins mit Technik – denn ‚Tiere vs. Technik‘ ist die Grundfigur der hier angesprochenen Denk- und Vorgehensweise. Die Zuordnung zu Geschlechterpositionen im Kontext solcher pädagogischen Maßnahmen wird also auf der Ebene von Oberflächenphänomenen verhandelt (ich sehe, was Kinder tun) und diese werden naturalisierend an die Subjekte zurückgebunden und dort mit stofflicher Qualität ausgestattet: Mädchen resp. Jungen *sind*, wie sie sich *verhalten*, und jede Diskussion auf dieser Ebene verstrickt sich in endlosen Beweis-Gegenbeweis-Figuren, in der Gegenüberstellung von Konzepten ‚wahrer‘ Männlichkeit oder Weiblichkeit und vermeintlich gültigem Alltagswissen. Die Debatten sind deshalb endlos und im Ergebnis unfruchtbar und vor allem kommt die Frage nach der Struktur der stereotypen Zuschreibungen, ihrer Herkunft oder Funktion auf diesem Wege gar nicht in den Blick.

Mit einer solchen separierenden Zuordnung von Unterrichtsmaterialien wird übrigens zugleich nicht nur ein zentraler Punkt im Selbstverständnis der Erziehungswissenschaft tangiert, sondern sogar aufgehoben: dass die Erziehungsbedürftigkeit des Menschen und seine Erziehungs- und Bildungsfähigkeit den Antrieb und die Maßgaben für Bildungsprozesse abgeben sollten, vorrangig im Wege von ‚Fordern und Fördern‘, also der Herausforderung seiner Entwicklungsfähigkeit auf eine offene Zukunft hin. Das Vertrauen auf eine individuelle Bildungs- und Entwicklungsfähigkeit müsste logischerweise erstens festlegende Beschränkungen in Bildungsangeboten als kontraproduktiv erscheinen lassen und zweitens eine grundsätzliche Bildungsbereitschaft des Einzelnen als gegeben annehmen. Beide Annahmen werden in den hier angedeuteten pädagogischen Praxen konterkariert. Zum einen wird unterstellt, dass man Kindern das Lernen schmackhaft machen müsse und man ihnen deshalb das an die Hand geben solle, was sie sich ohnehin wünschen. Zum anderen geht in die Interpretation dessen, was Kinder ‚sich wünschen‘, bereits die begrenzende Auslegung der Erwachsenen ein – womit zugleich ausgeschlossen wäre, dass man sich etwas wünschen kann, das man (noch) nicht kennt. Dies ist in einem doppelten Sinne eine Bankrotterklärung, zumindest eine äußerst pessimistische Haltung: erstens durch die Unterstellung, dass Kinder zum Lernen verführt werden müssen, und zweitens werden hier in merkwürdig verdrehter Paraphrase die Kinder nicht ‚da abgeholt, wo sie stehen‘, sondern auf Positionen festgelegt, auf die man sie selber zuvor hingestellt hat.

Dieser Befund, dass die pädagogischen Bemühungen als abgeleitet erscheinen von außerpädagogischen Begründungen, lässt stutzig werden. Das war meine erste Überlegung.

Es lässt sich also eine merkwürdige Un-Gleichzeitigkeit feststellen, die dazu führt, dass die Thematisierung ontologischer Figuren im Kontext von Geschlechterfragen in der letzten Zeit wieder zugenommen und eine neue Qualität bekommen hat. Dabei wiederholt sich gerade in den sogenannten seriösen, konservativen Blättern häufig ein und dasselbe Muster: Es erscheint ein Artikel, in dem ‚die Feministinnen‘ oder ‚der Feminismus‘ des Irrtums, der Propaganda oder der Falschaussagen bezichtigt werden, belegt mit teilweise obskuren Hinweisen auf irgendwelche Studien, die dieses und jenes ergeben hätten, was ‚die Feministinnen‘ in der Tat dumm dastehen lässt, oder mit aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten, die die jeweilige zitierte Frau als hysterisch oder fundamentalistisch zeigen. Diese Artikel sind teils mehr, teils weniger hämisch und die Conclusio ist jeweils, dass die Mädchen/Frauen längst besser dran seien als die Jungen/Männer, die Kosten für Gender Studies und Gender Mainstreaming seien hinausgeworfenes Geld, das Gejammer über angebliche Benachteiligungen sei verlogen und vorgeschoben, weil die Frauen längst die Männer überholt hätten. Und je nachdem, wie nahe der Autor männerrechtlichen Positionen steht, so bedroht und armselig werden die Jungen und Männer skizziert. Auch hier haben wir Anknüpfungspunkte an ontologische Beschreibungen, auch hier erscheint Veränderung als bedrohlich und gefährlich und der Verweis auf falsch investierte öffentliche Fördermittel lässt noch dazu die Entwicklung als Kalkül, als quasi-geplante Aneignung erscheinen. Dies leistet letztlich einem Szenario Vorschub, das Frauen und Weiblichkeit als gierig, übervorteilend und bedrohlich darstellt und auf das Bild der *Vagina dentata* hindeutet.

Häufig erscheint dann wenig später eine verärgerte Replik einer weiblichen Autorin, die immer ein wenig nach *Retourkutsche* klingt und außerdem natürlich das, was bereits gesagt und in die Welt gesetzt worden ist, nicht mehr zurückholen kann (vgl. z.B. Baum 2013 vs. Bönt 2013; Hark/Villa 2013 vs. Martenstein 2013). Dieses Muster, von ZEIT, FAS, Spiegel oder Welt vielfach variiert (vgl. auch z.B. Weiss 2013; Heer 2012), zielt letztlich darauf, die Geschlechterordnung als etwas darzustellen, das schon ‚seinen Sinn hat‘, so dass für deren Veränderung keinerlei Handlungsbedarf bestehe. An unseren eigenen StudentInnen, KollegInnen usw. können wir erkennen, wie viele tatsächlich dieser Linie folgen und die ontologisierenden Einlassungen ‚irgendwie doch‘ plausibel und überzeugend finden – was Mary Douglas als die allgemeine und verbreitete Bereitschaft bezeichnet, sich einordnen und mit Etiketten versehen zu lassen (Douglas 1991: 164).

Auf diesem Hintergrund (und angeregt durch einige neuere, systematisch argumentierende Texte (vgl. Casale 2014; Landweer/Newmark 2014)) habe ich nach einem Ansatz gesucht, der es ermöglichen würde, die Aufmerksamkeit vor allem auf die Struktur zu lenken und weniger auf den Inhalt von geschlechterbezogenen stereotypen Zuschreibungen, und uns von dem ständigen Druck zu entlasten, diese zu verifizieren oder aber zu widerlegen. Ich versuche deshalb im Folgenden, die Geschlechterordnung zunächst als eine

spezifische Form von Institution zu betrachten – inspiriert natürlich durch erwähnten Text von Mary Douglas (Douglas 1991), der in letzter Zeit eine Renaissance erlebt.

In einem weiten Sinne verstehe ich Institutionen hier als zu Normen und Orientierungsregeln geronnene soziale Beziehungs- und Ordnungsmuster und zwar noch vor ihrer Verfestigung etwa zu Organisationen oder Herrschaftsinstanzen (vgl. Koschorke 2012: 287ff.; Douglas 1991). Ihre Funktion ist es, durch das Etablieren von stillschweigenden Übereinkünften, die alle Beteiligten als plausibel angenommen haben und weiterhin annehmen, die Einzelnen von Entscheidungsnotwendigkeiten zu entlasten und damit zu sozialer Stabilität beizutragen. Das Geschlechterverhältnis ist in allen menschlichen Gesellschaften Gegenstand von in diesem Sinne institutionalisierten Übereinkünften – auch wenn diese in ihrer konkreten Form durchaus unterschiedlich sind. Als soziologisch plausibel gilt es, dass die institutionalisierten, mit Konventionen usw. umgebenen Geschlechterordnungen die Dramen der Sexualität und die Verfügung über sie sowie die Zugehörigkeit von Kindern und die Verantwortung für diese regeln sollen, historisch organisiert auf der Basis der Verfügung von Männern über Frauen. Institutionen bilden also „soziale Stabilitätskerne“ (Koschorke 2012: 288), auf die sich die Individuen einzeln, scheinbar selbstgewählt und autonom beziehen, und „selbst wenn der ihnen ursprünglich mitgegebene Sinn vergessen oder außer Kraft gesetzt ist, existieren sie als formale Struktur fort“ (ebd.: 289). Wenn sie etabliert und wirksam, mit einer gesellschaftlichen Regulationsaufgabe und -kraft versehen und mit einer gewissen „moralischen Dichte“ (Douglas 1991: 158) bezieht sich hier auf Durkheim (1992: 315)) ausgestattet sind, können sie soziale und ökonomische Verschiebungen aufnehmen und sich diese gewissermaßen anverwandeln, ohne dass sich ihre Grundstrukturen dabei verändern müssen. Ihre Überzeugungskraft beziehen sie also im Grunde aus der Gewöhnung der Individuen an ihre entlastende Ordnungsfunktion und aus der Tatsache, dass diese je individuell und freiwillig erscheinende Zustimmung vieler Mitglieder der Gesellschaft ihnen den Anschein von Richtigkeit gibt (vgl. Douglas 1991: 149). Und je weniger ihre Botschaft und ihre Muster als institutionalisiert erkennbar sind, desto glaubwürdiger und also wirkmächtiger sind sie (ebd.: 160).

Institutionen gründen also ursprünglich in sozialen Prozessen von Verständigung und Einigung, natürlich auch der Durchsetzung von Gruppeninteressen, und sind moderat veränderlich. Ein zentrales Element ihrer Wirksamkeit liegt in ihren Begründungsfiguren – diese müssen sowohl mit alltagstauglicher („volkstümlicher“, schreibt Douglas (ebd.: 98)) wie auch mit wissenschaftlicher Klassifikation und Logik vereinbar sein und sie müssen sozial, kognitiv und moralisch gegründet sein. Dies erreichen sie in allererster Linie durch Strategien der Naturalisierung, indem sie die Logik, Begründung und Struktur ihres Gegenstandsfeldes mit irgendeiner höheren Form bzw. Instanz in Verbindung bringen, die zu ihrer Überzeugung beiträgt (etwa die

Natur oder Gottes Wille), und indem sie den Eindruck erwecken, dass durch die Auflösung oder den Verlust der institutionalisierten Übereinkunft der ‚Stabilitätskern‘, der hiermit garantiert werden soll, insgesamt in Gefahr geraten würde und damit die Gesellschaft als Ganze in ihrer spezifischen Form oder gar in ihrem Bestand gefährdet würde. Solche ‚Stabilitätskerne‘ können Moralvorstellungen sein, Glaube, Sicherheitsvorstellungen oder die Mutterliebe.

Institutionen sind von institutionalisierten Praxen umgeben und werden von Narrativen gestützt, die als „Welterklärungsbehelfe“ (Koschorke 2012: 301) das kollektive Einvernehmen prästabilisieren (ebd.: 293). Diesen Narrativen kommt eine wichtige Funktion zu, denn sie plausibilisieren die Struktur des Gegenstandsfeldes, umgeben sie mit Legenden und Bildern – im Falle der Mutterliebe etwa mit dem im 19. Jahrhundert entwickelten Bild der Mutter, die immer da ist, bedingungslos liebt und stets das Wohl des Kindes über das eigene stellt. Der ‚Stabilitätskern‘ wäre hier die Sicherung des Glücks und Wohlergehens des Kindes – allgemeiner gefasst: die beruhigende Gewissheit, dass es *einen* Menschen gibt, der immer und bedingungslos zu einem steht. Die Legende (bzw.: das Narrativ) ordnet dem als Aspekt der Geschlechterordnung die Vorstellung zu, dass für dieses Wohlergehen die Liebe der Mutter ausschlaggebend und verantwortlich sei, womit der Mutter/Frau letztlich der sittliche Bestand der gesamten Gesellschaft zugeordnet ist. Diese Denkfigur kennen wir schon von Rousseau (vgl. Kuster 2010) und sie bildet dann auch die Grundlage für die Schuldgefühlskultur des 19. Jahrhunderts (vgl. Mergner 1989). Die Versatzstücke auf Seiten der Mutter/Frau sind also Verzicht auf eigennützige Interessen, Verpflichtung auf Sozialverträglichkeit und Verantwortung für das soziale Gelingen.

Vor allem wäre hier zu fragen, welcher Spielraum in dem institutionellen Gefüge für Abweichungen und Einsprüche gegeben ist. Dabei können individuelle Ausbrüche durchaus als Teil des Narrativs integriert werden, und moderate Verschiebungen können, wie gesehen, von der institutionellen Struktur aufgesogen und adaptiert werden, ohne sie in ihrem Kernbestand zu tangieren. Albrecht Koschorke argumentiert hier, dass kleine und mittlere Widerstände, Differenzen und Angriffe auf die Stabilität der Institution, wenn sie integriert werden, diese Institution und ihre Narrative umso glaubwürdiger und mächtiger machen (vgl. Koschorke 2012: 313), weil sie dadurch verhindern, dass diese „in Gänze zum strittigen Objekt des Konflikts werden“ (ebd.: 315). Umgekehrt heißt das, dass Institutionen, indem sie sich diskursiv flexibel und ‚elastisch‘ geben (was wir in Bezug auf Geschlechternormen ja seit Jahren beobachten können), und wenn sie verschiedene und unterschiedlich gestufte Möglichkeiten von Dissensäußerungen zulassen, in ihrem Kernbestand *gerade nicht* von Einsprüchen und Veränderungswünschen geschwächt werden. Die Fähigkeit der Institution, Konfliktpotentiale auf- und abzufangen, zu entdramatisieren und Veränderungsansinnen mit Hilfe von „Arenen der Dissensaustragung“ (ebd.: 314) aufzunehmen, entscheidet über ihre Stabilität.

Besonders wichtig und wirksam ist dabei die Figur der Naturalisierung, weil sie sozusagen in zwei Richtungen arbeitet: nach rückwärts entlehnt sie dem, was ‚immer schon‘ galt oder ‚von Natur aus gegeben‘ ist, ihre Legitimation, und in die Zukunft gerichtet überzeugt sie gerade durch diese vermeintlich unbeirrbar dauerhafte Fortexistenz. Andere angelagerte Argumente – etwa ökonomische oder moralische – können dann wiederum von dieser Überzeugung der Dauerhaftigkeit einen Zuwachs an Sinn und Glaubwürdigkeit abmieten. Die Institutionenförmigkeit *selbst* sichert also ihren Bestand, und nicht die Tatsache, dass oder ob ihre Zuschreibungen plausibel oder wahr sind. Wir müssten also an dieser Stelle bereits festhalten, dass die Konzentration auf die aufklärerische Entkräftung von Stereotypen und das Bestreiten ihres Wahrheitsgehalts selbst an der Struktur und Wirksamkeit institutionalisierter Geschlechtervorstellungen nichts oder nur wenig ändern kann.

Naturalisierte Begründungsfiguren sind zudem historisiert – d.h. sie verkörpern über das eigentliche Gegenstandsfeld hinaus zugleich einen Teil der Geschichte des Gemeinwesens: ‚So war es immer und es war gut so‘. Die Erschütterung einer solchen auf Naturalisierung aufbauenden Institution tangiert deshalb die Glaubwürdigkeit und Plausibilität der Geschichte der jeweiligen Gesellschaft und ihres Selbstverständnisses insgesamt – sie würde also eine Bedrohung darstellen, die logischerweise vermieden werden muss. Wie nachhaltig der Glaube an überholte, aber ehemals naturalisierte Zuschreibungen weiterwirkt, lässt sich ganz gut daran erkennen, dass auch heute noch Vorstellungen von Wertigkeiten und Nicht-Zusammenpassen unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen nachwirken, die der Ständegesellschaft entstammen – so wirkt etwa als unausgesprochene Standesregel bei Paarbildung oder Eheschließung, dass Frauen eher ‚über Stand‘ heiraten als Männer.

Bei dem Ansatz, die Geschlechterordnung im Anschluss an Mary Douglas als Institution zu beschreiben, ist also vor allem die Überlegung produktiv und weiterführend, dass ihre Struktur bestimmten Mechanismen unterliegt, die unabhängig vom Inhalt der stereotypen Zuschreibungen und deren psychologisierender Auslegung formal beschreibbar sind. Deren Dynamik speist sich aus einem Wechselspiel zwischen den beteiligten Individuen und der Gesellschaft als Ganzer, zwischen dem gemeinsam geteilten Interesse am Stabilitäts-erhalt und individuellen oder gruppenbezogenen Veränderungswünschen. Entscheidend ist also nicht, welche konkreten Eigenschaften, Interessen usw. wir Mädchen und Jungen zuschreiben, sondern dass wir sie ihnen *als Gruppen* (kollektiv) zuschreiben und dadurch eine Klassifikation vornehmen, die in das Grundschema unserer Geschlechterordnung passt und diese dadurch bestätigt und stärkt. Die Individuen treten dann sowohl einzeln wie auch als Gruppe mit der Zuschreibung in Interaktion (vgl. Hacking 1999: 165ff.), sie gleichen sich in ihren Praktiken, in ihrer Selbstwahrnehmung und ihrem Bewusstsein von sich selbst tendenziell der Zuschreibung an – und diese reagiert darauf moderat modifizierend, bis alles zusammenpasst.

Angeichts dieses Beharrungsvermögens von Institutionen und ihren Narrativen muss natürlich gefragt werden, wo es denn überhaupt Spielräume und Ansatzpunkte gibt, an die sich in verändernder Absicht anknüpfen ließe. Zu diesem Zweck müssen auch Inhalt und Funktion der Geschlechterordnung fokussiert werden, verbunden mit der Frage, wodurch sich das Gegenstandsfeld ‚Geschlechterordnung‘ auszeichnet und mit welchen Narrativen es abgesichert ist.

Seit der Frühzeit der feministischen Theoriearbeit wird diese Frage reflektiert und werden unterschiedliche Antworten angeboten. Dabei ziehen sich einige argumentative Grundfiguren durch die Debatte, die mit unterschiedlichen Betonungen variiert worden sind. Dazu gehört die These der Unterdrückung der Frauen durch patriarchale Strukturen im Interesse eines Machterhalts der Männer; als ein zweiter Ansatz (die erste These ergänzend) der Befund, dass die bereichs- und domänenspezifische Zuordnung von Frauen zu spezifischen gesellschaftlichen und ökonomischen Bereichen ihre nachrangige gesellschaftliche Position sichern würde, weil diese als wenig wertvoll innerhalb kapitalistischer Logik eingestuft würden. Eine weitere prominente These diskutiert die Enteignung weiblicher Sexualität und sexueller Potenz durch deren Umdeutung als Schwäche und Gebundensein. Die frühen, oftmals noch zu einfachen Konzepte einfacher Über- und Unterordnung werden heute differenzierter gefasst und müssten auch von dem hier diskutierten Ansatz aus bestritten werden, der ja davon ausgeht, dass Institutionen ihre Überzeugungskraft gerade daraus gewinnen, dass alle Beteiligten in einem gewissen Umfang an sie glauben, sie stützen und tradieren. Das heißt natürlich nicht, dass es nicht ein ungleiches Machtverhältnis zwischen Frauen und Männern geben würde, sondern nur, dass es nicht auf einfacher Unterdrückung beruht.

Aber auch der zweite Ansatz muss heute differenziert werden. Die bereichs- und domänenspezifische Zuordnung einer Gruppe von Gesellschaftsmitgliedern zum Zwecke ihrer besseren Beherrschbarkeit ist zwar ein Merkmal aller hierarchischen Gesellschaften, taugt aber als Figur nicht zum Verständnis der Geschlechterordnung. Die Position des Sklaven oder des auszubeutenden Arbeiters der Frühindustrialisierung zeichnet sich ja dadurch aus, dass diese über die ökonomische Ausnutzung als Ausbeutung hinaus ‚an sich‘ nichts Begehrtenwertes haben. Mit ihnen verbindet sich nicht die Idee einer Potenz oder eines Wertes, die es sich anzueignen lohnte, und deshalb scheint es auch keine Ambivalenz in der Beziehung zu geben (die subtilere Ebene von Anerkennung im Herr-Knecht-Verhältnis einmal beiseitegelassen). Deshalb sind Gewalt und Revolte kennzeichnender Bestandteil des Verhältnisses zwischen diesen Gruppen, und es ist nur eine Frage historischer Zufälligkeiten, wann das Pendel in die eine oder die andere Richtung ausschlägt. Eine Gesellschaft, deren Ziel die Fortsetzung der Gattung ist, kann das nicht dauerhaft zur Grundlage des Geschlechterverhältnisses machen, weil sie ohne einigermaßen gelingende heterosexuelle Kooperation eines gewissen

Teils ihrer Mitglieder nicht denkbar wäre (unabhängig davon, wie diese ‚Kooperation‘ begründet und gestaltet ist).

Es bleibt also zunächst als Erklärungsansatz nur die dritte Grundfigur, dass die Struktur der Geschlechterordnung (sehr vorsichtig formuliert) etwas zu tun hätte mit der Enteignung und Indienstnahme der Sexualität und einer irgendwie gearteten weiblichen (sexuellen) Potenz. Der Berliner Religionswissenschaftler Klaus Heinrich (1993) macht in diesem Kontext darauf aufmerksam, dass in der antiken Mythologie die Aneignung weiblicher Potenz wesentlich nur durch Auffressen geschehen kann: So verschlingt etwa Zeus die Göttin Metis, seine Geliebte, die mit Athene schwanger war. Er eignet sich aber nicht nur die ungeborene Tochter an, um sie später selbst als Kopfgeburt hervorzubringen, sondern Metis verkörpert in der antiken Philosophie die Klugheit, den planerischen Verstand, der dadurch zu einer Fähigkeit des Zeus selber wurde. Klaus Heinrich beschreibt dies als „patriarchale Eingemeindung matriarchaler Qualitäten“, die aber zugleich mit einer „Matriarchalisierung von Aspekten des männlichen Gottes“ (ebd.: 220) einhergeht, wie sie auch für das Christentum charakteristisch ist. Das Angeeignete macht also Effekte, es wirkt sozusagen als Verschlungenes auf den Verschlinger, so dass sich in diesem Prozess beide verändern (allerdings nicht unbedingt angleichen!) – was logisch erscheint, denn wenn das Verschlungene wirklich verschwinden würde, wenn es durch das Auffressen vernichtet würde, würde das ja das vollständige Verschwinden des Weiblichen zur Folge haben, worum es ja gerade nicht gehen kann.

In den Narrativen über die Geschlechterordnung in unserem Kulturkreis ist diese Widersprüchlichkeit jedoch nicht (mehr) enthalten, sondern hier werden typischerweise Verkürzungen, Komplexitätsreduzierungen und Spaltungen angeboten, die die Wahrnehmung von Geschlecht und insbesondere die narrative Darstellung des Weiblichen charakterisieren – wie z.B. die Spaltung zwischen Dirne, Hetäre und der Frau des Hauses und vor allem zwischen Mutter und sexueller Frau. Jene Spaltungen bewahren zwar, wie schon die Mythen selbst, den „nicht erledigten Konfliktstoff“ (ebd.: 225) einer Gesellschaft auf, aber die Narrative, die die Geschlechterordnung heute und in den letzten Jahrhunderten umgeben, thematisieren diesen nicht, sondern bieten statt dessen naturalisierte Strukturen und Bilder an, in denen die Konflikte stillgestellt werden. Nicht zuletzt deshalb wären für die Geschlechtertheorie gerade solche theoretischen Konzepte hilfreich, die den unaufhebbaren Konflikt zwischen Aneignung und Zerstörung zu fassen versuchen, ohne ihn stillzustellen – wie etwa Lacans Konzept des Objekt a, dessen Pointe ist, dass es die Grundlage des Begehrens, aber strukturell unerreichbar ist.

Solche ‚Stillstellungen‘ finden sich natürlich überall. Um noch einmal das Beispiel der Mutterliebe aufzugreifen: Die pädagogischen Theorien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts bilden zwar den Effekt, den Heinrich ‚Matriarchalisierung der Gottheit‘ genannt hatte, ab – etwa in der Figur des Pädagogischen Bezugs oder des Pädagogischen Eros – umgeben dies aber

mit einer strikten Separierung definierter weiblicher und männlicher Positionierungen, etwa geschlechtstypischen Eignungen, Befähigungen, Platzanweisungen. Dadurch verschwindet die Dimension des Widersprüchlichen und Konflikthaften aus dem pädagogischen Verhältnis, was zweifellos eine harmonisierende, befriedende Funktion haben soll.

Erst wenn wir von der konkretistischen Beschreibung weiblicher vs. männlicher Qualitäten ablassen, lässt sich also die zugrundeliegende Figur klarer erkennen. An dieser Stelle soll nur ein sehr kleiner Ausschnitt betrachtet werden, nämlich der Aspekt der Enteignung und Aneignung weiblicher Potenz im Zusammenhang mit dem Narrativ der Mutterliebe. Worin das, was ich kurzerhand (und nicht unproblematisch) hier ‚weibliche Potenz‘ nenne, besteht, ist dabei völlig unerheblich – sie ist fiktiv, imaginär, reine Potentialität. Aber die oben angedeutete These würde ja darauf hinauslaufen, dass etwas daran attraktiv ist oder als attraktiv phantasiert und unterstellt wird und diese Potentialität deshalb ent- und angeeignet werden soll. Die Aneignung wird aber nicht (mehr) als Enteignung erkennbar, sondern erscheint als Steigerung der männlichen Potentialität und auf der weiblichen Seite als Mangel oder Schwäche. Die pädagogischen Aktivitäten der letzten dreißig Jahre haben nun genau das aufgegriffen und zu beantworten versucht – allerdings auf der Basis des Missverständnisses, dass wir es mit einer *tatsächlichen* Schwäche der Mädchen/Frauen zu tun hätten, die es auszugleichen gelte. Sie waren kompensatorisch gedacht und ‚gut gemeint‘, verblieben aber genau in diesem eben beschriebenen Mechanismus: Die vermeintliche Schwäche der Mädchen sollte ausgeglichen und sie sollten zur vermeintlichen Überlegenheit der Jungen hingeführt werden. Die Entwicklungen der letzten (zehn bis zwanzig) Jahre mit den großen Bildungs- und Leistungsgewinnen der Mädchen waren deshalb im Effekt irritierend – denn nach dem Ausgangskonzept hätten sie doch höchstens, wenn überhaupt, die überlegene männliche Position *einholen* können, nicht aber die Jungen *überholen*.

Entscheidend ist also die Frage, wo der Umschlagspunkt ist von jenen vorher erwähnten ‚kleinen und mittleren Widerständen‘, die von den Narrativen aufgenommen werden und so deren Haltbarkeit befördern, zu solchen, die das ganze Konzept irritieren können. Was kann aufgesogen und neutralisiert werden und was ist so sperrig, dass es nicht ohne weiteres integriert werden kann? Dafür sind zwei Aspekte ausschlaggebend: die Frage, wie weit die abweichenden Elemente auseinanderliegen, und die Frage, für wie beeinflussbar die Individuen gehalten werden. An dem einen Ende der Skala der Möglichkeiten stünde also die Vorstellung einer weitgehenden Veränderbarkeit der Individuen durch ihre Reaktion auf und ihre Anpassung an die Art und Weise, wie (etwa pädagogisch) mit ihnen umgegangen wird – also die Vorstellung, dass sie unmittelbar und sich-verändernd auf pädagogische Intervention reagieren. Am anderen Ende der Skala steht die Einschätzung, dass sich zwar Verhaltensspielräume ändern, erweitern oder verschieben können, nicht aber

der Nucleus, die als Grundidee fungierende Vorstellung von den als Gruppe identifizierten Personen.

Dass die Pädagogik zu diesem zweitgenannten Ende der Skala beiträgt, ist unübersehbar. Ein Blick auf die alltägliche Praxis in Schulen zeigt, dass die Lehrkräfte die Mädchen stark in die Pflicht nehmen für soziale Aspekte des Schullebens – angefangen von der Verantwortung für den Zustand des Klassenraums über die Beteiligung an Streitschlichterprogrammen bis zur verantwortlichen Beteiligung an der Organisation von Schulfesten – dass sie im Arbeitsverhalten Kooperationsfähigkeit erwarten und fördern und in Bezug auf den Klassenverband Rücksicht und Verantwortung loben. Eben diese Aspekte haben sich vorne als charakteristisch für das Narrativ der Mutterliebe gezeigt.

Die an die Mädchen offiziell und explizit adressierten neuen schulischen und bildungsbezogenen Erwartungen, nicht die Sprachen, sondern die Naturwissenschaften zu wählen und z.B. Informatik zu studieren, sind deshalb so, wie sie vorgetragen werden, unredlich. Denn solange die Mädchen gleichzeitig an dem konträr dazu konzipierten Platz verankert und auf dessen Erhalt verpflichtet werden, bleibt dies ein Ansinnen ‚mittlerer Differenz‘, das nach dem hier diskutierten Ansatz die Institution ‚Geschlechterordnung‘ nicht grundsätzlich tangieren kann. Andererseits erkennen wir aber auch, dass das den Mädchen zugeschriebene ja offenbar einen Wert hat, so dass es nicht aufgegeben werden kann, weil es nicht verlorengehen darf. Die Verpflichtung der Mädchen auf diese Aspekte hat also den Sinn, jenen ‚Stabilitätskern‘ weiterhin in der gewohnten Weise zu gewährleisten, zu dem die institutionalisierte Geschlechterordnung und auch das ihr zugeordnete Narrativ der Mutterliebe beitragen sollte. Insofern müssten wir die anfangs erwähnten, die Mädchen auf ‚weibliche Qualitäten‘ festlegenden pädagogischen Aktivitäten als *Schutzbemühungen* verstehen, die dem Verlust einer wichtigen gesellschaftlichen Qualität entgegenwirken sollen, ohne dass dies explizit wird.

Diesen Gedanken fortführend würde sich als Konsequenz zweierlei ergeben: Zum einen gäbe es keine Alternative zur Verpflichtung der Mädchen auf die sozialen Belange und ihr Fernhalten von dem davon Abgegrenzten, solange nicht die Schutzfunktion für diesen Bereich anders gewährleistet, d.h. anders verteilt worden ist. Und dafür wäre die Voraussetzung, dass das schutzbedürftige und schutzwürdige Element als allgemein wertvoll erkannt, sein Wert im allgemeinen Interesse begründet, benannt und in die allgemeine Verantwortung genommen würde, so dass man es als Allgemeingütiges fördern und lehren könnte. Dies wäre dann vielleicht eine im vorher verwendeten Sinne ‚sperrige‘ Intervention, die tatsächlich eine Reaktion der Institution ‚Geschlechterordnung‘ initiieren würde.

Zweitens könnte man dem Widerspruch, dass die Mädchen einerseits traditionell festgelegt werden, ihnen aber zugleich mit Hinweis auf ihre selbstgewählte (also gewissermaßen selbstverschuldete) ‚altmodische Sozialorientierung‘ eine moderne und zukunftsbezogene Technikorientierung abverlangt wird, nur dadurch entkommen, dass man die Argumentation umdreht: nicht

die Mädchen sind es, die sich ändern müssen, die man zum Nachholen und Umdenken bewegen muss, die sich nicht genügend für diese Wissensbereiche interessieren oder sie sich nicht zutrauen, sondern das Gegenstandsfeld selber ist es, das ja sozusagen als das ‚den Tieren Entgegengesetzte‘ und damit zum Weiblichen Nicht-Passende daherkommt. Die Spaltung bzw. die Separation der Wissensbereiche und ihre geschlechtstypische Aufteilung ist ja nicht die Folge jeweils beschränkter Zugriffe von Mädchen und Jungen, sondern umgekehrt.

Wichtig und als einzige Intervention erfolgversprechend wäre also eine organisierte Offensive, eine Weigerung, die eingeübten Spaltungen zu bedienen. Diese dürfte allerdings nicht moralisch auftreten – wie es derzeit in Bezug auf die Jungen oft geschieht, wenn sie für soziale Bereiche interessiert werden sollen – auch nicht kompensatorisch, sondern müsste an der Wahrnehmung und der Darstellung der voneinander abgespaltenen Bereiche ansetzen.

Damit würden sich auch das Problem einer identifizierenden Beschreibung von Weiblichkeit und Männlichkeit sowie der gegen diese geführte Diskurs anders darstellen. Denn Kinder und Jugendliche könnten von einem positiv getönten Selbstbild aus ‚als Mädchen‘ oder ‚als Junge‘ sich diesen Bereichen zuwenden, sofern sie für beide als passend dargestellt werden, ohne sich ständig in der Frage zu verheddern, wie denn nun ein Junge oder ein Mädchen ist oder zu sein hat. Auch wenn das natürlich nicht so einfach ist wie es klingt, scheint sich mir hier immerhin eine Möglichkeit anzudeuten, aus dem Zirkel der ‚Wahrheitsbehauptungen‘ und der Beweis-Gegenbeweis-Figuren herauszutreten, der in den letzten Jahren so viel Energie gekostet hat.

Literatur

- Baum, Antonia (2013): S. einfach ist es nicht. In: Frankfurt Allgemeine Sonntagszeitung, 28.7.2013, S. 35.
- Bönt, Ralf (2013): Der Feminismus hat sich verirrt. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 21.7.2013, S. 40.
- Casale, Rita (2014): Epistemologisierung und Kulturalisierung feministischer Theorien. In: Mahs, C./Rendtorff, B./Riegraf, B. (Hrsg.): 40 Jahre Feministische Debatten. Weinheim: Beltz Juventa, S. 150-162.
- Douglas, Mary (1991): Wie Institutionen denken. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Durkheim, Émile (1992): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hacking, Ian (1999): Was heißt ‚soziale Konstruktion‘? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Hark, Sabine/Villa, Paula Irene (2013): Streit um Genderstudies/Biologistische Grenzziehungen. In: die tageszeitung, 14.6.2013. <http://www.taz.de/Streit-um-Genderstudies/!118080/> [Zugriff am 26.10.2014].

- Heer, Lou-Salomé (2012): Das wahre Geschlecht. Der populärwissenschaftliche Geschlechterdiskurs im SPIEGEL (1947-2010). Zürich: Chronos.
- Heinrich, Klaus (1993): arbeiten mit ödipus. Dahlemer Vorlesungen. Frankfurt a.M.: Stroemfeld.
- Heinrich, Klaus (2001): psychoanalyse sigmund freuds und das problem des konkreten gesellschaftlichen anderen. Dahlemer Vorlesungen. Frankfurt a.M.: Stroemfeld.
- Koschorke, Albrecht (2012): Wahrheit und Erfindung. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Kuster, Friederike (2010): Anordnungen der Natur – Grundlagen der Geschlechtererziehung bei Rousseau. In: Zeitschrift für Pädagogik 5, S. 666-677.
- Landweer, Hilge/Newmark, Catherine (2014): Kleine Brötchen – große Würfe? Zum Verhältnis von Theorie, Empirie und Methodik in der Geschlechterforschung. In: Mahs, C./Rendtorff, B./Riegraf, B. (Hrsg.): 40 Jahre Feministische Debatten. Weinheim: Beltz Juventa, S. 192-208.
- Martenstein, Harald (2013): Genderforschung/Schlecht, schlechter, Geschlecht. In: Zeit-Magazin, 6.6.2013, S. 13-19.
- Mergner, Gottfried/Gottwald, Peter (1989): Liebe Mutter – böse Mutter. Angst-machende Bilder von der Mutter in Kinder- und Jugendbüchern. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität.
- Weiss, Alexandra (2013): ‚Geschlechterkampf‘ – Inszenierungen von Frauenmacht und Männerleid. In: Riegraf, B. et al. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse und neue Öffentlichkeiten. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 37-57.

Meike Sophia Baader

Erziehung, Bildung, Geschlecht und Wissenschaft – Vexierspiele, De-Thematisierungen, *Hidden Gender Structures* und Verschiebungen in einem komplexen Verhältnis

1. Perspektiven und Zugänge

Die in diesem Beitrag formulierten Überlegungen zum Verhältnis von ‚Erziehung, Bildung, Geschlecht und Wissenschaft‘ erfolgen – disziplinär betrachtet – aus einer erziehungswissenschaftlichen Perspektive. Dies anzumerken, scheint mir im Rahmen der Frage nach ‚Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen‘, die inter- und transdisziplinär angelegt ist und von Vertreter_innen verschiedener Disziplinen thematisiert wird, wichtig. Schließlich ist eine Klärung der Positionen und Diskurse, von denen aus gesprochen wird (vgl. Bourdieu 2014: 612), eine zentrale Voraussetzung für das transdisziplinäre Gespräch und auch ein Aspekt dessen, was Haraway als „situated knowledge“ beschrieben hat (Haraway 1995). Diese Sichtweise auf die Kontextgebundenheit von Wissen ist durchaus auch selbstreflexiv anzuwenden.

Diejenige Institution bzw. Organisation, die stark im Fokus des Beitrages steht, ist die deutsche Universität bzw. das deutsche Wissenschaftssystem. Gefragt wird also – aus einer erziehungswissenschaftlichen Sicht – danach, was sich im Rahmen von Wissenschaft derzeit zum Verhältnis von ‚Erziehung, Bildung und Geschlecht‘ beobachten lässt.

In einem ersten Schritt wird zunächst thematisiert, welche Bedeutung aktuell ‚Erziehung und Bildung‘ im gesellschaftlichen Transformationsprozess beigemessen wird, dabei interessiert auch, was dies für die Erziehungswissenschaft heißt und welche Trends sich bezüglich ‚Erziehung, Bildung und Geschlecht‘ in der erziehungswissenschaftlichen Forschung ablesen lassen. Im zweiten Schritt wird der Fokus auf die Universität gerichtet und herausgearbeitet, welche Folgen der derzeitige gesellschaftliche Diskurs über ‚Bildung‘ für die Universität als Institution und Organisation des Bildungssystems zeitigt. Drittens werde ich Ergebnisse aus einem Forschungsprojekt zu „Geschlecht und Wissenschaft“ vorstellen. Es handelt sich dabei um ein Projekt, in dem wir nach „Gender und Diversity in der strukturierten Promotion“ gefragt haben (Korff/Roman 2013). Unsere Befunde scheinen in mancher Hinsicht exemplarisch für Tendenzen zu sein, die auch über den unmittelbaren thematischen Zusammenhang zwischen „Geschlecht und strukturierte

Promotion“ hinausweisen und Hinweise für die Frage nach „Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen“ geben können. Nach außen hin – bezogen auf eine akademische und wissenschaftliche Öffentlichkeit – ist Geschlechtergerechtigkeit durchaus ein Argument, um eine neue ‚modernisierte‘ Form der Promotionsförderung auf den Weg zu bringen, aber innerhalb der Programme – bleibt ‚Gender‘ de-thematisiert mit dem Argument, dass Gerechtigkeit hergestellt sei und diese Kategorie sich eher erledigt habe. Diesem Vexierspiel von ‚Modernisierung‘ unter Bezugnahme auf ‚Geschlecht‘ und De-Thematisierung der Kategorie ‚Geschlecht‘ im Namen von ‚Modernisierung‘, wodurch Geschlecht als veraltete, nicht mehr zeitgemäße Kategorie auf eine „Hinterbühne“ (Goffman) verwiesen wird, soll im Folgenden nachgegangen werden. Auf der Basis und am Beispiel empirischer Daten lässt sich – jedenfalls für den Kontext von Universität und Wissenschaft – etwas genauer beschreiben, wie dies geschieht. In einem vierten Schritt komme ich darauf zu sprechen, welche Perspektiven und Zugänge aus meiner Sicht in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung eingenommen werden müssten, um diese Vexierspiele und die Tendenzen zur De-Thematisierung und des Unsichtbarmachens von Geschlecht als Ungleichheitsdimension verstärkt in den Blick zu nehmen. Abschließend wird ein Ausblick auf lohnenswerte Themen zu „Erziehung, Bildung und Geschlecht“ vorgenommen.

2. Bildung als ‚Mega-Thema‘ in gesellschaftlichen Transformationsprozessen

Erziehung und Bildung stehen in Deutschland in den letzten Jahren verstärkt und unübersehbar im Fokus öffentlicher und politischer Aufmerksamkeit (vgl. Baader 2013). Ein Blick auf Titelthemen in Printmedien bestätigt den Eindruck einer Omnipräsenz der Themen ‚Erziehung und Bildung‘ rasch. Rubriken wie ‚Schule und Hochschule‘, ‚Bildung‘ oder ‚Wissen‘ sind in den letzten Jahren von großen Tages- und Wochenzeitungen eingeführt worden. Diskurstheoretisch gesprochen stellen die Themen ‚Bildung und Erziehung‘ derzeit einen bedeutsamen Diskursstrang des gesellschaftlichen Diskurses dar und eine systematische Analyse der Titelthemen von Printmedien wie DER SPIEGEL oder DIE ZEIT zu Bildungs- und Erziehungsthemen wäre eine lohnenswerte Aufgabe. Der hohe Stellenwert von Erziehung und Bildung verweist auf ihre zunehmende Bedeutung für „soziale Integration und kulturelle Partizipation“, wie Allemann-Ghionda und Müller dies beschrieben haben (Allemann-Ghionda/Müller 2012: 2). Etwas soziologischer und stärker auf Bildungsinstitutionen bezogen, konstatiert Heike Solga, dass schulische Bildungsbeteiligung und Schulerfolg zur wesentlichen Bestimmungsgröße

für die Verteilung gesellschaftlicher Chancen und Risiken geworden sind (vgl. Solga 2005). Entsprechend verschärft hat sich der Wettlauf und -bewerb um Bildungszertifikate. In diesem „positionalen Wettbewerb“ (Brown 2004) um Bildungszertifikate haben Frauen in den letzten Jahren enorm aufgeholt, etwa was das Abitur und Studienabschlüsse betrifft, aber sie nehmen ihre guten Abschlüsse nicht als Vorteile auf den Arbeitsmarkt mit, jedenfalls nicht längerfristig.

Grundsätzlich bilden sich in dieser erhöhten Aufmerksamkeit für Fragen von Bildung und Erziehung komplexe Prozesse des internationalen Wettbewerbs um die Ressource ‚Wissen‘, aber auch der Verschiebungen von Sozial- zu Bildungspolitik ab. Bildung – und hier liegt dann in der öffentlichen und politischen Thematisierung seit 2000 häufig auch ein besonderer Fokus auf der Bildung der frühen Kindheit – wird verstärkt damit beauftragt, soziale Unterschiede auszugleichen (vgl. Baader/Cloos/Hundertmark/Volk 2012).

Bildung hat sich also zu einem gesellschaftlichen „Mega-Thema“ entwickelt (Kimmich/Tumfahrt 2004: 13) und die Selbstbeschreibung der Gesellschaft als ‚Wissensgesellschaft‘ ist in Politik und Medien etwa seit 2000 höchst präsent. Die Bezugnahme auf die Wissensgesellschaft gehört zu den geläufigen Sprachspielen, wenn es um Bildung, Universität und Wissenschaft geht. Dies aber hat Folgen für diejenige Disziplin, die als universitäre Disziplin für die Themen von ‚Erziehung und Bildung‘ zuständig ist, für die Erziehungswissenschaft. Diskurstheoretisch gesprochen wechsele ich an dieser Stelle die Ebene und richte den Blick nicht mehr auf Medien und Politik als sogenannte ‚Interdiskurse‘, sondern auf die Wissenschaft als ‚Spezialdiskurs‘.

Die Zahl der Akteure und Akteurinnen, die auf dem wissenschaftlichen Feld um das bedeutsame Thema ‚Bildung‘, für das die ökonomischen Ressourcen erhöht worden sind, mitspielen wollen, hat gleichfalls zugenommen. Zahlreiche Bildungswissenschaften sowie die in den letzten Jahren erstarkte ‚empirische Bildungsforschung‘ beanspruchen Deutungsmacht gegenüber der Disziplin, die bislang an den Universitäten das Thema ‚Erziehung und Bildung‘ als Ganzes repräsentierte. Erziehungswissenschaft wird durch Bildungswissenschaften und Bildungsforschung ersetzt, andere Disziplinen formulieren verstärkt ihre Begehrlichkeiten. Da ich mich an anderer Stelle ausführlicher mit dieser Konstellation befasst habe, will ich es bei dieser kurzen Skizzierung belassen (vgl. Baader 2013). Dieser Trend zu einer Ausweitung des Bildungsbegriffes, der auch den gesamten frühkindlichen Bereich einschließt, führt dazu, dass das thematische Feld der ‚Erziehung‘ und der Erziehungsbegriff in der ‚Erziehungswissenschaft‘ derzeit eher marginal sind. Damit wird zugleich eine in der deutschen Geschichte und Tradition verwurzelte Differenzierung aufgelöst, die zwischen einer weiblich konnotierten und im Privatraum situierten basalen ‚Erziehung‘ einerseits und einer eher männlich konzipierten höheren ‚Bildung‘ im öffentlichen Raum andererseits unterschied. Beides war wiederum eng verknüpft mit den institutio-

nellen Zuordnungen von ‚Familie‘ einerseits und ‚Schule‘ – insbesondere des Gymnasiums – andererseits.

Mit der Überschreibung des Erziehungsbegriffes durch den Bildungsbegriff wird zugleich ein gesellschaftlicher Bereich, der traditionell und nach wie vor stark in den Händen von Frauen liegt, de-thematisiert und durch einen als höherwertig veranschlagten Bildungsbegriff ersetzt, der den Erziehungsbegriff als eher veraltet und ‚nicht-modern‘ konnotiert und mit dem Bildungsbegriff an Selbstmächtigkeit, Agency, Autonomie und Individualität bzw. Individualisierung appelliert.

Neben dem Boom der ‚empirischen Bildungsforschung‘ erfuhr auch die ‚frühkindliche Bildung‘ gleichfalls etwa seit der Jahrtausendwende eine enorme bildungspolitisch angeschobene Expansion. Aber es scheint nicht so, als ob die Kategorie ‚Geschlecht‘ derzeit in der Forschung zur frühkindlichen Bildung eine besondere Rolle spielen würde, weder werden Fragen nach geschlechterdifferierender Erziehung im frühkindlichen Bereich besonders bearbeitet noch verstärkt Fragen, die sich um die Verbindung von Mutterschaft, Mütterlichkeit und erzieherischen Berufen, dem so genannten ‚Maternalismus‘ (vgl. Rabe-Kleberg 2009) drehen, die nach wie vor zu mehr als 90 % von Frauen ausgeübt werden, jedenfalls im Bereich von Kindertageseinrichtungen. Für diejenigen, die in diesem Bereich forschen, scheint die Dominanz dieses stark weiblich dominierten Bereiches so selbstverständlich, dass diesbezüglich kaum Forschungsfragen formuliert werden. Dabei spielt m.E. der Umstand durchaus eine Rolle, dass der Begriff der ‚Erziehung‘ in der Erziehungswissenschaft marginaler geworden ist, der Sozialisationsbegriff – gerade auch von der Frauen- und Geschlechterforschung sowie von der Kindheitsforschung in den 1990er Jahren – stark infrage gestellt wurde, und schließlich der Care-bzw. Sorgebegriff bislang noch zu wenig aufgegriffen worden ist (vgl. Baader 2013; 2013c; Baader/Eßer/Schröer 2014), stattdessen liegt der Fokus auf frühkindlichen Bildungsprozessen oder Professionalisierungsfragen.

Angesichts eines höchst dominanten, aber häufig ‚entleerten‘ Bildungsbegriffes sind ‚Erziehung‘ und ‚Sozialisation‘ in den letzten Jahren in den Hintergrund getreten. Hier haben wir es mit begrifflichen ‚Verschiebungen‘ zu tun, die auch Folgen für die Sichtbarkeit der Kategorie Geschlecht bzw. die Geschlechterforschung hat. ‚Geschlechterdifferierende Bildung‘ ist, anders als ‚geschlechterdifferierende Erziehung‘, kein eingeführter Begriff. Umso erfreulicher scheint es, wenn der ‚Sozialisationsbegriff‘ – wie es sich derzeit andeutet – wieder vermehrt in den Blick gerät. Der Care-Begriff, der in der soziologischen Forschung als ‚Care-Work‘ stärker aufgegriffen worden ist, ist in der Erziehungswissenschaft noch vergleichsweise wenig diskutiert, auch wenn Barbara Rendtorff ihn 2006 in ihrer Publikation „Erziehung und Geschlecht“ eingeführt hat. Auf den Care-Begriff komme ich später zurück.

3. Universität und Wissenschaftssystem in gesellschaftlichen Transformationsprozessen

Die Selbstbeschreibung der Gesellschaft als ‚Wissensgesellschaft‘ und die Identifikation von Wissen als Ressource im globalen Wettbewerb hat Folgen für die Universität und das Wissenschaftssystem. Auch hier erhöht sich die Anzahl von gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren, die Beteiligung und Mitspracherechte an derjenigen Institution beanspruchen, die maßgeblich verantwortlich für die Reproduktion und Produktion der Ressource Wissen in der sogenannten ‚Wissensgesellschaft‘ ist (vgl. Kimmich/Tumfahrt 2004). Deshalb stehen auch Universitäten als Bildungsinstitutionen – genau wie die Erziehungswissenschaft als Disziplin – seit einigen Jahren deutlich verstärkt im Fokus politischer und öffentlicher Aufmerksamkeit. Beides lässt sich als Effekt des ‚Mega-Themas‘ beschreiben, das für die Erziehungswissenschaft gewissermaßen zu einer ‚doppelten Zugriffsstruktur‘ geführt hat (vgl. Baader 2013). Universitäten und das Wissenschaftssystem haben in den letzten Jahren einen gewaltigen Umbau erfahren und sind im Zuge von neuen Steuerungsinstrumenten und der so genannten ‚unternehmerischen Universität‘ deutlich wettbewerbsorientierter geworden (vgl. Münch 2011: 68-94). Der Soziologe Richard Münch charakterisiert in seiner Studie zur „Politischen Ökonomie der Hochschulreform“ (2011) den Wettbewerb als Steuerungsinstrument als das zentrale Paradigma des Wandels (ebd.: 17). Dies aber wirke sich fundamental auf die wissenschaftliche Gemeinschaft, auf die akademische Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden sowie auf die Fachgesellschaften aus (ebd.).

Die Wissenschaft erfährt in der Gegenwart einen tiefgreifenden Wandel. Unternehmerisch geführte Universitäten entmachten die wissenschaftliche Gemeinschaft der Forscher, die akademische Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden in der Universität und die Fachgesellschaften in der Bestimmung von guter wissenschaftlicher Forschung und akademischer Lehre (ebd.: 35).

Über den Wettbewerb werde zudem in der Außendarstellung Beruhigung (*comforting*) erzeugt. Der interessierten Öffentlichkeit werde der Eindruck vermittelt, dass die Politik im Bildungsbereich etwas tut (ebd.: 19). Aus dem Zusammenwirken von Veränderungs- und Beharrungskräften würden sich Hybride ergeben, deren Bedeutung Münch hervorhebt (ebd.: 35).

Was dieser wettbewerbsorientierte Umbau für die Präsenz von Frauen im Wissenschaftssystem der Bundesrepublik sowohl unter dem Aspekt von Gleichstellung als auch für die Geschlechterforschung heißt, kann derzeit in keiner Weise definitiv beantwortet werden. Zwar lässt sich in den letzten Jahren ein Anstieg des Frauenanteils an den Professuren feststellen, aber die Tatsache, dass der Frauenanteil mit steigendem Qualifikationsniveau und steigender Dotierung sinkt (*leaky pipeline*), bleibt weiter bestehen (Statistisches

Bundesamt 2014).^{*} Historisch gesehen erfolgt eine stärkere Repräsentanz von Frauen auf Professuren – aktuell 20 % – jedoch zu einem Zeitpunkt, an dem über das W-Besoldungssystem die Vergütung grundsätzlich abgesenkt und insgesamt intransparenter wird. Die Gehälter von Professoren befinden sich, wie eine Studie an der Universität Göttingen zeigt, „im historischen Sinkflug“ (Sohn 2014: 736). Es sei festzustellen, dass im „Jahrhundert des Humankapitals“ ein wichtiger Produzent eben jenes Humankapitals – der Professor – die gesellschaftliche Honorierung in Form des relativen Gehaltes in großen Teilen einbüßte“ (ebd.: 737). Zudem geht die Ablösung der C-Besoldung durch die W-Besoldung mit „einem Gender Pay Gap auf höchstem Niveau“ einher (Beaufays/Engels/Kahlert 2012: 8). Der in den letzten Jahrzehnten zweifellos gestiegene Frauenanteil auf allen Stufen der Universitäten vollzieht sich – historisch betrachtet – also eben zu jenem Zeitpunkt, zu dem sich die von Münch beschriebene „Entmachtung der wissenschaftlichen Gemeinschaft“ und ein Absinken der Bezahlung des Einkommens von Professorinnen und Professoren und damit insgesamt ein grundsätzlicher Statusverlust der Profession beobachten lässt. Prekarisierungen im Mittelbau kennzeichnen das Feld (vgl. Metz-Göckel/Möller/Heusgen 2012). Welche vergeschlechtlichten Effekte – im Anschluss an ein Verständnis von „gendered organizations“ (Acker 1992) – die Transformation der deutschen Universität „zur pädagogischen Einrichtung“ durch die Einführung der konsekutiven BA- und MA-Studiengänge, die Carola Groppe beschrieben hat (vgl. Groppe 2014), sowie eine gleichzeitig stattfindende stärkere Ausdifferenzierung von Lehr- und Forschungsuniversitäten bzw. von Lehr- und Forschungseinrichtungen mit sich bringen, kann derzeit nicht gesagt werden. Wie sich etwa der Geschlechteranteil auf lehrintensive Stellen einerseits und prestigeträchtigere, forschungsförderliche andererseits verteilt, wäre eine wichtige und lohnenswerte Forschungsfrage, die zugleich die Konzentration der Forschung auf das Modell der ‚leaky pipeline‘ aufbrechen würde.

* Als leaky pipeline wird der Frauenanteil auf den verschiedenen Ebenen des Wissenschaftssystems beschrieben. Laut Angaben des *Statistischen Bundesamtes* 2014 lag der Frauenanteil für das Jahr 2012 bei den Studierenden bei 47,4 %, bei den Promotionen bei 45,4 %, bei den Habilitationen bei 27,3 %, bei den hauptberuflichen Professuren bei 20,4 % und bei den C4-Professuren bei 11,2 % (Statistisches Bundesamt (2014): <http://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/FrauenanteileAkademischeLaufbahn.html>).

4. Geschlecht und Wissenschaft in gesellschaftlichen Transformationsprozessen

In unserer bundesweiten und fächerübergreifenden vom BMBF geförderten Untersuchung zu „Gender und Diversity in der strukturierten Promotionsförderung an deutschen Hochschulen“, die am Institut für Sozial- und Organisationspädagogik und in der Abteilung Allgemeine Erziehungswissenschaft der Universität Hildesheim durchgeführt wurde (Korff/Roman 2013), haben wir die in den 1990er Jahren eingeführten neuen Formen der strukturierten Promotionsförderung als „Laboratorium für den gesamten gegenwärtigen Universitätsumbau“ bezeichnet (Baader/Schröer 2013: VII), in dem sich wie in einem Brennglas Momente dessen zeigen, was sich derzeit an Transformationsprozessen an der Universität und in einer sich neu formierenden und verdichteten ‚Hyperwissenschaft‘ abspielt. Tatsächlich war die Einführung der ‚Strukturierten Promotionsförderung‘ mit dem Versprechen auf mehr Geschlechtergerechtigkeit verbunden – etwa durch die stärkere Transparenz in den Zugangsverfahren. So formulierte etwa Jutta Allmendinger: strukturierte Programme „beenden die Abhängigkeit von einem Professor, der einem die Promotion anbietet oder gnädig gewährt. [...] Dies wird denjenigen Frauen helfen, die bislang kaum Chancen sahen, sich auf intransparenten und zeitlich undefinierten Pfaden über Promotion und Habilitation einer Professur zu nähern“ (Allmendinger 2007).

In unserer Untersuchung interessierte uns Folgendes: Stellt die neue Form der strukturierten Promotionsförderung tatsächlich mehr Chancengleichheit her und hält damit die an diese Programme geknüpften Versprechungen? Fördert sie die Geschlechtergerechtigkeit und die Vielfalt im Wissenschaftssystem entlang von weiteren Differenzlinien wie beispielsweise Elternschaft, Alter, Behinderung, Gesundheitszustand etc.? Wer findet Eingang in die Programme, was machen die Programme mit den Promovierenden und was machen die Promovierenden mit den Programmen? Welcher Typus von Promovierenden wird also durch die Programme hergestellt? Findet im Rahmen der strukturierten Promotionsförderung überhaupt eine Reflektion statt, wie Chancengleichheit in der Promotionsphase gestaltet werden kann, und wenn ja, wie wird diese konzipiert und organisational umgesetzt? Dabei sind die „strukturierte[n] Promotionsprogramme als Organisation(en)“ zu verstehen (Korff 2014: 27-33).

Zumeist wird die Frage nach der Repräsentanz von Frauen im Wissenschaftssystem mit dem oben bereits erwähnten Modell der ‚leaky pipeline‘ beschrieben, das nach dem Anteil von Frauen auf den verschiedenen Ebenen des Wissenschaftssystems fragt. Uns hingegen hat stärker interessiert, wie strukturiert Promovierende organisational gemacht und hergestellt werden, da die (ungleichen) Bedingungen, unter denen Wissensproduktion stattfindet,

häufig ignoriert werden zugunsten einer Fixierung auf die individuelle Leistung, die Forscherpersönlichkeit sowie die Produkte des Wissens (Output). Insgesamt kamen wir auf der Basis von Diskursanalyse, Homepageanalyse, Befragungen von Promovierenden, Experteninterviews mit Programmverantwortlichen und Gruppendiskussionen mit Promovierenden in den Programmen zu folgenden Ergebnissen hinsichtlich der uns interessierenden Frage nach ‚Gender und Diversity‘: Geschlechtergerechtigkeit und Chancengleichheit spielte in den Programmen keine besondere Rolle. Dies gilt auch für die Reflektion von anderen Differenzlinien wie Migration, Alter, Behinderung etc. (vgl. Baader/Korff/Schröer 2013). Maßnahmen zur Gleichstellung der Geschlechter seien, so die Programmverantwortlichen, nicht erforderlich, da das Geschlechterverhältnis in der Promotionsförderung zahlenmäßig ausgeglichen sei. Deshalb konzentrierte man sich auf Familienförderung. Diese werden dann wiederum in erster Linie als Herausforderungen für Frauen und damit nur für ein Geschlecht beschrieben. Faktisch bleiben die Regelungen bei der Geburt von Kindern jedoch oft intransparent und greifen insbesondere bei Stipendien häufig nicht (vgl. Team Chance 2013a: 205). Die hohe Kinderlosigkeit im wissenschaftlichen Mittelbau (vgl. Metz-Göckel/Möller/Auferkorte-Michaelis 2009) scheint kein explizites Thema.

Die Frage nach der Berücksichtigung von Diversität in den Programmen wird tendenziell in Internationalisierung übersetzt, Diversität also mit Internationalisierung gleichgesetzt. Insgesamt zeigt sich in den Programmen eine hohe Priorisierung von Internationalisierung, was insbesondere auch in den Gruppendiskussionen thematisiert wird. „Die Norm Diversity in der strukturierten Promotionsförderung soll in erster Linie dazu beitragen, die eigene Organisation im internationalen Wettbewerb zu platzieren und die Besten zu bekommen. Sie ist weniger darauf ausgerichtet, Chancengleichheit herzustellen als die Besten zu bekommen“ (Baader/Korff/Schröer 2013: 211).

Gender wird damit durch Familienfreundlichkeit und Diversität verdeckt, Diversität wird wiederum durch Internationalisierung überlagert, so ein Trend, der sich in unserer Untersuchung abzeichnet.

Damit liefert das Projekt auch hinsichtlich des derzeit offenen Verhältnisses der Kategorien ‚Gender und Diversität‘, das in die Frage nach „Albtraum oder Traumpaar“ gegossen wurde (vgl. Andresen/Koreuber/Lüdke 2009), Ergebnisse. Für die Phase der strukturierten Promotionsförderung an deutschen Universitäten können hierzu Antworten konkretisiert werden. Diversität wird dazu genutzt, Gender als eher überholte Kategorie, die sich erledigt hat, zu überdecken. Wie eingangs angedeutet, verstehen wir unsere Ergebnisse auch als Beitrag zu der Frage, was die neue ‚Unternehmerische Universität‘ für die Gleichstellung/Ungleichstellung der Geschlechter bedeutet (vgl. Aulenhöfer/Binner/Riegraf/Weber 2012). Insgesamt weisen unsere Ergebnisse einen Trend auf, wonach die Frage nach dem ‚Geschlecht‘ – jedenfalls bei den von uns befragten Expertinnen und Experten – tendenziell eher als überholt aussortiert wird. Sie werden insbesondere überlagert durch die Themen

Familiengerechtigkeit und Internationalisierung, die als Diversität diskutiert werden.

Gender und Chancengleichheit sind damit innerhalb der Programme kaum Thema, sondern erscheinen eher als nicht thematisierbar und damit als Tabu. Die Vielfalt von Lebensläufen und Biographien wird – etwa unter den Aspekten von Alter, Geschlecht, Religion, sexuelle Orientierung, Behinderung etc. – nicht reflektiert und es gibt kaum Spielräume für die Diversität von Biographien (vgl. Team Chance 2013a: 206), stattdessen lassen sich eher Standardisierungen beobachten. Das, was als Strukturierung bezeichnet wird, erweist sich vor allem als Standardisierung. Diese zeigt sich etwa in der Fixierung auf den Output und den Zeitrahmen von drei Jahren als Priorisierung des ‚fast track‘ in der strukturierten Promotionsförderung. Damit erzeugt die ‚strukturierte Promotionsförderung‘ eine neue Norm der idealen Promovierenden, die in drei Jahren promovieren, hervorragend englisch sprechen und – wenn sie Frauen sind – auch die Geburt eines Kindes spielend bewältigen. Ungleichheiten werden von den Promovierenden und ExpertInnen insgesamt kaum explizit erwähnt, Genderungleichheiten erscheinen eher als latent.

Unsere Studie konnte zeigen, dass weiterhin eine männlich konnotierte Arbeitsweise der Wissenschaft als Lebensform gefördert wird, an die sich die weiblichen Karriereverläufe anzupassen haben. Der Promovierenden-Typus, der produziert wird, „[...] muss ein Mann sein“ (Beaufays 2004) oder vielmehr: Als ideale Promovierende gilt die junge, kinderlose „männliche Promovierende“, die „im Männerspiel im Feld der Wissenschaft“ (Engler 2000) – hier in den Programmen der strukturierten Promotionsförderung – weiblich ist, um das Primat der Chancengleichheit zu bedienen (Team Chance 2013a: 206).

Die neue Norm ist also eine, die Geschlecht de-thematisiert, damit der Figur des geschlechtsneutralen ‚*abstract workers*‘ folgt und sich den im Hintergrund weiter regierenden Regeln eines männlich geprägten Karriereverlaufs flexibel anpasst. Nach außen wird jedoch gerne auf die junge weibliche Promovierende und ihre Chancen verwiesen, die gewissermaßen als Aushängeschild für die rhetorisch verkündete Geschlechtergerechtigkeit der Programme gilt.

In der strukturierten Promotionsförderung wird Geschlecht mit dem Verweis auf die Realisierung von Geschlechtergleichheit und Diversität de-thematisiert, obgleich das wissenschaftspolitische Programm der ‚strukturierten Promotionsförderung‘ als dritte Stufe des Bologna-Prozesses rhetorisch mit Geschlechtergerechtigkeit und Chancengleichheit auf den Weg gebracht wurde. Geschlechtergerechtigkeit in der strukturierten Promotionsförderung ist damit ein Beispiel für das, was Angelika Wetterer als „rhetorische Modernisierung“ beschrieben hat (Wetterer 2003). Um Modernität und Chancengleichheit zu bedienen, wird die junge erfolgreiche Promovendin als ‚Modell junge promovierende Frau‘ dann wiederum rhetorisch und diskursiv auf die ‚Vorderbühne‘ geschoben. Auch dies lässt sich als Strategie des ‚*comforting*‘ im Bildungssystem beschreiben. Als Modell ist sie erwünscht, thematisiert sie jedoch ‚Geschlecht‘ und ‚Geschlechterungleichheit‘ in der

Wissenschaft und damit auch ungleiche Machtverhältnisse, wird dieser Diskurs als ‚überholt‘ abgewertet.

Die festgestellte De-Thematisierung von Geschlecht bei gleichzeitigem Verweis auf die Präsenz von Frauen in der Wissenschaft trifft sich mit anderen Beobachtungen in der Institution Universität. Es gibt so etwas wie einen neuen Konsens, dass die Kategorie Geschlecht out, die Kategorie Diversität hingegen in sei (vgl. Baader 2013a). Über Geschlecht wird dann nicht gesprochen, da Gleichheit auf der Ebene von Repräsentanz ja erreicht sei. Der Diskurs über Jungen als Bildungsverlierer tut hier – bezogen auf den Bildungsbezug – sein Übriges. So positionieren sich alte Gegner und Gegnerinnen von Genderforschung und Gleichstellungspolitik, die sich mit dem Verweis auf Diversity modernisieren, und neue, die finden, es sei nun doch alles erreicht.

5. „Rhetorische Modernisierung“ und *Hidden Gender Structures*

Diese Ergebnisse bezogen auf ‚Geschlecht und Wissenschaft‘ treffen auf eine grundsätzliche Tendenz, die die Bedeutung der Kategorie ‚Geschlecht‘ und ihren Status zurückweist und sie als historisch erledigt entsorgt (vgl. Baader 2013). Geschlecht als Ungleichheitskategorie wird im Zuge der Ausrufung eines postfeministischen Zeitalters auf die Hinterbühne der Moderne verschoben, die sichtbaren wie die unsichtbaren Geschlechternormen und sozialen Geschlechterpositionierungen – etwa auf dem Arbeitsmarkt oder im Sozialversicherungssystem – werden übersehen oder übergangen. Dabei spielt in gesellschafts- und kulturalanalytischer Perspektive auch jene machtvolle Populärkultur eine Rolle, die das Bild der postfeministischen „Top Girls“ entwirft, denen alle Wege und Möglichkeiten offenstehen und die die veraltete Kritik an gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsstrukturen längst souverän hinter sich gelassen haben, wie Angela McRobbie sie 2010 analysiert hat. Auch in deutschen Medien ist ‚das Modell junge Frau‘ höchst präsent. Thomas E. Schmidt beschreibt sie als „eine Einflussgröße öffentlicher Verständigung“, an der sich „die Personalrekrutierung von Firmen und Institutionen“ (Schmidt 2013: 53) orientieren. Auf unterer und mittlerer Ebenen würden sie gefördert, „trotzdem sehen sie sich Unterdrückungsverhältnissen ausgesetzt, neuen smarten, während sie noch glauben, das könne nicht angehen“ (ebd.). Sie seien eine „brillante Idee der Gesellschaft“ und würden zwar Chancen beanspruchen, aber keinen „klar umrissenen Anteil an der Macht“ (ebd.).

Vergeschlechtlichte Ungleichheitsstrukturen sind unsichtbarer geworden, sie lassen sich als ‚*hidden gender structures*‘ bezeichnen. Geschlechtergerechtigkeit wird suggeriert, obwohl Frauen weniger verdienen, mehr Teilzeit

arbeiten, niedrigere Renten haben, weniger in Führungspositionen sind, weniger Professuren besetzen und sich in den letzten 20 Jahren der Anteil von Männern an Hausarbeit und Kindererziehung nicht erhöht hat (vgl. Europäische Kommission 2008). Die mit dem Geschlecht verbundenen Ungleichheitsstrukturen erscheinen als neue ‚*hidden gender structures*‘, wir haben es mit Vexierspielen von ‚Hinter- und Vorderbühnen‘ zu tun, wobei die Frage nach der Macht vergeschlechtlichter Strukturen auf die ‚Hinterbühne‘ geschoben wird, um diese zu erhalten, während die einzelne erfolgreiche junge Frau als Person auf die ‚Vorderbühne‘ geschoben wird, um Geschlechtergleichheit zu beweisen, zu repräsentieren und zu verkörpern und damit ‚*comforting*‘ zu betreiben.

Genau diese ‚*hidden gender structures*‘ müssten genauer in den Blick genommen und beforscht werden. Diese Vexier-, Sprach- und Kippfigurenspele zwischen ‚Vorder- und Hinterbühne‘ hinsichtlich der Kategorie ‚Geschlecht‘ etwa im Wissenschaftssystem könnten durchaus noch expliziter in den Blick genommen werden. Wer positioniert sich diesbezüglich in welchem Feld bei welchem Anlass dazu wie? Zugänge wie sie Bourdieu in seiner Studie „*Homo academicus*“ (Bourdieu 1988) vorgelegt hat, könnten Anregungen bieten. Deutlich wurde in dieser Untersuchung etwa wie stark die Positionen und Prinzipien von Professoren und Professorinnen von den gestellten Fragen und Kontexten abhingen. „Die Widersprüche in den Stellungnahmen“ entspreche „der Tatsache, daß die betreffenden Akteure widersprüchliche Positionen in einem Feld besetzen oder einem Feld angehören, das von inneren Widersprüchen durchzogen ist“ (Bourdieu 2014: 562). Im Falle des Wissenschaftssystems verweisen jene Vexierspiele, die ‚Geschlecht‘ mal auf der ‚Vorderbühne‘ aufrufen und dann wieder auf die ‚Hinterbühne‘ verweisen, auf eine strukturelle Ambivalenz des Feldes zwischen der ‚*illusio*‘ der Geschlechtsneutralität der Wissenschaft und dem Wissen um die Unterrepräsentanz von Frauen in den höheren und prestigeträchtigeren Positionen.

Für die erziehungswissenschaftliche Genderforschung müsste darüber hinaus m.E. der Erziehungsbegriff verteidigt werden, der Sozialisationsbegriff wieder stärker in den Fokus genommen werden, kritische Männlichkeitsforschung zum Selbstverständnis der Geschlechterforschung werden, da der Verweis auf die Jungen als Bildungsverlierer so dominant ist. Und schließlich müsste der Care-Begriff gestärkt werden. Dies scheint mir notwendig, um das gesamte Feld der Sorge- und Pflegetätigkeit deutlicher in den Blick nehmen zu können. Dabei würde ich gerade nicht für einen eher essentialistischen Care-Begriff im Anschluss an Gilligan votieren, sondern für einen Care-Begriff, wie Tronto ihn entfaltet hat, die – in einer relationalen Perspektive – grundsätzlich auf die Angewiesenheit und Abhängigkeit des Subjekts von anderen verwiesen hat. Barbara Rendtorff hat den Care-Begriff mit einer Ethik der Sorge in Verbindung gebracht (vgl. Rendtorff 2006), die letztlich auf moralpsychologische und moralphilosophische Positionen im Anschluss an Gilligan und ihre These von den zwei Moralén, einer eher beziehungsori-

entierten femininen, und einer eher an abstrakten Gerechtigkeitsprinzipien ausgerichteten maskulinen, zurückgreift (vgl. Gilligan 1993/1982; Noddings 1993). Diese Perspektive versteht den Sorgebegriff einerseits mit einer ethischen Dimension und fundiert ihn andererseits in einer besonderen und wesentlich emotional gefärbten responsiven Beziehungskonstellation. Im Rahmen dieser Ethik der Sorge wird Sorge etwa mit Achtsamkeit, Kompetenz, kommunikativen Fähigkeiten, Vertrauen und Empathie in Verbindung gebracht.

Stattdessen wird hier vorgeschlagen – wie dies andere aktuelle Ansätze auch tun – sich auf Trontos (2009/1993) Theorie von care zu beziehen, die sie in Abgrenzung sowohl zu Gilligan als auch zu Noddings entwickelte.

Tronto entwirft eine konstruktivistische und relationale Perspektive, die Sorge aus der Gebundenheit an eine weibliche Psyche (Gilligan) sowie aus der Unmittelbarkeit dyadischer Beziehungen (Noddings) löst. Theorien von care, wie sie im Anschluss an Tronto diskutiert werden, fußen auf einer relationalen Sozialtheorie: „[T]hose advocating the ethics of care usually see care, as they see persons, in relational rather than in individualistic terms“ (Held 2006: 119). Dahinter steht eine grundlegende Kritik an Vorstellungen, gemäß denen es sich bei Gesellschaften um Zusammenschlüsse autonomer Individuen handelt. Vor einem solchen handlungstheoretischen Hintergrund, so bemerkt Tronto kritisch, erscheint jede menschliche Bedürftigkeit und Verwiesenheit auf Andere als Autonomieverlust, der die Sorgeempfänger in eine Situation struktureller Schwäche stelle. Im Gegensatz zu jener Konstruktion der Besonderung, die damit sorgenden Beziehungen tendenziell eingeschrieben ist, wird bei Tronto und an sie anschließend soziale Verwiesenheit und die Eingebundenheit in Sorgebeziehungen als Normalfall (zwischen)menschlicher Existenz angesehen. Dies ist unmittelbar mit einer Sicht auf Subjektivierung und Subjektivierungsformen verbunden, die diese relational denkt und entfaltet (Baader/Eßer/Schröer 2014: 9).

Diese Verwiesenheit ist es, die den Care-Begriff mit dem Erziehungsbegriff verbindet, wobei Care die Wechselseitigkeit der Verwiesenheit unterstreicht.

6. Ausblick

Abschließend möchte ich einige Perspektiven und Fragen nennen, die mir für eine erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung derzeit lohnend erscheinen. Erstens: die Frage nach den Vexierspielen von Vorder- und Hinterbühnen im Zusammenhang mit der Kategorie ‚Geschlecht‘ in verschiedenen Feldern – etwa im Wissenschaftssystem, die auf Ambivalenzen verweist. Damit verbunden ist die Frage nach den ‚hidden gender structures‘ als Verhältnis von Beharrlichkeit und Transformation, etwa bezogen auf Erwerbsarbeit sowie Sorge- und Care-Verhältnisse – unter Einbeziehung von kritischer Männlichkeitsforschung. Zweitens: das Nachdenken über Subjekttheorien, Subjektformationen und Subjektivierungsformen in Verbindung mit der Fra-

ge nach dem radikalen und gemäßigten Konstruktivismus und den jeweiligen Konsequenzen. Drittens: das Verhältnis von Gender und Bildung und Gender und Sozialisation. Dabei müsste der Bildungsbegriff neu gedacht werden und aus seiner Verbindung mit einem dyadischen und androzentrischen konzipierten Meister-Schüler Verhältnis gelöst werden. Auch über den Sozialisationsbegriff wäre neu nachzudenken, was sich ja derzeit bereits andeutet. Viertens wäre das Verhältnis von Körper, Gewalt und Geschlecht unter Einbeziehung von Fragen nach Verletzbarkeit und Verletzlichkeit zu bearbeiten sowie fünftens die Reflektion der Intersektionalitäten und Interdependenzen von Geschlecht und Religion. Hierzu liegt m.E. noch wenig vor. Abschließend möchte ich dafür votieren – jedenfalls bei Analysen zu Geschlechterverhältnissen, die sich auf aktuelle Formationen beziehen – von Gegenläufigkeiten, Paradoxien, Ambivalenzen und Spannungsverhältnissen, etwa von Gleichzeitigkeiten und Ungleichzeitigkeiten von Normierungen und Hybridisierungen auszugehen sowie ‚*hidden gender structures*‘, ‚rhetorische Modernisierungen‘, De-Thematisierungen und Entgrenzungen sowie jenes Vexierspiel von Vorder- und Hinterbühne bei Geschlechterfragen in den Blick zu nehmen, bei denen Machtfragen auf die Hinterbühne und Personen als Verkörperungen von Erfolg und Repräsentanz auf die Vorderbühne geschoben werden. Auch die Frage nach der Fruchtbarkeit von Modernisierungstheorien für Geschlechterfragen wäre zu stellen, haben diese doch eher wenig Eingang in die Genderforschung gefunden (vgl. Klinger 2000: 29). Und – last but not least – wäre der allgegenwärtigen Enthistorisierung – auch in Geschlechterfragen – etwas entgegenzusetzen.

Literatur

- Acker, Joan (1992): Gendering Organizational Theory. In: Mills, A. J./Tancred, P. (Hrsg.): Gendering Organizational Analyses. Newbury Park: Sage, S. 248-260.
- Andresen, Sünne/Koreuber, Mechthild/Lüdke, Dorothea (2009) (Hrsg.): Gender und Diversity: Albtraum oder Traumpaar? Interdisziplinärer Dialog aktueller Tendenzen der „Modernisierung“ von Geschlechter- und Gleichstellungspolitik. Wiesbaden: VS Verlag.
- Allemann-Ghionda, Christina/Müller, Hans-Rüdiger (2012): Erziehungswissenschaftliche Grenzgänge. Einführung in den Thementeil. In: Zeitschrift für Pädagogik 58, 1, S. 1-5.
- Allmendinger, Jutta (2007): Es muss wehtun. <http://www.zeit.de/2007/30/C-Streitgespraech-Frauenquote>. [Zugriff: 11.9.2014].
- Aulenbacher, Brigitte/Binner, Kristina/Riegraf, Birgit/Weber, Lena (2012): Wissenschaft in der Entrepreneurial University – feminisiert und abgewertet? In: WS. Mitteilungen 6/2012, S. 405-411.

- Baader, Meike Sophia (2013): Erziehungswissenschaft zwischen disziplinären Grenzen, Grenzüberschreitungen und Entgrenzungen. In: Müller, H.-R./Bohne, S./Thole, W. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Grenzgänge. Markierungen und Vermessungen. Opladen/Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich 2013, S. 61-80.
- Baader, Meike Sophia (2013a): Diversity Education. „Diversity“ as a buzzword. In: Hauenschild, K./Robak, S./Sievers, I. (Hrsg.): Diversity Education. Zugänge – Perspektiven – Beispiele. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel, S. 38-59.
- Baader, Meike Sophia (2013b): Gender/Geschlecht. In: Wulf, Ch./Zirfas, J. (Hrsg.): Handbuch pädagogische Anthropologie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 651-662.
- Baader, Meike Sophia/Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (2014): Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge. Frankfurt a.M.: Campus.
- Baader, Meike Sophia/Cloos, Peter/Hundertmark, Maren/Volk, Sabrina (2012): Soziale Ungleichheit in der frühkindlichen Bildung, Betreuung und Erziehung. In: Kuhnhenne, M./Miethe, I./Sünker, H./Venzke, O. (Hrsg.): K(eine) Bildung für Alle – Deutschland blinder Fleck. Stand der Forschung und politische Konsequenzen. Leverkusen-Opladen/Farmington Hill 2012: Verlag Barbara Budrich, S. 17-50.
- Baader, Meike Sophia/Korff, Svea/Schröer, Wolfgang (2013): Ein Köcher voller Fragen – Instrument zur Selbstevaluation. In: Korff, S./Roman, N. (Hrsg.): Promovieren nach Plan? Chancengleichheit in der strukturierten Promotionsförderung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 207-226.
- Baader, Meike Sophia/Schröer, Wolfgang (2013): Strukturierte Promotionsförderung als Laboratorium des Universitätsumbaus – Zur Zukunft der Chancengleichheit in der Organisation der Promotion. In: Korff, S./Roman, N. (Hrsg.): Promovieren nach Plan? Chancengleichheit in der strukturierten Promotionsförderung. Wiesbaden: VS Verlag, S. V-X.
- Beaufays, Sandra (2003): Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Bielefeld: transcript.
- Beaufays, Sandra/Engels, Anita/Kahlert, Heike: (Hrsg.) (2012): Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft. Frankfurt a.M.: Campus.
- Brown, Philip (2004): Gibt es eine Globalisierung positionalen Wettbewerbs?. In: Mackert, J. (Hrsg.): Die Theorie sozialer Schließung: Tradition, Analysen, Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag, S. 233-256.
- Bourdieu, Pierre (1988): Homo academicus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2014): Über den Staat. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Engler, Steffi (2000): Zum Selbstverständnis von Professoren und der illusio des wissenschaftlichen Feldes. In: Kraus, B. (Hrsg.): Wissenschaftskultur und Geschlechterforschung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Frankfurt a.M.: Campus, S. 121-152.
- Europäische Kommission (2008): Das Leben von Frauen und Männern in Europa. Ein statistisches Porträt. Luxemburg.
- Groppe, Carola (2014): Die deutsche Universität als pädagogische Institution. Analysen zu ihrer historischen, aktuellen und zukünftigen Entwicklung. In: Beiträge zum 24. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Opladen/Berlin & Toronto (Im Erscheinen).

- Haraway, Donna (1995): Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Haraway, D. (Hrsg.): Die Neu-erfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 73-97.
- Held, Virginia (2006): The Ethics of Care. Personal, political, and global. Oxford: Oxford University Press.
- Kimmich, Dorothe/Thumfahrt, Alexander (2004): Universität und Wissensgesellschaft. Was heißt Autonomie für die moderne Hochschule? In: Kimmich, D./Thumfahrt, A. (Hrsg.): Universität ohne Zukunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7-35.
- Korff, Svea (2014): Lost in Structure? Abbruchgedanken von NachwuchswissenschaftlerInnen in der strukturierten Promotionsförderung. Diss. A. Hildesheim: Stiftung Universität/Fachbereich 1.
- Korff, Svea/Roman, Navina (2013) (Hrsg.): Promovieren nach Plan? Chancengleichheit in der strukturierten Promotionsförderung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Klinger, Cornelia (2000): Die Ordnung der Geschlechter und die Ambivalenz der Moderne. In: Becker, S./Kleinschmidt, G./Nord, I./Schneider-Ludorff, G. (Hrsg.): Das Geschlecht der Zukunft. Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt. Stuttgart: Kohlhammer, S. 29-63.
- McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Wiesbaden: VS Verlag.
- Metz-Göckel, Sigrid/Möller, Christina/Auferkorte-Michaelis, Nicole (2009): Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Personals aller nordrhein-westfälischen Universitäten. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Christina/Heusgen, Kirsten (2012): Kollisionen – Wissenschaftler/innen zwischen Qualifizierung, Prekarisierung und Generativität. In: Beaufays, S./Engels, A./Kahlert, H. (Hrsg.): Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft. Frankfurt a.M.: Campus, S. 233-256.
- Münch, Richard (2011): Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Noddings, Nel (1993): »Warum sollten wir uns ums Sorgen sorgen?«. In: Nagl-Docekal, H./Pauer-Studer, H. (Hrsg.): Jenseits der Geschlechtermoral. Beiträge zur feministischen Ethik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993.
- Rendtorff, Barbara (2006): Erziehung und Geschlecht. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Rabe-Kleberg (2009): Maternalism and Truncated Professionalism – Historical Perspectives on Kindergarten Teachers. In: Scheiwe, K./Willekens, H. (Hrsg.): Child Care and Preschool Development in Europe. Institutional Perspectives. Hampshire: Palgrave Macmillan, S. 210-221.
- Sohn, Alexander: Im historischen Sinkflug. Die Gehälter von Professoren. In: Forschung & Lehre 9, 14, S. 736-737.
- Solga, Heike (2005): Meritokratie – die moderne Legitimation ungleicher Bildungschancen. In: Berger, P./Kahlert, H. (Hrsg.): Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert. Weinheim: Beltz, S. 19-38.
- Schmidt, Thomas E. (2013): Das Modell Junge Frau. In: DIE ZEIT, 26. 09.2013, S. 53.

- Statistisches Bundesamt (2014): <http://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/FrauenanteileAkademischeLaufbahn.html> [Zugriff: 12.09.2014].
- Team Chance (2013): Strukturierte Promotionsförderung an deutschen Hochschulen. In: Svea Korff/Navina Roman (Hrsg.): Promovieren nach Plan? Chancengleichheit in der strukturierten Promotionsförderung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 1-14.
- Team Chance (2013a): Wer strukturiert promoviert, promoviert in Strukturen (gemeinsam mit dem Team Chance). In: Svea Korff/Navina Roman (Hrsg.): Promovieren nach Plan? Chancengleichheit in der strukturierten Promotionsförderung. Wiesbaden 2013: VS Verlag, S. 199-206.
- Tronto, Joan C. (1993/2009): *Moral Boundaries. A political argument for an ethic of care*. New York: Routledge.
- Tronto, Joan C. (2005): *Care as the Work of Citizens: A Modest Proposal*. In: Marilyn Friedman (Hrsg.): *Woman and Citizenship*. Oxford: Oxford University Press.
- Wetterer, Angelika (2003): Gender Mainstreaming & Managing Diversity. Rhetorische Modernisierung oder Paradigmenwechsel in der Gleichstellungspolitik. In: *die hochschule* 2, S. 6-27.

Gesellschaft und Subjekte transformieren

Regina Becker-Schmidt

Sexualität als Matrix hegemonialer Ordnung – das Sexuelle als Triebkraft von Subjektivierung. Anmerkungen zu Teresa de Lauretis' Entwurf einer feministischen Psychoanalyse

1. Von den negativen Eingriffen postfordistischer Zeitökonomie auf individuelle und kollektive Bildungsprozesse

Aktuelle gesellschaftliche Transformationen sind maßgeblich durch postfordistische Zeitregime gekennzeichnet, die immer rigoroser auf menschliches Arbeitsvermögen zum Zwecke der Gewinnmaximierung zugreifen, ohne Rücksicht auf die Zerstörung von Subjektpotentialen zu nehmen. Das führt dazu, dass es im Kultur-, Erziehungs- und Ausbildungswesen immer weniger um die Vermittlung von Erkenntnissen geht, die über gesellschaftliche Risiken und soziale Krisen aufklären oder die zur Entfaltung von Mündigkeit und Gemeinsinn beitragen. Nicht die Förderung von Emanzipationsprozessen ist erstes Bildungsziel, sondern eher die Verbreitung von Herrschaftswissen, das der wirtschaftlichen Expansion, dem technologischen Fortschritt, Methoden der Leistungssteigerung und Effektivierung von verwertbarer Lebenskraft dienlich ist. Das blockiert Lernchancen und behindert die Förderung von Reflexions- und Kritikfähigkeit. Beides kann sich nur entwickeln, wenn vor dem Impuls zu handeln eine Bedenkzeit eingelegt werden kann und es Moratorien gibt, in denen Aufschub vor den Anforderungen einer neuen Lebensphase gewährt wird. Probehandeln auf der Suche nach Orientierung muss erlaubt sein. Die gesellschaftlich dominierende, auf Verwertung zielende Zeitökonomie drängt jedoch auf Beschleunigung: Biographische Umwege, Muße zur Verarbeitung von Erfahrungen, Phantasiebildung, Imaginationsvermögen und spekulative Überschüsse erscheinen als Zeitverschwendung. Das beschädigt sehr viel weitergehend menschliche Lebendigkeit und Vitalität. Es ist davon auszugehen, dass solche Einschränkungen von individuellen Entfaltungsmöglichkeiten unsere Triebstruktur und damit unsere Liebes- und Beziehungsfähigkeit tangieren.

Im instrumentellen Denken einer naturwissenschaftlich-technisch fundierten Verwertungs-Ökonomie wird Zeit tendenziell zu einem Gut, an dem gespart wird. So gerinnt Zeit zu einer Ressource, die nach Rentabilitätsgesichtspunkten zu vermessen und zu normieren ist. Über die Arbeits- und Lebenszeit anderer verfügen zu können, ist eine Quelle der Macht. Lang anhal-

tende Monopolisierung von Wissen, auf der diese Verfügungsmacht beruht, stabilisiert Herrschaft. Das gilt in einer feministischen Perspektive insbesondere für androzentrisch eingefärbtes Geschlechterwissen.

Im akademischen Betrieb, in dem schnell gelernt, effektiv gelehrt und an pragmatischen Nutzenerwägungen orientiert geforscht werden soll, schlägt sich die gesellschaftliche Akzeleration deutlich in einer Ablehnung der Psychoanalyse als Wissenschaft nieder. Freuds Lehre vom Unbewussten liegt quer zum etablierten szientifischen Denken. Freud deckt im Unbewussten Zeitstrukturen auf, die der verbreiteten Sichtweise ‚*time is money*‘ wirklichkeitsfremd und irrational vorkommen müssen. Zudem widerspricht es einem auf Rationalität geeichten Wissenschaftsverständnis, dass im psychischen Leben unbewusste Impulse wirksam werden, die sich der Kontrolle durch den Verstand entziehen. Und auch die Relevanz, die Freud dem Eigensinn der Phantasie zuerkennt, scheint jeder Vernunft zu widersprechen.

In Vergessenheit gerät, dass die von Freud begründete Psychoanalyse ein Projekt der Aufklärung ist. In ihm werden mit einem kritischen Impetus sozial-, kultur- und subjekttheoretische Überlegungen zusammengeführt. Das lässt sich an vier Problemkomplexen festmachen. Zum Ersten: Freud stellte als erster einen systematischen Zusammenhang zwischen herrschender Sexualmoral, erzwungenem Triebverzicht und moderner Nervosität her (vgl. Freud 1941: 143ff.) – ein Thema, das angesichts der Zunahme von stressgeplagten Menschen, die psychisch krank werden, einer gegenwartsangemessenen Bearbeitung bedarf. Zum Zweiten: Auch seine Konzeption von Alterität, in der abgewehrte infantile Sexualängste, Misogynie und Xenophobie zueinander in Verbindung gesetzt werden (vgl. Freud 1987: 426ff.), ist mit Blick auf die verbreitete Fremdenfeindlichkeit aktuell geblieben. Zum Dritten: Freuds Einsichten in die Zeitlichkeit des Unbewussten durchbrechen unsere gewohnte Vorstellung, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft folgten in einer unumkehrbaren Linearität und Kausalität aufeinander. Freud entdeckt in den Dynamiken, die das Unbewusste in Bewegung halten, eine ganz andere Zeitordnung: Sie wird von Formen des Begehren bestimmt, denen sich das Bewusstsein widersetzt. Die unbewusste Phantasietätigkeit nimmt sich der libidinösen Wunschvorstellungen an, die verdrängt wurden. In ihren Produktionen knüpft sie vor allem an infantile Lusterfahrungen an, die als Engramme im Körpergedächtnis Spuren hinterlassen haben. In imaginären Szenarien gibt die Phantasie den unterdrückten Erinnerungen bildhaften Ausdruck. So haben sie im Imaginären eine Bleibe, in der sie sowohl überdauern, als auch durchgespielt und für die Zukunft umgestaltet werden können.¹

1 Freud hat in seinem Aufsatz „Der Dichter und das Phantasieren“ auf das besondere Verhältnis zwischen Phantasie und Zeit aufmerksam gemacht. Er schreibt: „Die Produkte der phantasierenden Tätigkeit, die Imaginationen, Luftschlösser oder Tagträume dürfen wir uns nicht als starr und unveränderlich vorstellen, sie schmiegen sich vielmehr den wechselnden Lebenseindrücken an, verändern sich mit jeder Schwankung der Lebenslage, empfangen von jedem wirksamen neuen Eindruck eine sogenannte ‚Zeitmarke‘. [...] Man darf sagen: eine Phantasie schwebt gleichsam zwischen drei Zeiten, den drei Zeitmomen-

Zum Vierten: Freud hat – auch wenn bei ihm biologische Argumente nicht zu übersehen sind und seine Positionen manches Mal zwischen naturwissenschaftlichen und kulturtheoretischen Argumenten schwanken – daran fest gehalten, dass Sexualität ein soziales Phänomen ist. Für ihn entzündet sich das Triebgeschehen in konflikthaften Interaktionen, die wir in geschichtlich-gesellschaftlichen Kontexten erleben. Ohne Beziehungsobjekte, die wir uns einverleibt haben, die wir lieben und hassen, die gesellschaftlich verboten oder geboten sind, die wir verlieren und wiederfinden wollen, gäbe es keine psychische Strukturierung (vgl. Freud 1946: 210ff.).

Sich mit der Psychoanalyse zu beschäftigen, kann jedoch nicht bedeuten, sie affirmativ zu tradieren. Androzentrische Sichtweisen, auf die wir in Freuds Konzepten sexueller Entwicklung stoßen und die Konfrontation mit seinen Männlichkeits- und Weiblichkeitsbildern fordern Revisionen ein. Das haben vor allem Luce Irigaray (1980), Julia Kristeva (1990), Teresa de Lauretis (1999) und Judith Butler (2001) deutlich gemacht. Sie arbeiten das Unzeitgemäße und Frauendiskriminierende in seinen Schriften heraus, ohne seine hellsichtigen Erkenntnisse dabei einfach zu verwerfen.

Darüber hinaus ist meines Erachtens auch Freuds Hypothese, in unserem Unbewussten sei ein phylogenetisches Erbe aus einer nicht erinnerbaren Vorzeit eingelagert, das in seiner Gesetzmäßigkeit und Verlässlichkeit kulturelle Errungenschaften (Heterosexualität, Inzesttabu, Verbot des Vatersmords) aufrechterhalte, so nicht hinzunehmen. Hier wird eine Heredität propagiert – die trotz aller Transformation in ein kulturelles Erbe – doch als eine überhistorische Gegebenheit auftritt, die durch Weitergabe von einer Generation zur anderen auf Dauer zu stellen ist (vgl. Freud 1950a: 204ff.). Freud reflektiert nicht, dass sein eigenes Unbewusstes einer Herrschaftsform verhaftet ist, die als patriarchales Erbe männlich konnotiert ist.

Für unsere Thematik ist die Schrift von Teresa de Lauretis „Die andere Szene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität“ (1999) von aktueller Bedeutung. De Lauretis nimmt Freuds Hypothese, die sexuelle Entwicklung des Menschen folge einem anthropologischen Telos, zum Ausgangspunkt ihrer Auseinandersetzung mit seinem Werk: Genitalität erscheint bei Freud an vielen Stellen als ein unausweichliches Sexualziel des Erwachsenwerdens. In diesem Reifungsmodell ist ‚Männlichkeit‘ die Richtschnur, denn nach Freud ist die Libido auf phallische Aktivität ausgerichtet. Weibliches Begehren und seine Orte der Lust bleiben ihm dagegen fremd (vgl. Freud 1961³: 120). De Lauretis widersetzt sich nicht nur einer derartigen Dominanzsetzung des

ten unseres Vorstellens. Die seelische Arbeit knüpft an einen aktuellen Eindruck, einen Anlass aus der Gegenwart an, der imstande war, einen der großen Wünsche der Person zu wecken, greift von da aus auf die Erinnerung eines früheren, meist infantilen Erlebnisses zurück, in dem jener Wunsch erfüllt war, und schafft nun eine auf die Zukunft bezogene Situation, welche sich als Erfüllung dieses Wunsches darstellt, eben den Tagtraum oder die Phantasie, die nun die Spuren ihrer Herkunft vom Anlass und von der Erinnerung an sie trägt. Also Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges sind wie an der Schnur des durchlaufenden Wunsches aneinandergereiht“ (Freud 1941a: 217f.).

Phallischen, die einem männlichen Unbewussten entspringt (vgl. de Lauretis 1999: 21ff.). Sie verwahrt sich auch gegen jene Passagen in Freuds Schriften, die zu einer einseitigen Auslegung seines Entwicklungsmodells der Libido geführt haben (vgl. z.B. Freud 1941: 71ff.; 1961³: 20ff.). In der Rezeptionsgeschichte ist in Anlehnung an sie oft suggeriert worden, Freud habe die Position vertreten, dass der Sexualtrieb beim Menschen am Ende der Adoleszenz schließlich dem Genitalprimat unterstellt werde und er so wieder zu einer Unbeweglichkeit und eindeutigen Zielgerichtetheit gelange, die eigentlich dem Instinkt zugeschrieben wird (vgl. de Lauretis 1999: 17). Sie lotet dagegen die widersprüchlichen Aussagen von Freud zur Genese von Sexualität aus, bei der gerade die Perversion, d.h. das scheinbar Nicht-Normale eine maßgebliche Rolle spielt. Dabei arbeitet sie dezidierter und konsistenter als Freud heraus, dass sich die Entfaltung sexuellen Begehrens in mäandernden Bewegungen ohne Finalität vollzieht (ebd.: 12ff.). Diese Offenheit erlaubt es ihr, Kursänderungen in der Richtung sexueller Orientierungen zur Kenntnis zu nehmen, die als Widerstand gegen deren Fremdbestimmung zu deuten sind. Damit zeichnet sie ein differenzierteres Bild von unbewussten Zeitverläufen in den Suchbewegungen libidinösen Begehrens, als wir es in Freuds Phasenmodell psychosexueller Entwicklung vorfinden. Nicht nur beinhaltet das Wort ‚mäandern‘ eine andere Form der Beweglichkeit als die gradlinige Ausrichtung auf das Ziel genitaler Reife. Auch der Begriff ‚Dauer‘ erfährt einen neuen Sinn. Einer Sehnsucht verhaftet zu bleiben, bis das Objekt gefunden ist, das sie – wenigstens annäherungsweise – stillt, impliziert eine ganz andere Vorstellung von libidinösem Beharrungsvermögen als die Vorstellung von einem im unbewussten Gedächtnis aufbewahrten vorzeitlichen Erbe, das sich geschichtlich als Jahrhunderte lang währende Perpetuierung männlicher Herrschaft ausweisen lässt. De Lauretis verweist stärker als Freud auf ein subversives Ferment im Sexuellen, das sich gesellschaftlicher Reglementierung widersetzt. Sie legt den Gedanken nahe, dass das begehrende Subjekt im Oszillieren zwischen dem Verweilen bei einem Liebesobjekt, das es nicht haben kann, und dem Wechsel zu einem anderen, dessen Besetzung die ersehnte Lust verspricht, dem unbewussten Prinzip der Wunscherfüllung folgt, ohne sich herrschenden Verboten wie Promiskuität oder von Heterosexualität abweichenden Objektwahlen zu fügen.

Am Modell des lesbischen Begehrens klärt sie über die psychische Bedeutung einer unbewussten Temporalität auf, in der Kontinuität und Diskontinuität koexistieren. Mit beiden Zeitimpulsen wird auf Konflikte reagiert, die das Subjekt von Innen und Außen bedrängen und es zu bewältigen suchen muss, um zu sich selbst zu finden.

2. Das feministische Projekt von Teresa de Lauretis: Eigensinnige Suchbewegungen in der sexuellen Selbstvergewisserung in der Genese lesbischen Begehrens

In ihrem Buch „Die andere Szene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität“ (1999) begibt sich de Lauretis auf ein Terrain, das Freud nie betreten hat. Es hat seinen Grund, warum sie sich dennoch an seinen Theoremen abarbeitet: Freud lässt Aporien, die er nicht lösen kann, stehen, anstatt sie zu glätten. Die Wiederannäherung an Freud schafft Distanz zu Laplanche und Lacan. Die Autorin bleibt jedoch deren transdisziplinärem Ansatz verbunden, der um Probleme der Semiotik, um Fragen der Repräsentation von Subjektivität, um das Unbewusste im sexuellen Begehren, um die gesellschaftliche Signifikation von Geschlecht und deren Beziehung zur sozialhistorischen Realität kreist.

In der Re-Lektüre der Freud'schen Texte zur Sexualität setzt sich de Lauretis vor allem mit jenen Thesen auseinander, die aus konventioneller Sicht anstößig sind. Dazu gehören seine Überlegungen zum perversen Begehren und der Rolle, die Fetische in ihm spielen. Trotz ihres energischen Einspruchs gegen Freuds Bild von der kastrierten Frau und gegen seine These vom weiblichen Penisneid bleiben für de Lauretis jedoch jene Einsichten von ihm richtungsweisend, die Licht auf Widersprüche im Subjekt und auf seine Triebkonflikte werfen (vgl. de Lauretis 1999: 41ff.; 201ff.).

2.1 Fließende Übergänge zwischen Perversion und der sogenannten normalen Sexualität

Sie nimmt vor allem Freuds Ansatz auf, Sexualität von ihren Rändern her zu begreifen. Angesichts einer beobachtbaren Vielzahl von Objektwahlen und sexuellen Aktivitäten, welche nicht den traditionellen Annahmen eines phallisch-genitalen Sexualtriebs und einer gegengeschlechtlichen Objektwahl entsprechen, ist für ihn die sogenannte normale Sexualität nicht der Regelfall, sondern eher die Ausnahme. Was als erfolgreiche ödipalisierte Sexualität gilt, ist im Grunde eine lädierte. Freud stellt zwischen Perversionen, für die der Fetischismus charakteristisch ist, sowie den Neurosen und der akzeptierten Sexualität zahlreiche Übergänge fest (vgl. Freud 1961³: 134f.). Es geht de Lauretis darum, Freuds Verständnis der Perversion neu zu bewerten, nämlich als konstitutiv für Sexualität überhaupt. Homosexualität erscheint in dieser Perspektive nicht als Pathologie, obwohl sie wie jeder andere Aspekt der Sexualität pathogene Züge haben kann, sondern lediglich als ein anderer

Pfad, den der Trieb im Zuge seiner Objektwahlen einschlägt. ‚Homosexuell‘ bedeutet lediglich ‚nicht-heterosexuell‘ (vgl. de Lauretis 1999: 10f.).

2.2 Das Ich, das ‚arme Ding‘

Zentral für de Lauretis' Subjektbegriff sind Freuds Einsichten in die Zerrissenheit des Ichs.

Das Ich ist nach Freud sowohl den Triebansprüchen des Es und des Über-Ichs ausgesetzt als auch den Forderungen der Außenwelt. Abwehrvorgänge sind also, je nach der Vehemenz des entweder von innen oder von außen kommenden Drucks, durch unterschiedene Grade der Verdrängung charakterisiert. Nicht nur das Es ist unbewusst, auch das Ich hat Schichten, von denen es nichts weiß. Die Innenwelt des Subjekts umfasst somit das Bewusste wie das Unbewusste des Ich, Über-Ich und Es. Das impliziert, dass Bewusstes und Unbewusstes keine psychischen Räume sind, die strikt gegeneinander abgedichtet sind. Weder ist das Es, in dem Triebe und seine Repräsentanten ihren Ort haben, das Insgesamt des Unbewussten, noch ist das Ich nur eine Instanz des Bewusstseins. Auch das Ich, welches durch Abwehrmechanismen die Wiederkehr des Verdrängten zu verhindern sucht, arbeitet vom Subjekt unbemerkt. Somit ist das Ich ein „armes Ding“ (de Lauretis 1999: 204). Sowenig das Ich in sich kohärent und widerspruchsfrei ist, sowenig ist es der Trieb. Er ist Erreger von Lust und Unlust, er ist gedoppelt in Affekt und Vorstellung, was zu Spaltungen führen kann. In ihm vermengen sich Narzissmus, Liebe und Aggressivität und so machen Mischung und Entmischung verschiedener Triebimpulse ihn unberechenbar. Unter dem Aspekt solcher Dynamiken hat die ‚normale‘ Sexualität nur eine relative Position zwischen Perversion und Neurose. In diesem Sinne erscheint also Sexualität nicht als feste Struktur, „die ein für alle Mal in der ödipalen oder pubertären Phase festgelegt wurde, sondern als ein verhältnismäßig offener Prozess sexueller Strukturierung, der vom Wandel und von der Zufälligkeit in der Innen- und Außenwelt des Subjekts überdeterminiert ist“ (de Lauretis 1999: 205).

2.3 Verdrängung und Verleugnung: zwei differente Abwehrmechanismen des Ich

Paradoxerweise wird für de Lauretis eine für ihre eigene Argumentation wichtige Entdeckung Freuds zum Dreh- und Angelpunkt ihrer Kritik an ihm. Freud stellt der Verdrängung die Verleugnung zur Seite. Damit hebt er die

Gleichzeitigkeit von Bejahung und Verneinung in Abwehrvorgängen hervor. Den Mechanismus der Verleugnung macht er am Phänomen des Fetischismus deutlich (vgl. Freud 1963³: 133ff.).

Im Unterschied zur Verdrängung, die aus inneren Gründen erfolgt, bezieht sich die gleichzeitig wirksam werdende Verleugnung auf die Abweisung einer peinlichen Botschaft aus der Außenwelt. Freud analysiert diese Abwehrspaltung beim Jungen, der mit Schrecken wahrnimmt, dass Mädchen und Frauen keinen Penis haben. Im Unbewussten ist das für ihn ein Realitätszeichen dafür, was ihm droht, wenn er sich dem väterlichen Gesetz, auf die Mutter als sexuelles Liebesobjekt zu verzichten, nicht unterwirft. Er verdrängt diese Verlustangst, indem er die Kastration auf Frauen projiziert. Damit verleugnet er die Gefährdung des eigenen Penis, den er fetischisiert (vgl. Freud 1955³: 60). De Lauretis macht die Gleichzeitigkeit von Verdrängung und Verleugnung auch für das Mädchen geltend. Von ihm wird die soziale Stigmatisierung der Frau als Mängelwesen so schmerzhaft wahrgenommen, dass dieser Botschaft, die aus der Außenwelt kommt, einerseits Bedeutung zugemessen wird, sie aber gleichzeitig auf Widerspruch stößt (vgl. de Lauretis 1999: 206f.).²

Nach Freud gehören die verleugnenden Einstellungen dem Ich, und die anderen, die verdrängten, dem Es an. In beiden Fällen gilt: „Was immer das Ich sich bei seinem Abwehrstreben vornimmt, ob es ein Stück der wirklichen Außenwelt verleugnet oder einen Triebanspruch der Innenwelt abweisen will, niemals ist der Erfolg ein vollkommener, restloser“ (Freud 1963³: 135). Denn in der Verleugnung bleibt das Unzumutbare virulent: Es wird zwar zur Kenntnis genommen, stößt aber auf Ablehnung. Der Abwehrvorgang geschieht gleichsam unter Protest. Aus diesen Vorgaben, die Freud macht, entwickelt de Lauretis die These, dass Verleugnung als ein Prozess begriffen werden kann, welcher das lesbische Begehren konstituiert. Dabei legt sie Freuds Theorem zugrunde, dass der Phantasie in diesem Prozess eine zentrale Bedeutung zukommt (vgl. de Lauretis 1999: 17).

2 De Lauretis hält sich hierbei an die allgemeingültige Aussage, die Freud macht, wenn er sagt, „dass das kindliche Ich unter der Herrschaft der Realwelt unliebsame Triebansprüche durch die sogenannte Verdrängung erledigt. Wir ergänzen (diese Aussage) jetzt durch die weitere Feststellung, dass das Ich in der gleichen Lebensperiode oft in die Lage kommt, sich einer peinlich empfundenen Zumutung der Außenwelt zu erwehren, was durch die Verleugnung der Wahrnehmungen geschieht, die von diesem Anspruch der Realität Kenntnis geben. Solche Verleugnungen kommen sehr häufig vor, nicht nur bei Fetischisten, und wo immer wir in die Lage kommen sie zu studieren, verweisen sie auf halbe Maßregeln, unvollkommene Versuche zur Ablösung von der Realität. Die Ablehnung wird jedes Mal durch die Anerkennung ergänzt, es stellen sich immer zwei gegensätzliche, voneinander unabhängige Einstellungen her, die den Tatbestand einer Ich-Spaltung ergeben. Der Erfolg hängt wiederum davon ab, welche der beiden die größere Intensität an sich reißen kann“ (Freud 1963³: 134).

2.4 Zur Umdeutung des Freud'schen Topos von der kastrierten Frau

Das Unterfangen, eine Psychoanalyse des weiblichen Begehrens ohne einfache Umkehrung des männlichen Modells und ohne eine unmittelbare Positivierung des Weiblichen zu entwerfen, ist nicht einfach. Idealisierte Vorstellungen von Mutter-Tochter-Beziehungen helfen nicht weiter. Die als omnipotent phantasierte Mutter ist die Kehrseite der kastrierten Frau. Beide Bilder lassen die Vorstellung von einem angst- oder ambivalenzfreien mütterlichen Vor-Bild, mit dem sich die Tochter ungebrochen identifizieren könnte, als illusionär erscheinen. Und auch wo ein weiblicher Körper imaginiert wird, der nicht vom Makel der Penislosigkeit gezeichnet ist, lässt sich nicht von den seelischen Beschädigungen absehen, welche der gesellschaftlich wirksame Topos von der Frau als Mängelwesen ihr zugefügt hat. De Lauretis gibt zu bedenken, was das epistemologisch bedeutet: ‚Weiblichkeit‘ muss erst als diskursives Produkt, das unter patriarchalen Machtverhältnissen zu gesellschaftlichem Zwang wurde, bewusst geworden sein, ehe über Frauen verhängte Zuschreibungen und ihnen zugefügte Zurichtungen durch Reflexion gebrochen werden können. Sie siedelt das „Paradox Frau“ darum an solchen rhetorischen Bruchstellen an, wo es „gleichzeitig in und außerhalb der Ideologie“ ist (de Lauretis 1990: 115).

Eine solche Bruchstelle ist in ihren Augen die Rede vom Penismangel der Frau. Er gehört bei Freud zu der Kette von Versagungen (Inzestverbot, Homosexualitätstabu), die beim Mädchen die erotische Besetzung des eigenen Körpers vereiteln: Die Mutter taugt nicht als Spiegel für die Ausbildung einer aktiven weiblichen Sexualität. Freuds Verdikt, dass diejenigen, denen das männliche Glied fehlt, sexuell zur Passivität verdammt sind, schließt die Mutter aus dem Feld des Begehrens aus. Ihr ermangelt es des physischen Eigentums, welches das Begehren signifiziert (vgl. de Lauretis 1999: 178). Das kulturelle Stigma von der Minderwertigkeit des weiblichen Körpers wird von der Mutter an die Tochter weitergegeben. Alles was daran gemahnt, das ‚Gemächt‘ nicht zu haben, das einen begehrenswerten und leidenschaftlich begehrenden Körper ausmacht, muss mit Unlust verbunden sein. Was bleibt also anderes übrig, als die Unvollkommenheit zu akzeptieren, mit ihr leben zu lernen und sich männlichen Normen anzupassen?

Für de Lauretis eröffnet sich durch eine Umdeutung eine Alternative. Hinter dem Wunsch, einen Penis haben zu wollen, lässt sich ein anderes Begehren entdecken. Anna Freud nannte es: *Etwas*-Haben-Wollen (vgl. de Lauretis 1999: 201). Was dieses ‚Etwas‘ sein könnte, tritt in der Re-Lektüre psychoanalytischer Theorien zur weiblichen Homosexualität zutage.

In einem Perspektivwechsel nimmt de Lauretis die Möglichkeit einer Sexualität der Partialtriebe in den Blick, „die anders als die infantile poly-

morphe Perversion die phallischen und genitalen Triebe einschließt, die aber auch anders als die ‚normale‘ Sexualität nicht an ein notwendig phallisches, heterosexuelles Genitalprimat gebunden ist“ (de Lauretis 1999: 13). Wenn hinter jedem Fetisch der Anblick der Mutter (Frau) steht, welche die Abwesenheit des Penis signalisiert, so stellt sich de Lauretis die folgende Frage: Bewirkt dieser Anblick beim weiblichen Subjekt die gleiche Traumatisierung wie beim männlichen? Ist mit den Begriffen ‚Penislosigkeit‘ und ‚Penisneid‘ angemessen umschrieben, was ‚Kastration‘ für die Strukturierung des weiblichen Subjekts impliziert?

Auseinandersetzungen mit Romanen aus der lesbischen Szene und Freuds Konzeption der Perversion provozieren bei ihr ein erneutes Nachdenken über die Bedeutung der Kastration in Bezug auf den weiblichen Körper sowie über die Rolle des väterlichen Phallus bei der Signifikation des Begehrens. De Lauretis schreibt:

Ich ziehe den Schluss, dass der Kastrationskomplex im Symbolischen etwas mit Penis-mangel umschreibt, was vielmehr ein primärnarzisstischer Verlust ist: ein Seinsverfehlen, das die imaginäre Matrix des Körper-Ichs bedroht. Von der Verleugnung dieses Mangels hängt ab, was ich das perverse Begehren nenne und was einhergeht mit der Bildung eines fetischähnlichen Objekts oder Zeichens, welches das Begehren des Subjekts sowohl herausfordert als auch signifiziert und den ersehnten weiblichen Körper sowohl verschiebt als auch resignifiziert (de Lauretis 1999: 16).

2.5 Von der leidenschaftlichen Suche nach etwas, was Spuren hinterlassen hat und doch nie zur Selbstvergewisserung taugte, was verloren ging und doch wiedergefunden werden will

Die Kastration bedroht das Mädchen mit einem doppelten Verlust: Der mütterliche Körper geht als Bezugspunkt seines Begehrens verloren, weil im Verhalten der Mutter das kulturelle Inzestverbot als Abwehrhaltung wirksam wird. Verstärkt wird eine solche Defensive durch das Homosexualitätstabu. Nicht nur die Tochter darf die Mutter nicht leidenschaftlich lieben, auch die Mutter unterliegt dem Gebot, heterosexuell zu sein und den Phallus des Vaters dem Körper der Tochter vorzuziehen. Die libidinöse Besetzung des mütterlichen Körpers durch die Tochter stößt auf soziale Schranken, die zu psychischen Hemmnissen werden. Die von der Mutter ersehnte narzisstische Bestätigung des töchterlichen Körperbildes, „das beim Subjekt die imaginäre Matrix oder den ersten Umriss des Ichs stiftet“, bleibt aus (de Lauretis 1999: 206). Die kulturell vermittelte Vorstellung von der „kastrierten Frau“ entwertet den Körper

der Mutter noch einmal. Ihrem Geschlecht ähnlich zu sein, beschädigt auch das Körperbild der Tochter.

Nach de Lauretis bedeutet darum Kastration für das Mädchen nicht Penis-mangel, sondern Bedrohung einer Selbstfindung. „Der Kastrationskomplex“, so schreibt sie, „der das väterliche Verbot des Zugangs zum weiblichen Körper (zum weiblichen Körper der Mutter: als Inzest; zum eigenen: als Masturbation und zu den anderen Frauen als Perversion) ebenso etabliert wie die ‚Minderwertigkeit‘ der Frau, schreibt diesen Mangel in die symbolische Ordnung der Kultur ein und zwar mit Begriffen der sexuellen Differenz als biologischen, ‚natürlichen‘ und nicht behebbaren Mangel“ (ebd.). In diesem Kontext gewinnt der Abwehrmechanismus der Verleugnung seine spezifische Bedeutung für die Strukturierung des lesbischen Begehrens.

Mit der Verleugnung der Kastration, mit der auf die Wahrnehmung der Penislosigkeit reagiert wird, hat das Symbol des Phallischen im lesbischen Begehren eine andere Bedeutung als Freud ihm beimisst. Hier fungiert es nicht als imaginierter Ersatz für das fehlende Glied (am mütterlichen wie am eigenen Körper), wofür der Begriff „Penisneid“ steht, oder für den Anspruch auf den väterlichen Phallus, was als Männlichkeitskomplex apostrophiert wird. Der Phallus wird vielmehr zu einem Fetischobjekt mit der grundsätzlichen Besonderheit, „dass die entscheidende Bedeutung der Kastration als narzisstische Wunde in der lesbischen Subjektivität nicht der Mangel des Penis, sondern Verlust des weiblichen Körpers ist“ (de Lauretis 1999: 219f.). Der Fetisch – und das kann der Phallus in allen möglichen Varianten der Maskerade sein – ist ‚das Denkmal‘ dieser Bedrohung. Er steht für den verneinten und ersehnten weiblichen Körper, für das innerpsychische Phantasma eines durch Kastration verlorenen Körpers. Und von diesem verlorenen Körper muss es Spuren geben, die als Körper-Erinnerungen in Phantasien virulent bleiben: Berührungen mit der Mutter, Sehnsucht nach einer makellosen Ähnlichkeit mit ihr, die die Möglichkeit des Andersseins einschließt, der Austausch von Blicken, die im Imaginären überdauert haben.

Durch den Mechanismus der Verleugnung wird es möglich, den Wunsch nach dem fehlenden weiblichen Körper auf eine Reihe von Fetischobjekten oder Fetischzeichen zu verschieben, die zugleich den Wunsch und die Abwesenheit (den Verlust) signifizieren und sowohl den abwesenden (verlorenen, verneinten) als den erwünschten weiblichen Körper repräsentieren (vgl. de Lauretis 1999: 209). Wenn die Fetischzeichen maskulin codiert sind, so springen sie nicht für den fehlenden Penis ein. Sie haben subversive Bedeutung, weil sie am stärksten dafür präcodiert sind, „dem Subjekt selbst und anderen die kulturelle Bedeutung eines auf Frauen gemünzten sexuellen (genitalen) Handelns und Verlangens zu signalisieren. Solche Zeichen können den weiblichen Körper am wirksamsten verneinen und gleichzeitig den weiblichen Körper (das Begehren danach) durch die Signifikation seines Verbotes neu signifizieren“ (ebd.).

Aus den Überlegungen von de Lauretis lässt sich das folgende Fazit ziehen: Obwohl die Bedeutung des Kastrationskomplexes für die weibliche Subjektivität nicht zu unterschätzen ist, eröffnet die zweiseitige Abwehr von Verdrängung und Verleugnung doch die Möglichkeit, das Verhängnis eines Defizits zwar wahrzunehmen, es aber nicht zu bejahen. Die eigene Wahrnehmung: „Ich habe keinen Penis“ wird zwar widerwillig akzeptiert, aber gleichzeitig durch eine innere Empfindung, welche einen anderen Verlust anzeigt, in Frage gestellt. „Aber habe ich darum keinen weiblichen Körper?“ (vgl. de Lauretis 1999: 206). Durch die Verneinung der Ödipalisierung kann das Körperbild des Mädchens zu einem beweglichen Vexierbild werden, in dem beide Möglichkeiten (mit und ohne Penis) gleichzeitig aufscheinen. So wird die Verleugnung der Kastration für de Lauretis zu einer Kraft, „die den Trieb vom ursprünglichen Objekt (der Mutter) weglenkt auf Objekte/Zeichen hin, die einen zweiten, folgenreichen narzisstischen Verlust (das eigene libidinös verlorene Körper-Bild des Subjekts) sowohl anerkennen als auch verneinen, und somit das Seinsverfehlen in Schach halten, welches das Ich bedroht“ (de Lauretis 1999: 210). Eine solche Kraft vermag Phantasien freizusetzen, welche die festgefahrenen Bestimmungen der kastrierten Frau, in dem der Signifikant der Kastration als Phallus normiert ist, in Fluss bringen. Durch Subversion bleibt er nicht, was er zu sein vorgibt: das eine und einzige, was begehrenswert ist. Bei der Objektsuche kann es jedoch kein einfaches Wiederfinden geben. Das Objekt, das Begehren weckt, muss etwas heraufbeschwören, was es so noch nicht gab, das vielmehr zum ersten Mal (wieder) gefunden wird; es muss neue Potentialitäten in der libidinösen Besetzung des eigenen und eines anderen Körpers auslösen.

Deckt de Lauretis in ihrer Umdeutung der Freud'schen Vorstellung vom weiblichen Kastrationskomplex etwas auf, was nicht nur die ‚andere Szene‘, sondern die Sexualität aller Frauen berührt? Könnte die Hypothese von den Abwehrmechanismen, die sich in Verdrängung und Verleugnung aufspalten, auch auf männliche Formen gleich- und gegengeschlechtlichen Begehrens ein neues Licht werfen? Das sind offene Fragen, die zu neuen psychoanalytischen Forschungsprojekten herausfordern.

3. Rückblick – Ausblick

Blicken wir zurück, so verfügt die Psychoanalyse – bei aller berechtigten Kritik an ihr – über ein Aufklärungspotential, das für Bildungsprozesse fruchtbar gemacht werden kann. Die Entdeckung der spezifischen Zeitlichkeit im Unbewussten und ihrer widersprüchlichen Beziehung zum Bewusstsein legt frei, wie und durch welche Konflikte hindurch sich die Subjektwerdung vollzieht und welche Rolle das libidinöse Begehren dabei spielt. Die Frage nach

dem sozialkulturellen Umgang mit Zeit gehört darum zu den zentralen psychoanalytischen Themen, die für Erziehungs- und andere Sozialwissenschaften von elementarer Bedeutung sind. Es gilt nicht nur, über die Krisen psychosexueller Entwicklung aufzuklären und über pädagogische Hilfestellungen nachzudenken. Die Psychoanalyse macht darüber hinaus deutlich, dass sich libidinöse Triebkräfte gegen aktuelle Zumutungen der Akzeleration und gegen die Durchsetzung einer rigiden, eindimensionalen Rationalität zu sperren vermögen. Das heißt, dass Bildung, die diese Einsicht berücksichtigt, auch dazu beitragen kann, Möglichkeitsräume für die Vielfalt von Leidenschaften offen zu halten und sie zu schützen. Toleranz gegenüber sexueller Vielfalt signalisiert, welche Freiheitsgrade in der Entfaltung von Formen des Begehrens in unserer Gesellschaft zugelassen werden.

In der Psychoanalyse wird reflektiert, wie vielfältig Ausgestaltungen von Zeit sein müssen, um individuelle und kollektive Emanzipation zu unterstützen. In Individuations-, Sozialisations- und Enkulturationsprozessen gilt es, unterschiedliche Zeitbedürfnisse zu berücksichtigen: Menschen brauchen Inkubationszeiten, in denen sich Neues anbahnen kann. Sie haben ein Verlangen nach Zeiträumen, wo sie Luftschlösser bauen können, in denen sich wunschgemäße Verhältnisse einrichten lassen, welche die äußere Realität nicht zulässt. Zeitdauer sorgt dafür, dass sich Instabiles konsolidieren kann, aber es muss auch Momente geben, in denen über Veränderungen nachgedacht und entschieden werden kann. Trauerarbeit über sexuelle Versagungen und verloren gegangene Liebesobjekte bedarf ebenso ihrer Zeit wie das Erinnern des Verdrängten und das Durcharbeiten des aus dem Unbewussten wiederkehrenden Materials.

Eine Kultur, die diesen Namen verdient, muss sich daran messen lassen, ob sie den vielfältigen Zeitbedürfnissen Rechnung trägt, die notwendig sind, um humane soziale Beziehungen aufzubauen und zu erhalten. Mit der Liebe umzugehen, will ebenso gelernt sein, wie mit der Angst vor Fremdheit, vor dem Anderssein fertig zu werden.

Wir begegnen unseren Mitmenschen oft mit Feindseligkeit, nur weil sie nicht so sind wie wir selbst. Nicht zur Reflexion kommt, dass wir uns ohne die Erfahrung, wie andere auf uns reagieren, nicht erkennen können. In der Abwehr von Alterität wird man sich zudem selbst fremd: das Nicht-Identische im eigenen Ich bleibt eine unbekannte Größe. So gibt es z.B. in der unbewussten männlichen Wunschvorstellung, es gäbe nur ein Geschlecht, nämlich das eigene, durch die Negierung des anderen keinen Gegenpart mehr, an dem sich Selbstbilder konturieren und korrigieren ließen. Selbstsetzung erlaubt nur Selbstbespiegelung. Das Ungenügen daran kann in sexuellen Übergriffen manifest werden, in denen der Mann seine Macht dokumentiert, indem er eine Frau demütigt.

Und dennoch könnte Sexualität als Sphäre der Intimität und Nähe ein Terrain sein, in dem sich – um des Erhalts einer Liebesbeziehung willen – einüben lässt, das Anderssein des Partners, der Partnerin nicht zu verdrängen oder

zu verleugnen, sondern zu beherzigen. Zu diesem Lernprozess jedoch gehört die Einsicht, dass Sexualität nicht halten kann, was sie verspricht. Das gilt insbesondere für den unbewussten Wunsch, in der orgiastischen Verschmelzung, wo zwei Menschen ein Leib und eine Seele zu werden wännen, Alterität für mehr als wenige Augenblicke aufzuheben. Eine unerklärliche Melancholie setzt ein, wenn wir aus ‚dem kleinen Tod‘ erwachen. Die geliebte Person verkörpert erneut das unerreichbare Andere, und der liebende Part wird sich selbst wieder unvertraut, irgendwie nur halb.

Eros und Liebe treiben das Verlangen an, einmal jemanden zu finden, bei dem man bleiben will und der bei einem bleibt. Für die wechselseitige Annäherung in Liebesbeziehungen – seien sie homo-, trans- oder heterosexuell – bedarf es jedoch einer Dauer, in der Vertrautheit wachsen kann. Nur sie vermag die Undurchdringbarkeit des jeweiligen Gegenparts erträglicher zu machen. Das harmonisierende Bild von der Ehe ist ein Symbol für das Begehren danach, dass das, was einmal bejaht werden konnte, beständig sei. Musil ist das an einer Grabstätte auf einem Friedhof in Rom aufgegangen. Das Erinnerungsbild eines Paares ist aus Stein und wie aus Konventionen gemeißelt. Und doch hat es eine Aura. Sie ist mit der Hoffnung aufgeladen, dass die Vertrautheit des Blickes von Angesicht zu Angesicht, der sich im Laufe des Zusammenlebens hergestellt hat, über die Banalität der Alltäglichkeit hinwegträgt. In seinen Tagebüchern schreibt Musil:

Am Pincio, hinten, liegen zwei Sarkophagdeckel aus Stein. Lang ausgestreckt ruht darauf das Ehepaar, dem sie galten. Man sieht viele solcher Sargdeckel in Rom, aber in keinem Museum und in keiner Kirche machen sie diesen Eindruck wie hier unter den Bäumen, wo sie wie auf einer Landpartie ruhen und eben aus einem kleinen Schlaf zu erwachen scheinen, der 2000 Jahre gewährt hat. Sie sind auf die Ellbogen gestützt und sehen einander an. (Es fehlt nur der Korb mit Käse, Trauben und Wein). Die Frau trägt eine Frisur mit kleinen Locken – gleich wird sie sie richten – nach der letzten Mode vor dem Einschlafen. Und sie sehen (lächeln) einander an, lang, lang, ohne Ende. Dieser treue, brave, verliebte Blick, der Jahrtausende überstanden hat, rührt unendlich. Er ist im alten Rom ausgesendet worden und trifft im Jahre 1913 in das Auge. Ich wundere mich gar nicht darüber, dass er vor mir weiterdauert. Er wird nicht steinern dadurch, sondern menschlich (Musil 1957: 662).

Will hier Musil der Ehe als heterosexueller Lebensform ein Denkmal setzen, oder macht etwas ganz anderes das Menschliche an diesem Blick aus? Es ist wohl das Bild von zwei Liebenden, die sich vorbehaltlos von Angesicht zu Angesicht in die Augen, das Abgründigste und Verletzlichste im menschlichen Antlitz, zu schauen vermögen. Diese Frau und dieser Mann scheinen sich so vertraut zu sein, dass sie Alterität nicht fürchten. Sie kann zugelassen werden. Die Dauer ihrer Beziehung, in der sie Zeit hatten, sich kennen zu lernen, hat Differenzen abgeschliffen, die durch Dichotomisierung und Hierarchisierung schmerzhaft sind. Mir scheint: Für Musil liegt in dem Lächeln, mit dem das Paar seine wechselseitige Verbundenheit ausdrückt, das Versprechen, dass sich einmal ein gesellschaftlicher Zustand herstellen lässt, „in dem man ohne Angst verschieden sein kann“ (Adorno 2003: 116).

Literatur

- Adorno, Theodor W. (2003): *Melange*. In: *Minima Moralia*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 115-116.
- Butler, Judith (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Gender Studies. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Kristeva, Julia (1990): *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Irigaray, Luce (1980): *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Lauretis de, Teresa (1990): *Eccentric Subjects. Feminist Theory and Historical Consciousness*. In: *Feminist Studies* 16, 1, S. 113-150.
- Lauretis de, Teresa (1999): *Die andere Szene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (1940): *Jenseits des Lustprinzips*. In: *GW XIII*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 3-49.
- Freud, Sigmund (1941): *Der Dichter und das Phantasieren*. In: *GW VII (Werke aus den Jahren 1906-1909)*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 214-223.
- Freud, Sigmund (1941a): *Die „Kulturelle“ Sexualmoral und die moderne Nervosität*. In: *GW VII (Werke aus den Jahren 1906-1909)*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 144-167.
- Freud, Sigmund (1946): *Trieb und Triebchicksale*. In: *GW X (Werke aus den Jahren 1915-1917)*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 210-232.
- Freud, Sigmund (1950): *Aus den Anfängen der Psychoanalyse 1887-1902. Briefe an Wilhelm Fließ*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.
- Freud, Sigmund (1950a): *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*. In: *GW XVI (Werke aus den Jahren 1932-1939)*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 103-246.
- Freud, Sigmund (1955³): *Die Ichspaltung im Abwehrvorgang*. In: *GW XVII (Schriften aus dem Nachlass 1892-1939)*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 59-62.
- Freud, Sigmund (1961³): *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. In: *GW V (Werke aus den Jahren 1904-1905)*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 29-145.
- Freud, Sigmund (1966³): *Abriss der Psychoanalyse*. In: *GW XVII (Schriften aus dem Nachlass 1882-1939)*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 68-138.
- Freud, Sigmund (1987): *Entwurf einer Psychoanalyse*. In: *Gesammelte Werke. Nachtragsband (Texte aus den Jahren 1895 bis 1936)*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 375-488.
- Musil, Robert (1957): *Prosa, Dramen, Späte Briefe*. Hamburg: Rowohlt Verlag.

Antke Engel

Queere Politik der Paradoxie: Widerstand unter Bedingungen neoliberaler Vereinnahmung

Neoliberale Diskurse richten soziale Gerechtigkeit am ökonomisierten Leistungsprinzip aus und forcieren die Ausbildung sozialer Existenzweisen als flexibler, an Markt- und Selbstvermarktungslogiken orientierter Subjektivität. Sie bedienen sich diesbezüglich eines ideologischen Freiheitsversprechens, das explizit auch geschlechtliche, sexuelle, rassisierte und anders befähigte ‚Diversität‘ zu integrieren vorgibt, so diese sich zu Autonomie, Selbstverantwortung und Leistungswillen bekennt. Die Vorstellungen von Individualisierung und Freiheit bleiben jedoch gebunden an einen an privaten Eigentumsrechten ausgerichteten Kapitalismus, der die systematische Konzentration gesellschaftlichen und globalen Reichtums in einigen wenigen Händen schützt. Soziale Hierarchien werden als adäquater Ausdruck persönlicher Leistung rationalisiert und Diskriminierungen entsprechend als selbstverschuldet legitimiert. Queer-feministische Ansätze, die individuelle Freiheit und Selbstbestimmung stärken wollen, sind also mit der Herausforderung konfrontiert, diese Ziele systematisch mit Ansprüchen einer Enthierarchisierung sozialer Verhältnisse zu verknüpfen. Dies erfordert nicht allein eine entsprechende Umverteilung von Ressourcen, sondern der politischen Gestaltungsmacht hinsichtlich wirtschaftlicher Fragen (vgl. Engel 2002: 204ff. und 2009: 231).

Auf dem Hintergrund meiner kritischen Auseinandersetzung mit Überlappungen zwischen neoliberalen und queeren Diskursen komme ich zu dem Schluss, dass es im Hinblick auf umfassende, komplex-verzahnte Herrschaftskritik nicht ausreicht, ausschließlich auf die Anfechtung von Normalitätsregimen und deren Ambiguisierung zu setzen. Vielmehr kann es situativ notwendig sein, Antagonismen zu produzieren. Da antagonistische (ebenso wie agonistische oder polarisierende)¹ Strategien jedoch mit simplifizierenden Gegensatzkonstruktionen einhergehen, die Komplexität und Widersprüchlichkeit gesellschaftlicher Verhältnisse künstlich vereinfachen, kommen sie nicht ohne parallel eingesetzte *Strategie der VerUneindeutigung* (vgl. Engel 2002) aus. Ich schlage deshalb eine *queere Politik der Paradoxie* (vgl. Engel 2010; 2013) vor, die den früheren Vorschlag einer Strategie der VerUneindeutigung in ein erweitertes Verständnis des Politischen einbettet, das die Alternative entweder Antagonismus oder Ambiguität überwindet.

1 Chantal Mouffe (2013) erklärt, dass in der von ihr favorisierten agonistischen Politik der Antagonismus nicht abgeschafft, sondern sublimiert sei (8), sie aber in jedem Falle davon ausgehe, dass Politik auf einer gegnerischen Wir/Ihr-Opposition beruhe (9).

Während antagonistische Politiken auf Polarisierung setzen und damit immer wieder Identitätskonstruktionen leisten, versetzt die VerUneindeutigung jegliche, und sei sie noch so provisorische, Stillstellung erneut in Bewegung und beansprucht zudem, politische Praxen jenseits von Identifizierungen zu entwerfen. Ich verknüpfe beide Strategien in der *queeren Politik der Paradoxie*, die sich dadurch auszeichnet, dass – ganz im Sinne und doch als Subversion des neoliberalen Wertesystems – flexibel und situationsbezogen zwischen dem Hervortreiben von Widersprüchen und dem Produzieren von Ambiguität hin- und hergewechselt werden kann. Die Paradoxie bezeichne ich als Mittlerfigur, die in beide Richtungen politisierbar ist; Paradoxien sind demnach als ein Spannungszustand zu befürworten, von dem aus beide Bewegungsdynamiken möglich werden. Im Rahmen dieses Textes möchte ich mich damit befassen, was dies im Hinblick auf ein queeres Verständnis von Widerstand bzw. ein Verständnis queeren Widerstands bedeutet.

Hierbei nehme ich Michel Foucaults (1983) Auffassung zum Ausgangspunkt, dergemäß Widerstand sich immer in Bezug auf konkrete sozio-historische Verhältnisse entwickelt. In Betracht zu ziehen sind demnach die je besonderen *Macht/Wissen-Komplexe*, die sich in Diskursen und Praxen, in Regierungsformen, Selbstverhältnissen und damit verknüpften Technologien ausprägen und dem jeweiligen Macht-Wissen den Status einer historischen *Wahrheit* verleihen. Widerstand formiert sich gegen diese Wahrheitskonstruktionen und ihre gesellschaftliche Form der *Dispositive* oder *Regime*, kann aber genauso wenig als Charakteristikum eines politischen Subjekts reklamiert werden, wie Macht besessen werden kann. Vielmehr sind laut Foucault Macht und Widerstand als dynamische Beziehungsgefüge zu verstehen, die sich zeitweise zu Herrschaft verfestigen oder in politischen Kämpfen in Bewegung versetzt werden können. Da Queer Theory mittlerweile ein verfügbarer Diskurs und Teil der Macht/Wissen-Komplexe ist, provoziert sie ihrerseits Widerstände und wirkt zugleich als Macht wie auch als Widerstandsform. Die Rolle queerer Strategien und ihre widerständigen Potentiale im Kontext neoliberaler Entwicklungen in spätmodernen, westlichen Gesellschaften zu reflektieren, ist ein zentrales Anliegen des vorliegenden Beitrags.

1. Widerstand braucht *agency*

Auch verstanden als Element dynamischer gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse braucht Widerstand *Handlungsmächtigkeit*. Doch handelt es sich hierbei nicht um die inhärente *Handlungsfähigkeit* eines vorgeblich autonomen Subjekts. Vielmehr meint Handlungsmächtigkeit die Wirksamkeit oder verändernden Effekte, die sich aus vieldimensionalen, zumeist hierarchisierten, niemals

machtfreien und in der Regel herrschaftsbedingten sowie gewaltförmigen Beziehungsgefügen *heraus* und in diese *hinein* entfalten. Herrschaftskritisch stellt sich die Frage, inwieweit diese Effekte das Beziehungsgefüge nicht einfach verändern, sondern zum *Abbau* von Hierarchien und Normalitätsregimen beitragen. Hierbei ist es wichtig, die beiden unterschiedlichen Perspektiven der Veränderung von Machtrelationen, nämlich *Enthierarchisierung* und *Denormalisierung*, nicht voneinander zu entkoppeln (vgl. Engel 2002: 204ff.); zumindest dann nicht, wenn Herrschaft in ihrer interdependenten Komplexität angefochten werden soll (vgl. Walgenbach et al. 2007). Es gilt also einen konzeptionellen Rahmen zu schaffen, der queere Politik als Eingriff in das teilweise widerstreitende, teilweise einander verstärkende Zusammenspiel von Heteronormativität und Körpernormativität, Rassismus, Sexismus und Klassismus, kapitalistischer Ausbeutung, okzidentalistischer Dominanz, antisemitischer Gewalt und Anthropozentrismus begreift.²

Anstatt von Handlungsfähigkeit oder Handlungsmächtigkeit ist in deutschsprachiger Theorie mittlerweile auch von *agency* die Rede. Das englische *agency* verweist stärker auf die Relationen und Beziehungsgefüge, in denen sich Handlungsmöglichkeiten entfalten, während die deutschen Begriffe Handeln als Kapazität eines Individuums fassen. Weitere Dimensionen bringt Anne McClintock ins Spiel, die *agency*, als „actions and desires [...] mediated through institutions of power“ (McClintock 1995: 15) definiert. Dieser Gedanke einer durch Machtinstitutionen vermittelten Handlungsmächtigkeit, in der *Aktion* und *Begehren* unmittelbar miteinander verbunden sind, scheint mir geeignet, um queer-theoretisch darüber nachzudenken, ob es womöglich keinen Widerstand ohne Begehren gibt. Verweist die Vermittlung durch Machtinstitutionen darauf, dass der heteronormativen Formierung des Begehrens nicht zu entkommen ist? Oder liegt ein entscheidender Moment queerer Politik darin, neue Formen oder Weisen des Begehrens zu erlernen?

Aus Sicht der Queer Theory vollzieht sich Begehren nicht ausschließlich im Kontext von Subjektivität und intimen Beziehungen, sondern wird als konstitutive Kraft des Sozialen und des Gesellschaftlichen verstanden (vgl. Probyn 1996). So wird beispielsweise nicht nur gefragt, wie Begehren heteronormativ reguliert wird, sondern auch, wie ein um den Phallus zentriertes, auf Exotisierung gründendes oder auf die Befriedigung durchs Objekt ausgerichtetes Begehren zur Festschreibung sozialer Hierarchien und Machtverhältnisse beiträgt (vgl. Grosz 1994; Savigliano 1995; de Lauretis 1996; Butler 2009; Holland 2012). Längst vertraut ist der Gedanke, dass ein Begehren, das auf Aneignung des Objekts zielt, um aus dessen Besitz den eigenen

2 Von *Queer of Color*-Theoretiker_innen wird vielfach kritisiert, dass Queer Theory Geschlecht und Sexualität als Masterkategorien setzt oder einen simplen Gegensatz von Hetero- und Homosexualität analytisch privilegiert. Dem entgegen finden sich Ansätze, die ein interdependentes Verständnis von Queer vertreten (vgl. Muñoz 1999; El-Tayeb 2011), aber auch solche, die eine konfliktreiche Konfrontation (weißer) queerer und anti-rassistischer Ansätze befürworten (vgl. Cohen 2005; Holland 2012) oder beides vereinen (vgl. Haritaworn et al. 2012).

Subjektstatus abzuleiten, ein treibender Motor kapitalistischer Konsum-Ökonomie ist (vgl. Hennessy 2000; Gibson-Graham 2005).

Aus queerer Perspektive steht Begehren jedoch auch für ein überschreitendes Potential, das unerwartete Verbindungen im Sozialen stiftet, das sich in Institutionen und hegemoniale Prozesse einschleicht, das Subjekte aus sich selber heraus trägt und unbestimmte Zukünftigkeiten eröffnet (vgl. Probyn 1996; Shildrick 2009; Butler 2009). Um derartig subversive und destabilisierende Potentiale zu aktivieren, gilt es Rekonzeptualisierungen und queerende Praxen zu forcieren, die das Begehren aus der Subjekt-besitzt-Objekt-Logik herauslösen und Naturalisierungen entgegentreten. Ich schlage vor, diesbezüglich die Bedeutung von Fantasie und Bildern für das Begehren hervorzuheben (vgl. de Lauretis 1996; Engel 2011). Demnach entwerfen queere kulturelle Politiken Formen der Widerständigkeit, indem sie mit der Beweglichkeit und an konkreten Bewegungen von Bildern, Fantasien und Begehren innerhalb sozio-kultureller Machtverhältnisse arbeiten (vgl. Schaffer 2008; Engel 2009; Lorenz 2012; Hoenes/Paul 2014). Hintergrund ist ein Verständnis, dass Repräsentation nicht als Abbildung oder Stellvertretung, sondern als machtvollen Prozess der Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitskonstruktion ansieht (vgl. Lummerding 2005). Dementsprechend kommt der VerUneindeutigung als einer politischen Strategie, die sich ästhetischer Mittel bedient, *agency* zu und es gilt, ihr widerständiges Potential auszuloten.

2. Die Strategie der VerUneindeutigung

Als VerUneindeutigung bezeichne ich Strategien queerer Politik, die identitäre Schließungen und kategoriale Grenzziehungen vermeiden. Identitätskritisch verzichten sie darauf, der rigide zweigeschlechtlichen, normativ heterosexuellen Ordnung durch Vervielfältigung oder Auflösung der Geschlechter zu begegnen. Stattdessen lassen diese queerenden Ansätze Vieldeutigkeit oder Ambiguität hervortreten, wo zuvor eindeutige Vorstellungsbilder oder strikte Normen regiert haben. Zunächst liegt der Fokus der Aufmerksamkeit hierbei auf Formen des Widerstands, die sich gegen normierende Zurichtungen und normative Ausschlüsse richten. Hierbei gilt es jedoch zu bedenken, dass die Regulierung von Geschlecht und Sexualität in sich pluralistisch gebenden Gesellschaften zunehmend stärker durch Normalisierung und Integration erfolgt: Die Macht der Toleranz verspricht soziale Teilhabe, aber sie unterscheidet zwischen denen, die tolerieren und denen, die der Toleranz bedürfen. Geschicktes Selbstmanagement, das die eigene Differenz als kulturelles Kapital zum Einsatz bringt, verschafft Anerkennung, die jedoch daran geknüpft ist, sich als gesellschaftlich nützlich zu beweisen.

Angesichts dieser Zwiespältigkeit ist es queer-politisch wichtig damit umzugehen, dass normierende und normalisierende Macht als solche problematisch ist, aber zugleich mit spezifischen Formen der Hierarchisierung einhergeht, welche durch ungleiche Verteilung von Ressourcen, Status und sozialer Handlungsmächtigkeit gekennzeichnet sind. Es fragt sich also, inwiefern es mittels queerer Strategien der VerUneindeutigung gelingt, auch Hierarchiebildungsprozesse zu unterbrechen. Inwiefern lassen sich hierbei Hierarchien erfassen, die nicht auf vordefinierten sozialen Gruppen gründen, sondern sich entlang individualisierter Kriterien wie Bildung, Gesundheit oder Ruhm formieren? Inwiefern gelingt es, die VerUneindeutigung auf das Zusammenspiel sexueller Normen und Normalitätsvorstellungen mit Normen von Gesundheit und Schönheit, nationaler Zugehörigkeit oder privaten Besitzes zu richten?

Die Strategie der VerUneindeutigung unterläuft Identitätskonstruktionen, indem Differenz als fortwährende Bewegung, Relationalität und Unbestimmbarkeit artikuliert wird. Dennoch erfolgt immer auch ein impliziter Verweis auf die Vereindeutigungen, Normalisierungen und Ausschlüsse, die überhaupt erst den Wunsch nach VerUneindeutigung aufkommen lassen. VerUneindeutigung zeigt die Veränderbarkeit konkreter, geo-historisch spezifischer Geschlechterregime auf, ohne dass dies in Setzungen münden würde, wie eine *queere* oder *normale* Sexualität oder Geschlechtlichkeit auszusehen hätte. Es ist also nicht so, dass Ambiguität des Begehrens oder Pluralität der Geschlechter als Gegebenheiten behauptet oder zum neuen Ideal erhoben würden. Vielmehr ist VerUneindeutigung eine politische Strategie. Sie beruht darauf, diese Normalitätsregime zu mobilisieren, indem sie auf eine Politik der Ambiguität, oder besser, der Ambiguisierung setzt. Dies kann beispielsweise dadurch erfolgen, dass diverse, einander widersprechende Geschlechterbilder gleichzeitig aktiviert werden; durch aktives Fehlaneignen eines Identitätsdiskurses, dessen Instabilität oder Unstimmigkeit (Inkohärenz) damit hervortritt; oder dadurch, dass Bilder von Geschlecht in so rapider Geschwindigkeit aneinandergereiht werden, dass sich keine einheitliche Deutung mehr herausbilden kann.

Hierarchiebildungsprozesse werden hierbei implizit angefochten, und zwar insofern, als dass Hierarchien definierter Unterscheidungen bedürfen, um die entsprechenden Anordnungen vornehmen zu können. Was hierbei nur begrenzt in den Blick kommt und wo queere Widerstandsstrategien der VerUneindeutigung ins Leere laufen, sind diejenigen Kontexte, in denen Ambiguität und Flexibilität hegemonial werden. Dass sich Herrschaft nicht überwiegend durch Ausschluss und Repression, sondern durch flexible Normalisierung und Integration vollzieht, ist jedoch ein Kennzeichen spätmoderner, neoliberaler Gesellschaften.

3. Die intime Nähe queerer und neoliberaler Politiken

Wenn ich in „Bilder von Sexualität und Ökonomie“ (vgl. Engel 2009) die Aufmerksamkeit explizit auf die Überlappungen zwischen queeren und neoliberalen Diskursen richte, so interessiert mich, was es heißt, queeren Widerstand nicht entlang klarer Antagonismen, nicht aus der Opposition heraus, sondern entlang intimer diskursiver Verwicklungen zu entwerfen. Dieses Verhältnis sehe ich bewusst nicht als einseitige Aneignung queerer Perspektiven durch den Neoliberalismus. Statt Queer in einer Opferposition zu konstruieren, gehe ich hegemonietheoretisch inspiriert davon aus, dass spätmoderne, westliche Herrschaft auf Zustimmung und aktiver Beteiligung untergeordneter oder benachteiligter Bevölkerungsgruppen beruht. Im Sinne der *Gouvernementalität* (vgl. Foucault 2000) werden Menschen nicht primär durch autoritäre Vorgaben, sondern durch Freiheitsdiskurse in die Herrschaftsordnung eingebunden. Sie werden dadurch neoliberal regierbar, dass sie Selbstbestimmung und passförmige Selbsttechnologien sowie ein souveränes Management ihrer prekarierten Lebensverhältnisse erlernen (vgl. Ludwig 2011; Lorey 2012).

Mit Andrea Maihofer (2007) lässt sich sagen, dass kritische Herrschaftsanalyse heute nicht mehr vordringlich auf das Auseinanderklaffen zwischen normativen Idealen und gesellschaftlicher Realität ausgerichtet sei, sondern Kritik an der Ausbildung paradoxer Verhältnisse oder Anforderungen zu leisten habe.³ Besonders schwierig wird politischer Widerstand demnach, wenn im *selben* historischen Prozess „eine konstitutive Kopplung [$\frac{1}{4}$] von Ermächtigung und Entmächtigung“ (ebd.: 300) erfolgt. Auch queer-politisch muss also gefragt werden, wie sich aktuelle Formen der Unterwerfung bekämpfen lassen, wenn die Einpassung ins System durch Ermächtigung oder Freiheitsgewinne erfolgt? Trans*-Personen beispielsweise haben heutzutage weit bessere Chancen ohne Geschlechtswechsel und ohne *Passing* in einem ihnen eigenen Geschlecht zu leben; möchten sie jedoch in den Genuss von Hormonen oder Operationen kommen, heißt es, sich den pathologisierenden Prozeduren des Medizinsystems auszusetzen. Herrschaftslogisch bedeutet dies: Es stellen sich für die gleichen Personen Erfahrungen sozialen Gewinns und Verlusts, der Integration kombiniert mit Ausschlussdrohung oder des Ausschlusses abgefedert durch ein Einschlussversprechen ein. Die Konfrontation mit derartigen Paradoxien hat eine aktivierende Funktion. Sie zielt darauf, die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass Einzelne versuchen, ihre prekäre strukturelle

3 Bezogen auf Veränderungen der Geschlechterverhältnisse unterscheidet Maihofer (2007) drei paradoxe Formen: eine „Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz“ (301), eine „Gleichzeitigkeit von widersprüchlichen beziehungsweise gegenläufigen“ (ebd.) historischen Prozessen und „eine konstitutive Kopplung im *selben* historischen Prozess von Ermächtigung und Entmächtigung“ (300).

Situation durch verstärkte Leistung in den Griff zu bekommen – spricht sich den Anforderungen eines individualisierten Risikomanagements anzupassen.

Hiermit soll nicht gesagt sein, dass queere und neoliberale Diskurse glatt und bruchlos ineinander aufgehen. So hat Lisa Duggan (2003) prägnant herausgearbeitet, dass queere Bezugnahmen auf Freiheit und sexuelle Selbstbestimmung nur dann problemlos in einen neoliberalen Individualisierungsdiskurs eingearbeitet werden können, wenn Freiheit ausschließlich als Frage bürgerlicher Rechte verstanden wird und Kämpfe um die sozialen und materiellen Bedingungen von selbstbestimmter Existenz aufgegeben werden. Wie eingangs erwähnt, leisten neoliberale Diversitätspolitiken Integrationsversprechen, die gesellschaftliche Teilhabe an individuelle Leistungen koppeln und die sozio-ökonomischen und politisch-administrativen Bedingungen von Ungleichheit herunterspielen. Entsprechend befördern vor allem diejenigen queeren Politiken, die sich auf ein entpolitisiertes Feiern von Differenz als Pluralität und kulturelles Kapital einlassen, neoliberale Umstrukturierungen. Problematisch können jedoch auch universalisierende Bezugnahmen auf Menschenrechte und das damit verknüpfte individualisierte Rechtsverständnis sein, wenn diese westliche Gesellschaftsmodelle weltweit zu exportieren trachten. Denn häufig werden im hegemonialen politischen Feld Diversität bzw. Toleranz- und Integrationsdiskurse als Fortschrittsindikator eingesetzt, um europäisch/US-amerikanische Superiorität zu behaupten. Auf dieser Folie dient das Aktivieren eines okzidental-individualisierten Menschenrechtsdiskurses dazu, rassistische Entwertungen und Ausschlüsse gegenüber denjenigen zu verschärfen, die vorgeblich oder begründet die Universalität dieses Diskurses in Frage stellen und/oder dessen Herrschaftsfunktionen hervorheben (vgl. Puar 2008; El-Tayeb 2011; Haritaworn et al.). Die Spaltungseffekte dieses rassistischen Diskurses funktionieren individualisierend: Wer sich zur okzidental Leitkultur bekennt, wird mit dem Integrationsversprechen belohnt.

4. Projektive Integration

Um sich kritisch mit neoliberalen Vereinnahmungen zu befassen, schlage ich den Begriff der *projektiven Integration* vor (vgl. Engel 2009). Dieser Begriff erlaubt es Prozesse zu erklären, mittels derer sich ein neuer hegemonialer Umgang mit Differenz und gesellschaftlicher Pluralität durchsetzt. Bisherige assimilatorische und toleranzpluralistische Formen der Integration werden ergänzt, wenn nicht ersetzt, durch ein Modell, das *Differenz als kulturelles Kapital* feiert. Indem nunmehr *alle* aufgefordert sind, die unterschiedlichsten sozialen Differenzen erfolgreich als ökonomisch verwertbare oder gesell-

schaftlich nützliche *individuelle Besonderheit* zu verkaufen, werden simple Grenzziehungen und Oppositionen zwischen dominanten und marginalisierten Subjekten durchbrochen. Dies läuft jedoch weniger auf Solidarisierungen als auf verschärfte Konkurrenz hinaus. Ich verstehe projektive Integration als einen Prozess der Modernisierung hegemonialer Herrschaft, der Konsensbildung über ein verallgemeinertes Aktivieren von Selbstbestimmung zu erreichen sucht.

Das Adjektiv *projektiv* deutet darauf hin, dass Zustimmung zu neo-liberalen Formen der Ausbeutung, Unterwerfung und Ungerechtigkeit meiner Ansicht nach maßgeblich durch Bilder und sozialen Bildgebrauch gewonnen wird. Projektion als ein zugleich psycho-sozialer wie medien-technologischer Vorgang lässt die entsprechenden Bilder (Vorstellungen und Darstellungen) nicht als distanzierte Gegenüber erscheinen, sondern bildet sie auf Körper von Individuen oder sozialen Gruppen ab. Anhand konkreter Bildlektüren arbeite ich die Besonderheit dieser Bilder heraus, die darin liegt, dass sie Wahrnehmungsprozesse forcieren, die das Prekaritätsmanagement erfahrbar machen. Entscheidend ist nicht, dass sie zur Identifizierung mit oder zur Distanzierung von den dargestellten Figuren einladen. Vielmehr handelt es sich um visuelle Repräsentationen, die die Widersprüchlichkeit von *Differenz als Versprechen* versus *Differenz als Bedrohung* artikulieren. Indem diese paradoxe Spannung auf dargestellte oder wahrnehmende Körper projiziert wird, vollzieht sich die Identifizierung mit dem neoliberalen System und gegebenenfalls die hegemonial geforderte Aktivierung. Zugleich steht das kulturelle Bildmaterial als Projektionsfläche zur Verfügung, auf die die Betrachter_innen ihre eigenen Wünsche und Ängste im Umgang mit Differenz lenken können.

Projektive Integration funktioniert darüber, in den Betrachter_innen das Begehren zu wecken, eine optimale Form zu erfinden, prekäre Differenz zu verkörpern und zum idealisierten Bild der Differenz zu werden. Von *Integration* spreche ich in diesem Zusammenhang, weil es sich um einen Prozess sozialen oder biopolitischen Differenzmanagements handelt, der darauf beruht *Differenz* zu inkorporieren – nicht nur in den Gesellschaftskörper, sondern auch in die Körper der Einzelnen. Die politische Wunschvorstellung besteht darin, der Differenz die bedrohliche *Andersheit des Anderen* zu nehmen, ohne sie als Differenz auszulöschen. Sie einzugemeinden in die bestehende Ordnung, heißt, sie als handhabbare, nützliche Differenz zu normalisieren, aber zugleich ein Risikobewusstsein aufrechtzuerhalten, das gefügig macht.

5. Queere Politik der Paradoxie

Was also kann es heißen, unter Bedingungen projektiver Integration queer-politischen Widerstand gegen komplexe Macht- und Herrschaftsregime zu entwickeln? Was heißt es, anzuerkennen und strategisch damit umzugehen, dass *agency* – Aktion und Begehren – durch das Regierungsinstrument der projektiven Integration geformt sind? Insofern Herrschaft durch Normalisierung und Integration erfolgt, kann Widerstand nur unter Anerkennung des eigenen Subjektiviertseins entworfen werden. Meiner Ansicht nach liegt der Schlüssel für widerständige Praxen in der Figur des Paradoxes. Dies heißt aufzugreifen und taktisch daran anzuknüpfen, dass neoliberale Politik durch die Produktion paradoxer Spannungen regiert: So wird beispielsweise eine Spannung zwischen dem Ideal individueller Selbstbestimmung und der privatisierten Sorgeverantwortung für die Nächsten aufgebaut, oder zwischen Flexibilität und Häuslichkeit, oder Originalität und Normalität. Insofern den Einzelnen abverlangt wird, das Unvereinbare zu vereinbaren, wird ein Widerspruch konstruiert, ohne diesen auf einer oppositionellen Identitätskonstruktion aufzubauen. Dass hierbei eine Nähe zu queer-politischen Perspektiven entsteht, für die die logische und rhetorische Figur der Paradoxie deshalb interessant ist, weil sie identitäre Schließungen unterläuft, wird zum Ansatzpunkt des Widerstands.

Wichtig ist, dass das Paradox keinen einfachen Widerspruch bezeichnet, sondern Unvereinbares in einer unauflöslichen Spannung vereinbart. Paradox heißt, dass etwas *gleichzeitig* sowohl-als-auch *und* weder-noch ist.⁴ Somit findet im Paradox ein permanentes Changieren zwischen diesen Optionen statt, die für sich genommen auf definierbare Elemente verweisen, aber in ihrer Kombination keine Stillstellung mehr erlauben. Dadurch nimmt die Spannung eine zirkulär-spiralförmige Dynamik an. Verstehen wir beispielsweise Geschlecht als Paradox, so untergräbt dies die binäre Entweder-/Oder-Logik, insofern Geschlechtlichkeit (konzeptionell oder sozial gelebt) fortwährend zwischen *sowohl-männlich-als-auch-weiblich* und *weder-männlich-noch-weiblich* changiert. Hierbei bleiben Männlichkeit und Weiblichkeit als Referenzfolien des Geschlechts bestehen und somit auch zur Kritik der binären Geschlechterdifferenz verfügbar. Zugleich sind *männlich* und *weiblich* innerhalb der paradoxen, dynamischen Spannung aber gerade nicht als Identitätskategorien oder definitive Kennzeichen fixierbar.

Herrschaftskritisch geht es nun darum herauszufinden, wo zwar normative Zurichtungen unterlaufen werden, sich jedoch Normalisierungen und

4 In „Trans_Androgynie“ (Engel 2013) spiele ich dies im Hinblick auf ein paradoxes Verständnis von Geschlecht durch. Ich stärke die im Begriff Androgynie angelegte Paradoxie und schlage ein Modell der Trans_Androgynie vor, um Verbindungen zwischen feministischen Theorien der Geschlechterdifferenz und queeren Theorien der Trans*geschlechtlichkeit zu ziehen.

Hierarchisierungen formieren. Die Analyse der entsprechenden sozio-historischen Gegebenheiten wird eine widersprüchliche Komplexität offenbaren, die eine *Politik der Paradoxie* einlädt, mittels widerstreitender Strategien differenziert zu intervenieren. Mein Argument beruht darauf, dass das Paradox eine Schalterfunktion zwischen Ambivalenz und Antagonismus einnimmt. Es kann in beide Richtungen politisiert werden: In sozio-historischen Kontexten, die durch rigide Normen, Grenzziehungen und Ausschlüsse gekennzeichnet sind, kann eine Politik der Paradoxie darauf setzen, Ambiguitäten zu produzieren. In Kontexten, in denen Herrschaftsverhältnisse durch Flexibilisierung, Pluralisierung und Relativierung unübersichtlich werden, ist es möglich, die zirkuläre Spannung in einen Antagonismus zu übersetzen. Auf diese Weise kann gezielt darauf reagiert werden, ob eine konkrete historische Machtkonstellation der Enthierarchisierung und/oder der Denormalisierung bedarf.

Zugleich bleibt im paradoxen Zwischenbereich Raum für einen Umgang mit Differenz bestehen, der an einer nicht-hierarchisierten Besonderheit, Heterogenität und der unhintergehbaren Andersheit der Anderen (Alterität) orientiert ist. Dem Paradox wohnt das Potential inne, die Spannung nicht zur einen oder anderen Seite hin aufzulösen. Denn im Grunde liegt ein Paradox nur solange vor, wie die interne, dynamische Spannung zwischen nicht fixierbaren Elementen aufrechterhalten wird. Sind die Elemente, zwischen denen sich die Spannung als gleichzeitiges *Sowohl-als-auch* und *Weder-noch* entfaltet, nicht mehr erkennbar, hat sich das Paradox in eine *Ambivalenz* verwandelt. Werden die Elemente jedoch als unvereinbarer Gegensatz konstruiert, wird aus dem Paradox ein *Widerspruch* (vgl. Engel 2009: 132ff.) Eine *queere* Politik der Paradoxie zeichnet sich dadurch aus, dass dieser Zwischenbereich, der sich identitären Schließungen widersetzt und für eine Lebbarkeit der vereinbarten Unvereinbarkeiten steht, politische Artikulationen hervorbringt. Diese politischen Artikulationen können im Anschluss an Judith Butler (2009) als Artikulationen des Begehrens verstanden werden. Laut Butler gibt es Begehren, das nicht auf kategorisierbare Andere, sondern die *Andersheit der_s Anderen* ausgerichtet ist.⁵ Eine queer-politische Perspektive könnte darin bestehen, derartiges Begehren – und die entsprechenden Phantasien, Affekte und Praxen – ins Feld des Politischen auszudehnen. Inspiriert durch ein Begehren der Andersheit der_s Anderen, besteht politischer Widerstand darin, Bedingungen zu schaffen, unter denen sich artikulieren kann, was sonst als *fremd* unterworfen oder verworfen wird, beziehungsweise

5 Butler (2009) schlägt eine subtile, aber entscheidende Umarbeitung des lacanschen Spiegelstadiums vor. Sie knüpft daran an, dass sich das Begehren aus psychoanalytischer Sicht nicht unmittelbar zwischen Subjekt und Objekt abspielt, sondern um ein „Drittes“ herum organisiert ist. Statt hier aber den Phallus einzusetzen, ist es für Butler *the Other of the Other*, die irreduzible Andersheit der_s Anderen, die das Begehren trianguliert. Auf diese Weise untergräbt Butler das heteronormative Modell eines komplementären Paares (aktives Subjekt und passives Objekt).

als vor- oder unpolitisch von der hegemonial umkämpften Gestaltung ausgeschlossen bleibt.

6. Widerstand als Umverteilung von Handlungsmacht

Diesbezüglich erscheint der von Renate Lorenz (2009) geprägte Begriff der *Durchquerungen* viel versprechend. Im Unterschied zum Einnehmen einer Position betont Lorenz die Möglichkeiten, Bedingtheiten und Grenzen des Durchquerens diverser, womöglich widersprüchlicher sozialer Positionen und Rollenerwartungen. Ihre These ist, dass neoliberale Verhältnisse den Menschen zunehmend *aufwändigere* Durchquerungen abverlangen, *vertikale*, wie z.B. ein Bildungsaufstieg, verwoben mit *horizontalen*, die diesen Bildungsaufstieg an ein geschicktes Management z.B. der gesundheitlichen Kapazitäten, der ethnisierten Biographie und der Gender*-Transgression knüpfen. Die Bedingungen, die Einzelne vorfinden, um diese Durchquerungen zu bewältigen, weisen immense Unterschiede auf; was aber nicht automatisch heißt, dass diejenigen, die unter nachteiligen Bedingungen starten oder sich auf weniger Privilegien verlassen können, weniger mobil sind – sie müssen jedoch einen höheren Aufwand betreiben. Dieser Aufwand wird, wie Lorenz hervorhebt, keineswegs notwendig so betrieben, dass Menschen sich um herrschaftliches Lob und soziale Anerkennung bemühen. Durchquerungen vollziehen sich auch als soziale Dynamik non-konformer und widerständiger Bewegungen. Dank der Figur der vertikalen Durchquerungen kann Lorenz auch die Frage eröffnen, inwiefern der individuelle Aufwand widerständiger Bewegung auch zu einer Veränderung gesellschaftlicher Hierarchien und Normalitätsregime beiträgt.

Wenn Handlungsmächtigkeit nicht als Fähigkeit von Einzelnen oder Gruppen verstanden werden soll, sondern auf komplexe und dynamische Gefüge von Aktion und Begehren im Zusammenspiel mit institutionalisierter Macht verweist, dann macht sich Widerstand als *Umverteilung von agency* innerhalb dieser Gefüge bemerkbar (vgl. Becker et al.: 2008). Die Frage nach der je spezifischen Verteilung von Handlungsmacht innerhalb eines dynamischen Gefüges verschiebt die politische Perspektive: Es geht nicht mehr darum, ein neues, besseres, idealerweise machtfreies oder egalitäres Gefüge zu entwerfen, sondern Machtverhältnisse dynamisch zu halten. Zu fragen oder zu erproben, wie konkrete Machtverhältnisse spezifische Veränderungen ermöglichen, erschweren oder verhindern, heißt Veränderung in ihrer Unabschließbarkeit anzuerkennen. In den Fokus geraten dann die unterschiedlichen Partizipationsmöglichkeiten an diesen Prozessen.

Diese Partizipationsmöglichkeiten sind durch strukturelle Herrschaft geprägt, zerbrechen aber nicht an dieser. So zeigt Elizabeth Povinelli (2011) auf, was Handlungsmächtigkeit heißen kann und an welche Grenzen sie stößt, wenn die Einzelnen in unterschiedlicher und asymmetrischer Weise in das historische Erbe kolonialistischer, rassistischer, kapitalistischer und heteronormativer Gewalt eingebunden sind. Was bedeutet es, innerhalb sozialer Beziehungen (von der intimen Begegnung bis zur institutionellen Prozedur) mit den daraus resultierenden Privilegien und Diskriminierungen umzugehen? Povinelli verwendet den Begriff *queere Sozialitäten* (*queer socialities*), um Kontakte zu kennzeichnen, die durch eine paradoxe Gleichzeitigkeit von Lust und Schmerz (*jouissance*) geprägt sind. Diese affektive Paradoxie resultiert daraus, dass einerseits eine persönliche Begegnung gelingt, während den Beteiligten andererseits zutiefst bewusst ist, dass sie das historische Erbe nicht aus ihrer Beziehung löschen können, sondern unweigerlich mit der Geschichte der Gewalt und den daraus resultierenden Asymmetrien umgehen müssen.

Paradoxe neoliberale Anforderungen, die Prekarität produzieren und eine Gleichzeitigkeit von Freiheitsgewinnen und Unterwerfung hervorbringen, prägen zugleich Subjektivitäten und beeinflussen soziale Beziehungen und globale Verhältnisse. Sie stellen nicht das Objekt oder die Zielscheibe des Kampfes, sondern das Bedingungsgefüge widerständiger Praxis dar. Povinellis *queere Sozialitäten* verdeutlichen, dass Lust und Schmerz nicht gegeneinander ausgespielt werden müssen, sondern ihre paradoxe Gleichzeitigkeit soziale und politische Bedeutung entfalten kann. Diese Bedeutung knüpft sich an ein Begehren, das an der unhintergehbaren Andersheit der_s Anderen ausgerichtet ist. Inmitten struktureller Herrschaft und systemischer Gewalt entfaltet sich ein Gefüge der Handlungsmächtigkeit und der Umverteilung von Handlungsmacht, in dem Aktion und Begehren machtvormittelt und doch unmittelbar verbunden sind. Aus queerer Perspektive geht es demnach nicht darum, Paradoxien aufzulösen, um einer definierten Wahrheit oder einem widerspruchsfreien Gesellschaftsideal nahezukommen. Vielmehr besteht die Strategie darin, Paradoxien hervorzutreiben. Die darin angelegte Dynamik und Nicht-Stillstellbarkeit von Wahrheit und Sozialem lässt sich nutzen, um ein Feld des Politischen zu eröffnen, in dem Prozesse der Enthierarchisierung und Denormalisierung von möglichst unterschiedlichen und oftmals asymmetrischen sozialen Positionen aus verfolgt werden können.

Literatur

- Becker, Ilka/Cuntz, Michael/Kusser, Astrid (2008): Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): *Unmenge – Wie verteilt sich Handlungsmacht?*. München: Fink, S. 7-34.

- Butler, Judith (2009): Sehnsucht nach Anerkennung. In: Dies.: Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, [New York 2004]. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 215-245.
- Cohen, Cathy (2005): Punks, Bulldaggers, and Welfare Queens: The Radical Potential of Queer Politics? In: Johnson, P.E./Henderson, M.G. (Hrsg.): Black Queer Studies: A Critical Anthology. Durham: Duke UP, S. 21-51.
- Duggan, Lisa (2003): The Twilight of Equality. Neoliberalism, Cultural Politics, and the Attack on Democracy. Boston: Beacon Press.
- El-Tayeb, Fatima (2011): European Others: Queering Ethnicity in Postnational Europe. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Engel, Antke (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt a.M.: Campus.
- Engel, Antke (2009): Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus. Bielefeld: transcript.
- Engel, Antke (2010): Desiring Tension: Towards a Queer Politics of Paradox. In: Holzhay, Christoph (Hrsg.): Tension/Spannung. Wien: Turia+Kant, S. 227-250.
- Engel, Antke (2011): Queer/Assemblage. Begehren als Durchquerung multipler Herrschaftsverhältnisse. In: Lorey, I./Nigro, R./Raunig, G. (Hrsg.): Inventionen I. Zürich: diaphanes, S. 237-252.
- Engel, Antke (2013): Trans Androgynie. Paradoxien queerer Existenzweisen. In: Grisard, D./Jäger, U./König, T. (Hrsg.): Verschieden Sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer, S. 69-80.
- Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I, [Paris 1976]. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2000): Die Gouvernementalität, [Paris 1977/78]. In: Bröckling, U./Krasmann, S./Lemke, T. (Hrsg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 41-67.
- Gibson-Graham, J.K. (2005): A Postcapitalist Politics. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Grosz, Elizabeth (1994): Refiguring Lesbian Desire. In: Doan, Laura (Hrsg.): The Lesbian Postmodern. New York: Columbia UP, S. 67-84.
- Haritaworn, Jin/Kuntsman, Adi/Posocco, Silvia (Hrsg.) (2012): Queer Necropolitics. London: Routledge.
- Hennessy, Rosemary (2000): Profit and Pleasure. Sexual Identities in Late Capitalism. New York: Routledge.
- Hoenes, Josch/Paul, Barbara (Hrsg.) (2014): Unverblümt. Queere Ästhetiken in Kunst, Design und Musik, (im Erscheinen).
- Holland, Sharon P. (2012): The Erotic Life of Racism. Durham: Duke UP.
- Lauretis, Teresa de (1996): die andere scene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität, [Bloomington 1994]. Berlin: Berlin Verlag.
- Lorenz, Renate (2009): Aufwändige Durchquerungen. Subjektivität als sexuelle Arbeit. Bielefeld: transcript.
- Lorenz, Renate (2012): Queer Art. A Freak Theory. Bielefeld: transcript.
- Lorey, Isabell (2012): Die Regierung der Prekären. Wien: Turia+Kant.
- Ludwig, Gundula (2011): Geschlecht regieren. Zum Verhältnis von Staat, Subjektivität und heteronormativer Hegemonie. Frankfurt a.M.: Campus.
- Lummerding, Susanne (2005): agency@? Cyber-Diskurse, Subjektkonstituierung und Handlungsfähigkeit im Feld des Politischen. Wien: Böhlau.

- Maihofer, Andrea (2007): Gender in Motion. Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In: Grisard, D./Häberlein, J./Kaiser, A./Saxer, S. (Hrsg.): Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung. Frankfurt a.M.: Campus, S. 218-315.
- McClintock, Anne (1995): *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. London: Routledge.
- Mouffe, Chantal (2013): *Agonistics. Thinking the World Politically*. London: Verso.
- Muñoz, José Esteban (1999): *Disidentifications. Queers of Color and the Performance of Politics*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Povinelli, Elizabeth (2011): The Part That Has No Part. Enjoyment, Law, and Loss. In: GLQ 17, 2/3, S. 287-308.
- Probyn, Elspeth (1996): *Outside Belongings*. New York: Routledge.
- Puar, Jasbir (2008): *Terrorist Assemblages: Homonationalism in Queer Times*. Durham: Duke UP.
- Savigliano, Marta E. (1995): *Tango and the Political Economy of Passion*. Boulder: Westview.
- Schaffer, Johanna (2008): *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld: transcript.
- Shildrick, Margrit (2009): Prosthetic performativity: Deleuzian connections and queer corporealities. In: Nigianni, C./Storr, M. (Hrsg.): *Deleuze and queer theory*. Edinburgh: Edinburgh UP, S. 115-133.
- Walgenbach, K./Dietze, G./Hornscheidt, A./Palm, K. (Hrsg.) (2007): *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Susanne Maurer

Gelebte Kritik und experimentelle Praxis: Dimensionen von Bildung im Kontext der *Neuen Frauenbewegung*¹

Das Nachdenken über Transformationsprozesse in den Geschlechterverhältnissen muss sich meines Erachtens auch auf die vielschichtigen Transformationsprozesse in den – und durch die – Bewegungen feministischer Kritik und Emanzipation beziehen. Gegenstand dieses Beitrags sind daher die konkreten (lebens)geschichtlichen Erfahrungen mit Kritik-Versuchen, wie sie sich im Kontext der Frauenbewegungen seit Ende der 1960er Jahre entwickelt haben. Als Materialbasis dient eine vor Jahren selbst durchgeführte empirische Untersuchung (vgl. Maurer 1996), die ich heute auch in bildungstheoretischer Perspektive lese, indem ich die Dimensionen von Bildung herausstelle, die mit den Erfahrungs- und Erkenntnisprozessen im Kontext der Neuen Frauenbewegung verbunden waren. Es zeigen sich dabei Korrespondenzen zu bestimmten erziehungswissenschaftlichen Perspektiven, Positionen und Diskursen, auf die ich im Verlauf des Gedankengangs exemplarisch hinweisen werde.²

Die Studie selbst wurde zunächst nicht mit einem bildungstheoretischen Fokus angegangen und umgesetzt – vielmehr erwies sich deren bildungstheoretisches Potential erst im Nachhinein.³ Erkenntnisleitendes Interesse war vielmehr die Frage danach, weshalb und auf welche Weise es im Kontext oppositioneller sozialer Bewegungen, die mit ihren kritischen Interventionen auf eine – mehr oder weniger radikale – Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse zielen, immer wieder zu Dogmatismen und Engführungen kommt. Empirisch untersucht und theoretisch diskutiert wurden von daher Phänomene des Dogmatischen im Kontext feministischer Analyse und Kritik sowie im Kontext feministischer Praktiken (in Bezug auf Lebensentwürfe,

- 1 Der Begriff wurde zeitgenössisch – alternierend mit dem Begriff *Frauenemanzipations- oder auch Frauenbefreiungsbewegung* – eingesetzt, um die Differenz zu traditionelle(re)n Frauenverbänden ebenso zu markieren wie zu den ‚alten‘ Frauenbewegungen im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert (vgl. dazu z.B. Weckwert/Wischermann 2006). Im anglo-amerikanischen Sprachraum bezeichnete man die *Neue Frauenbewegung* als *Women's Liberation Movement (Women's Lib)* oder – retrospektiv systematisierend – als *Second Wave (of) Feminism*.
- 2 So ließe sich gleich zu Beginn ein Bezug zu Hans-Christoph Kollers Vorstellung von Bildung als Transformation herstellen (vgl. Koller 2012), wobei ich eher die ‚andere Seite‘ des Zusammenhangs betone, indem ich von Dimensionen der Bildung in einem – zumindest intendierten – Prozess der Transformation in den Geschlechterverhältnissen spreche.
- 3 Doris Knab und Hans Thiersch haben mich bereits früh darauf hingewiesen. Dennoch habe ich selbst dieses Potential erst viele Jahre später systematischer diskutiert (vgl. Maurer 2011 sowie 2013). Der hier vorgelegte Beitrag basiert auf diesen Vorarbeiten.

Binnen-Kommunikationen und politisches Handeln), vor allem aber auch sich darauf beziehende kritische ‚Absetz-Bewegungen‘⁴.

Die hierzu von mir interviewten Frauen brachten die – durchaus ambivalenten – Wahrnehmungen ihrer subjektiven Realitäten mit ihren Erzählungen ebenso zum Ausdruck wie ihre Erkenntnis-Erfahrungen. Sie formulierten vielschichtige Deutungen und scharfe Analysen im Hinblick auf Dynamiken oppositioneller Bewegungen ebenso wie Einsichten in die Funktionalität bestimmter Denkweisen für die Erlangung persönlicher wie politischer Handlungsfähigkeit. Es zeigten sich dabei nicht zuletzt schmerzliche Zwiespälte, die auf biografische und strukturelle Verletzungen im Kontext ‚weiblicher Existenz‘⁵ unter Bedingungen der Geschlechterhierarchie hinwiesen. Damit ist eine Konfliktdimension markiert, die im Folgenden auch als ‚Bildungsanlass‘ und ‚Bildungsherausforderung‘ rekonstruiert werden soll.⁶ Mein Versuch, Bildung zu kennzeichnen, versteht sich dabei weniger normativ, vielmehr als relationale Bestimmung mit einem Fokus auf oppositionelle Praktiken. Bildung wird so zu einer Art ‚Gegen-Begriff‘, meint ein ‚Gegen-Halten‘ und ‚Gegen-Verhalten‘ im Foucault’schen – oder auch Butler’schen⁷ – Sinn.

Der spezifische Kontext, vor dessen Hintergrund ich die im Titel bereits angedeutete allgemeinere Perspektive entwickeln möchte, ist wie gesagt ein sehr konkreter Kontext der Opposition – gemeint sind Perspektiven, ‚Szenen‘ und Prozesse kritisch-feministischer Theoriebildung in der Bundesrepublik Deutschland (West) vom Ende der 1960er bis zum Beginn der 1990er Jahre. Mit dem Blick zurück in diese andere Phase feministischen Fragens und Denkens lässt sich meines Erachtens eine verfeinerte Analyse für die gegenwärtig anstehenden feministischen Thematisierungen gewinnen, wie sie etwa von queeren, intersektionalen oder postkolonialen Perspektiven herausgefordert werden.

1. ‚Der Geist der Rebellion‘ – Soziale Bewegungen als Bildungskontexte und Bildungsfelder

Soziale Bewegungen können als ‚Produkte‘ und Akteure im tiefgreifenden Prozess der Dynamisierung von Gesellschaft verstanden werden. Mit ihnen

4 Vgl. auch Kerner 2012, Hark 2005, Schmückli 1996.

5 Ich nutze diesen Begriff nicht im Sinne einer existentialistischen Philosophie, sondern eher, um damit zu markieren, dass die strukturelle ‚weibliche Position‘ im gesellschaftlich-kulturellen Gefüge mit spezifischen Zumutungen und Zuschreibungen verbunden ist.

6 Damit ‚antworte‘ ich in gewisser Weise ‚empirisch‘-konkret auch auf Nadine Roses und Hans-Christoph Kollers Fragen in ihrer bildungstheoretischen Auseinandersetzung mit Judith Butler (vgl. Rose/Koller 2012).

7 Vgl. hierzu etwa die Beiträge in Ricken/Balzer 2012.

findet auch eine Neuinterpretation des gesellschaftlichen Raums statt, denn ‚nicht einverstanden sein mit dem, was ist‘ bildet ihre grundlegende Voraussetzung (vgl. Fuchs 1999; Maurer 2005). Die für den hier verfolgten Gedankengang wichtigsten Qualitäten Sozialer Bewegungen lassen sich – relativ unabhängig von bestimmten Ideologien und Programmen – wie folgt kennzeichnen:

Soziale Bewegungen artikulieren und repräsentieren öffentliche Rebellion gegen wahrgenommene und erfahrene Einschränkungen und Zumutungen. Sie zielen auf eine weit reichende Veränderung bzw. Transformation der Gesellschaft ‚als Ganzes‘. Sie formulieren einen (utopischen) Horizont der Hoffnung auf ein ‚besseres Leben in Gesellschaft‘, in dem menschlichen Bedürfnissen und Sehnsüchten in ‚besserer‘, gelingenderer Weise entsprochen werden kann. In jedem Fall sind Soziale Bewegungen ‚Produkte‘ spezifischer Erfahrungen eines ‚Lebens in Gesellschaft‘; gleichzeitig sind sie daran beteiligt, neue Kontexte und Kulturen für solche Erfahrungen hervorzubringen. Sie können damit auch als ‚Bildungskontexte‘ oder ‚Bildungsfelder‘ verstanden werden.

Ich möchte hier drei Zitate anführen, die einen Hinweis darauf geben, inwiefern Bildung im Aufbegehren Einzelner, in kollektiven Räumen und Handlungen, in oppositionellen Bestrebungen ganz allgemein enthalten ist. Die Zitate stammen aus den ausführlichen Interview-Gesprächen, die ich im Rahmen der bereits erwähnten Studie zu Erfahrungs- und Erkenntnisprozessen im Kontext der Neuen Frauenbewegung geführt habe.⁸

[...] und wusste eigentlich nicht so recht, worum es geht. Aber alles was Protest war, hat mich interessiert. Ich interessiere mich einfach für Widerstand und Widerspruch, weil mich auch wahnsinnig viel stört an den Dingen wie sie sind (zit. n. Maurer 1996: 210).

Dieses Zitat stammt von einer Interviewpartnerin, die rückerdinnernd über sich selbst im Alter von vierzehn Jahren spricht. Sie ist zu dieser Zeit in der Ausbildung, macht eine kaufmännische Lehre und sieht eines Tages vom Bürofenster auf die Straße herab. Dort zieht ein Demonstrationszug entlang. Auch wenn sie nicht weiß, worum es dabei eigentlich geht, ist sie sofort fasziniert. Sie merkt: Da passiert etwas, und das hat mit Widerspruch und Widerstand zu tun – mit Aufbegehren, mit Nicht-Einverstanden-Sein. Sie fühlt sich angezogen und hat ein sehr großes und ganz offenes Interesse, kommt in Kontakt mit einer Energie, die sie letztlich bewegt, ausgehend von dieser Situation als Lehrling mit vierzehn, irgendwann über den sogenannten ‚zweiten Bildungsweg‘ ins Studium zu gehen, und sich auch langfristig politisch zu engagieren.

In diesem ersten Zitat spricht ‚das Individuum hinter der Glasscheibe‘ zunächst noch für sich allein. Doch plötzlich stellt sich durch das reine Beob-

8 Da die zitierten Interview-Passagen in diesem Beitrag eine andere Funktion erfüllen als in der Studie selbst (sie geben entscheidende Hinweise, machen die Gedanken konkreter und lebendiger), erscheinen sie in gekürzter und geglätteter Form. Die Zitation erfolgt nicht nach dem Original-Transkript, sondern nach der veröffentlichten Studie (vgl. Maurer 1996), in der das empirische Vorgehen ausführlich dargestellt und reflektiert wird.

achten und Erblicken einer Demonstration unten, im öffentlichen Raum der Straße, auf irgendeine merkwürdige Weise eine Beziehung her zu etwas, das mit Gesellschaft zu tun hat. Damit ist der klassische bildungsphilosophische Topos der Selbst- und Weltverhältnisse berührt (vgl. z.B. Borst 2009). Und als ‚dritter Bezugspunkt‘⁹, sozusagen ‚zwischen‘ Selbst und Welt, erscheint das oppositionelle Kollektiv:

Das war so eine relativ fiebrige Zeit auch. Alle liebten einander unendlich. Es war so ein elektrisches Fieber in der Gruppe. Wir haben alles zusammen gemacht. Gekocht, gegessen, in die Ferien gefahren, gelernt, Pamphlete geschrieben, Vorträge gehalten. Und immer alles zusammen (zit. n. Maurer 1996: 311).

Dieses Zitat von einer anderen Protagonistin der genannten Studie lässt uns an einer Reminiszenz an die ersten Jahre eines intensiven links-feministischen Engagements bei der entsprechenden Interviewpartnerin teilhaben, die sich offenbar viel in Kollektiven und Gruppen bewegt hat. Und hier zeigt sich, dass Bildungserfahrungen im Kontext sozialer, oppositioneller Bewegungen auch etwas mit ‚Leben‘, mit Lebensvollzügen, dem Leben in seiner ganzen Vielfalt zu tun haben. Denken, Schreiben, Erkennen, Lernprozesse sind eingebettet in eine Art ‚politischen Lebenszusammenhang‘, der spezifische Erfahrungsgüten und Erkenntnismöglichkeiten hervorbringt.¹⁰

Das ist im Grunde das, was man mit ‚Bewegung‘ meint: Es gehen plötzlich die Lernprozesse irgendwie zehnmal so schnell¹¹, und alles wird mitteilbar. Und die einzelnen Elemente und die einzelnen Fähigkeiten, die die Frauen haben, die schießen produktiv zusammen. Es wird was Neues (ebd.).

‚Bildungs-Bewegungen‘ sind damit in einem doppelten Sinn angesprochen: Einmal findet hier ‚Selbst-Bildung‘ im Kontext einer sozialen, politischen, kollektiven Praxis statt – und gleichzeitig die (zumindest versuchte) ‚Um-Bildung‘ (Trans-Formation) dessen, was man als gesellschaftliche Realität erlebt. Die Akteurinnen wirken ein, sie greifen ein. Es gibt politische Ansatzpunkte, Interventionen und Perspektiven, die tatsächlich etwas bewegen und verändern – nicht zuletzt die Akteurinnen selbst.

‚Bildungs-Bewegungen‘ können also auch mit Bezug auf oppositionelle Bewegungen beschrieben, rekonstruiert und freigelegt werden. In aktuellen Bildungsdebatten taucht dieses Motiv nur selten auf,¹² dabei ist es historisch

9 Das Verhältnis zu ‚anderen‘, das Intersubjektive, die Dimension des Sozialen werden bildungstheoretisch auch von Ricken (2006) und Koller (2012) reflektiert.

10 Vgl. hierzu auch den einführenden Beitrag der Herausgeberinnen in Thompson/Weiss 2008 sowie Ricken 2012.

11 Vgl. dazu auch Prokop 1986.

12 Trotz meines Erachtens durchaus korrespondierender Denkmöglichkeiten in bildungstheoretischen und – philosophischen Diskursen (vgl. etwa Thompson/Weiss 2008; Ricken/Balzer 2012 u.a.) werden konkrete (kollektive) Phänomene des Oppositionellen bislang nicht systematisch in den Blick genommen – im Feld der Erziehungswissenschaft in der Regel auch nicht empirisch untersucht – vgl. allerdings Bunk 2014.

von nicht unerheblicher Bedeutung.¹³ Der Aspekt, den ich hier betonen möchte, ist die soziale und kritische Erkenntnispraxis, die sich gerade im Kontext von politischen Bewegungen und Bestrebungen, von oppositionellen Politiken vollzieht. Es geht dabei letztlich darum, ‚andere Wahrheiten‘ für möglich zu halten, ‚anderen möglichen Wahrheiten‘ zur Geltung zu verhelfen. Vielleicht: ‚etwas anderes‘ überhaupt für möglich zu halten. Hier ereignet sich nicht zuletzt ‚Weiter-Bildung‘, auf dem Weg/im Medium der – individuellen und kollektiven – Selbstkritik und Selbstüberarbeitung. Kritik zeigt sich so als offener und unabschließbarer Prozess, als ‚gelebte Kritik‘.

Folge ich dem Vorschlag von Foucault, meine Aufmerksamkeit auf die Geschichte spezifischer Problematisierungen zu richten (vgl. Foucault 1973, 1978; Veyne 1981, 1992), so interessieren mich die Muster der Wahrnehmung und Interpretation gesellschaftlicher Erfahrung, die Theorien und Praktiken der verschiedenen Sozialen Bewegungen strukturieren und hervorbringen.¹⁴ Die Studie, die für diesen Beitrag in ihren wesentlichen Ergebnissen noch einmal herangezogen wird, hat genau einen solchen Versuch unternommen, indem sie u.a. die Frage nach subjektiven Beweggründen und Bewegkräften für die Beteiligung an ‚Frauenbewegung‘ verfolgte und Thematisierungen der in diesem Zusammenhang ‚gebildeten‘ Erfahrung analysierte. Dabei wurden systematisch die Dimensionen des Individuellen, des Kollektiven und des Erkenntnistheoretischen in den Blick genommen.¹⁵ Einige der zentralen Befunde für diese drei Bereiche sollen hier kurz skizziert werden.

Betrachten wir die *Dimension der Individualität*, so wird deutlich, dass es im Kontext von Frauenbewegungen nicht zuletzt um die Anerkennung des eigenen Mensch-Seins, um die persönliche Würde und auch um die Würde als Frau geht; darum, dass auch ‚weibliche‘ Individuen mit ihrer Geschichte, ihrer

13 So etwa, wenn ‚Bildung‘ systematisch mit ‚Emanzipation‘ verknüpft wird, wie im Fall der frühen Frauen(bildungs)bewegungen und -bestrebungen, im Fall der Volksbildungsbewegungen oder auch im Kontext der Judenemanzipation.

14 So hat es z.B. der spezifische Fokus der frühen Arbeiterbewegungen ermöglicht, Machtverhältnisse wahrzunehmen, die mit einer bestimmten Wirtschaftsweise verbunden sind; dieser Fokus ermöglichte ebenso, Klassengegensätze sowie die auseinandergehenden politischen und ökonomischen Interessen der verschiedenen sozialen Gruppierungen zu thematisieren. Im Unterschied dazu hat der spezifische Fokus der frühen bürgerlichen Frauenbewegungen es ermöglicht, Abhängigkeitsverhältnisse bis in die feinsten Verästelungen der Seele wahrzunehmen (vgl. dazu auch Foucault 1978); dieser Fokus ermöglichte es also Machtbeziehungen zu adressieren, die nicht nur mit der Ökonomie, sondern auch mit Subjektivität, Moralität und Identität verknüpft sind. Die hier nur grob angedeutete Differenz in Bezug auf Wahrnehmungsmuster und Thematisierungen kommt zustande durch teilweise sehr unterschiedliche soziale bzw. ‚gesellschaftliche Erfahrungen‘, die wiederum mit sehr unterschiedlichen (möglichen/zugänglichen) Subjektpositionen im gesellschaftlichen Gefüge zu tun haben; einem Gefüge, das eben nicht nur durch Klassengegensätze, sondern auch durch eine spezifische ‚Ordnung der Geschlechter‘ strukturiert ist.

15 Diese Systematik, die für den Kontext der Erforschung von (Frauen-)Bewegungs-Dynamiken entwickelt wurde, korrespondiert mit der Systematik transformatorischer Bildungsprozesse bei Koller (2012), mit der die Verhältnisse der Subjekte zu sich selbst, zur Welt und zu ‚anderen‘ gefasst werden.

Arbeit, ihrem Denken und ihrem Begehren sichtbar werden und Wertschätzung erfahren können; darum, dass die persönlichen, ‚weiblichen‘ Erfahrungen als ‚Teil des Allgemeinen‘, des Gesellschaftlichen wahrgenommen und anerkannt werden. Was hier angesprochen wird, ist die Dimension des Selbst – mit Bezug auf (ermöglichte oder verwehrte) Selbstbildungs- und Selbstgestaltungsprozesse.¹⁶

Im Kontext von Frauenbewegungen konnten Frauen miteinander zu einem ‚kollektiven Subjekt der Geschichte‘ werden, zu einer gesellschaftlichen Kraft, die etwas in Bewegung bringt. In der *Dimension der – oppositionellen – Kollektivität* kann die Kategorie ‚Frau‘, unter Bedingungen der Geschlechterhierarchie ein Faktor der Diskriminierung, zu einem Kriterium der Verbindung werden, das gemeinsames öffentliches politisches Handeln ermöglicht. Die Erfahrungen im Bereich des Kollektiven erweisen sich dabei als durchaus zwiespältig und stellen sich häufig als konfliktreich dar – welche Erkenntnis- und ‚Bildungs‘-prozesse sich aber gerade mit dieser Zwiespältigkeit und Konflikthaftigkeit verbinden können, wird im Folgenden noch weiter ausgeführt.

In der *Dimension der Erkenntnis* kritisierten feministische Interventionen – wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise – Prozesse der Entwertung, Enteignung und Zerstörung ‚weiblicher Existenz‘ (der Erfahrung und Arbeit von Frauen) und entwarfen ‚andere mögliche Wirklichkeiten‘. Damit war durchaus auch die Setzung neuer Normen verbunden, gerade im Hinblick auf Ziele und Ausrichtungen des frauenbewegten politischen Handelns. Hier scheint ein grundlegendes Problem kritisch-utopischer Bewegungen und Interventionen auf: die Bewegung in einem schwierigen Feld, in dem die Spannung zwischen ‚Zuschreibung‘ und ‚Selbstgestaltung‘ allgegenwärtig ist. Was dies für einen ‚kritischen‘ Bildungsbegriff bedeuten könnte, soll am Ende des Beitrags zugespitzt formuliert werden. Zuvor jedoch möchte ich die drei genannten Dimensionen exemplarisch konkretisieren, um sie plastischer werden zu lassen und auch in ihrer gegenseitigen Verschränkung zu verdeutlichen.

2. (Selbst-)Bildung als Welterschließung

Wenn jemand mit der Autorität eines Lehrers zum Beispiel die Welt beschreibt, und du darin nicht vorkommst, dann tritt ein Moment der psychischen Gleichgewichtsstörung ein, als schautest du in einen Spiegel und sähest nichts (Adrienne Rich).

Die Suche nach möglichen Orten für sich in der Welt bezieht sich auf materielle und gesellschaftliche, soziale Wirklichkeiten ebenso wie auf den Bereich des Imaginären. Wenn historische und gesellschaftliche Erfahrungen ‚weiblicher Individuen‘ (sich als ‚Frauen‘ verstehender oder als ‚Frauen‘ adressierter Indi-

16 Vgl. hierzu auch die Überlegungen von Elisabeth Sattler (2008).

viduen) in der symbolischen Ordnung (Lacan), im kulturellen System von gesellschaftlich geteilten und kommunizierten Bedeutungen nicht vorkommen oder nicht gleichrangig vertreten sind, wenn ihr ‚Platz‘ in der ‚symbolischen Ordnung‘ sozusagen ‚leer‘ oder mit ‚imaginierten Weiblichkeiten‘ (vgl. Bovenschen 1979) verstellt ist, so ist nachvollziehbar, welchen zentralen Stellenwert der Kampf um eine ‚eigene Sprache‘¹⁷, um eine ‚neue‘ (vgl. Muraro 1993) oder reorganisierte symbolische Ordnung im Kontext des Feminismus hat.¹⁸

Auch im Medium der autobiografischen Erzählungen in den Interviews wurde deutlich, wie wichtig Bezugspunkte im Bereich des Imaginären für die einzelnen Individuen sind. So wurden etwa Bücher, Texte und Autor_innen bzw. literarische Figuren in manchen Interview-Gesprächen zu wichtigen Bezugspunkten in der (Re-)Konstruktion der eigenen Lebens- und (Selbst-) Bildungsgeschichte.¹⁹ Offenbar bieten sie Denk- und Identifikationsmöglichkeiten an, liefern Stoff für die Produktion von Bedeutung, einen Rahmen für die Interpretation der eigenen Erfahrung. Romane und theoretische Texte können dabei durchaus eine ähnliche Funktion haben – auf der Suche nach Anhaltspunkten, nach ‚Antworten‘, nach Bildern einer anderen Wirklichkeit, nach Lebensentwürfen und Persönlichkeitskonzepten, die für eine selbst zum ‚Vor-Bild‘ werden können. Die damit geführten Auseinandersetzungen im Bereich des Imaginären in der Literatur werden nicht weniger leidenschaftlich geführt als im ‚wirklichen Leben draußen‘, vielleicht sogar wagemutiger, radikaler und auch klarsichtiger als im eigenen Alltag. Dieses ‚Leben im handlungsentlasteten Raum‘ der Literatur bildet sozusagen einen Fluchtpunkt – als zumindest vorübergehende Fluchtmöglichkeit vor konkret anstehenden Aufgaben und Problemen durchaus geeignet – und dennoch nicht ohne Auswirkungen auf das ‚nach außen gelebte Leben‘.

So spricht eine Interviewpartnerin von ‚ganz lebenspraktischem Lesen‘ und erzählt, wie sie ihren Unterricht im Fach ‚Textiles Werken‘ einmal mit Ernst Blochs Werk „Prinzip Hoffnung“ (1985) bestritt. Im Interview amüsieren sich beide Gesprächspartnerinnen rückblickend und mit herzlichem Lachen (aufs Neue erstaunt angesichts einer solchen Möglichkeit?) über diesen Versuch, eine direkte Verbindung zwischen Philosophie und Alltagsanforderungen herzustellen. Später erscheint dieser Interviewpartnerin die Kluft zwischen (erkenntnis)theoretischen Reflexionen und den Fragen des *every day life* oft unüberbrückbar. In früheren Jahren hat sie offensichtlich

17 Das zeigte sich nicht zuletzt in den Dialogen zwischen Interviewerin und Interviewten, wo ein Bemühen um Sprache, um Genauigkeit, aber auch um Differenzierung des Begriffs, um Verflüssigung sprachlicher Klischees erkennbar (und zum Teil auch thematisch) wird.

18 Auch Judith Butler setzt sich intensiv mit diesem Problem auseinander. Die in den letzten Jahren vorgenommenen „Pädagogischen Lektüren“ ihrer Schriften (Ricken/Balzer 2012) bieten sich deshalb für mich als Brücke zum bildungstheoretischen/-philosophischen Diskurs an.

19 Der methodische Zugang der ‚Lesebiografien‘ hat hierzu interessante Erzählungen ermöglicht (vgl. auch Brückner 1975). Für eine aktuelle Anschluss-Untersuchung wären sicherlich auch „medienbiografische Erfahrungen“ (Maurer 2010) generell aufschlussreich.

noch ganz hoffnungsvoll sowohl in der Literatur als auch in den Texten, die sie sich während ihres Studiums erarbeitete, nach ‚Antworten‘ auf ihre zentralen existentiellen und alltagspraktischen Fragen gesucht. Es ist die in ihrer „Privatlektüre“ (Brückner 1975) bereits aufgenommene Suche nach Wissen, nach Denkmöglichkeiten, die sie zur bewussten Wahl eines ganz bestimmten Studienfachs führte:

So hab’ ich mir das ja vorgestellt gehabt, dass ich da an die Uni geh’ und dann so quasi so Kurse belege ‚Kapital, Bloch, Anarchie‘ (lacht) (zit. n. Maurer 1996: 326).

In diesem Zitat blitzt ein Begehren auf möglichst ‚alles zu erkennen und zu erfahren‘ – für diese Gesprächspartnerin allerdings gebrochen durch formale Begrenzungen ihrer Bildungsmöglichkeiten und durch die Ungewissheit und Verunsicherung in Bezug auf die eigenen intellektuellen Fähigkeiten. In den (auto-)biografischen (Re-)Konstruktionen wird insgesamt immer wieder die Bedeutung von „Mittlerinnen und Mittlern zur Welt“ angesprochen (Maurer 1996: 218ff.). Gemeint sind konkrete Personen und literarische Figuren, die den eigenen existentiellen Erfahrungen Resonanz verleihen, sie damit bestätigen (in dem Sinne, sie als ‚mögliche Wirklichkeit‘ anzuerkennen) und für diese Erfahrungen auch mögliche Deutungen bereitstellen, die nicht unbedingt den gesellschaftlich und kulturell vorherrschenden Geltungen entsprechen (müssen). Die Bedeutung feministischer Theoretikerinnen als ‚Vor-Bilder‘²⁰ ist dabei nicht zu unterschätzen – repräsentieren sie doch die ‚Möglichkeit weiblicher Intellektualität‘ selbst,²¹ ein in der – lange Zeit – vorherrschenden symbolischen Ordnung nicht gerade selbstverständlicher Umstand (vgl. Schuller 1984).

3. Bildung als geteilte Erfahrung und Erkenntnissituation

Das – häufig auch autodidaktisch vorgenommene – gemeinsame Sich-Erschließen von Wirklichkeiten und Welt über die kritische Auseinanderset-

20 Die gerade angesprochene Gesprächspartnerin erläutert ihre Idee von ‚Vor-Bild‘ ungefähr so: Indem sie Frauen erlebt, die denken, handeln und sich selbst mit Lust und Kraft in der Welt vertreten, fühlt sie sich ermutigt und bestärkt darin, ihren eigenen Weg zu gehen. Dabei gehe es nicht um ‚Nachahmung‘ oder ‚Nacheifern‘, sondern – auf einer sehr allgemeinen Ebene – um die grundsätzliche ‚Erlaubnis‘, dem eigenen Interesse zu folgen und eine eigenständige Existenz für sich in Anspruch zu nehmen.

21 Für einige Gesprächspartnerinnen (Geburtsjahrgänge 1940 bis 1960) verknüpfte sich eine solche Erfahrung mit Simone de Beauvoir als Person und Schriftstellerin sowie als ‚weibliche Intellektuelle‘. Heute wäre vielleicht eher die Bedeutung von Autor_innen wie Judith Butler, Gayatri Spivak, Donna Haraway oder Audre Lorde vor einem solchen Hintergrund zu interpretieren.

zung mit Theorie(n) bzw. über die theoretisierende Reflexion der eigenen Erfahrungen spielte gerade in den Anfängen der Neuen Frauenbewegung eine zentrale Rolle. Dafür bilden die sogenannten *Consciousness-Raising-Groups* ein hervorragendes Beispiel: Frauenbewegte Frauen fanden sich in selbstorganisierten Arbeitsgruppen zusammen, um ihre eigenen Erkenntnisinteressen zu verfolgen. Sie entwickelten eigene Themenstellungen und Untersuchungsmöglichkeiten, betrieben – überwiegend neben oder außerhalb der Wissenschaftsinstitutionen – feministische Forschung und Theoriebildung. Diese Praxis ist nicht zuletzt als ‚Gegen-Verhalten‘ zu den vorherrschenden Auffassungen von Wissenschaft zu verstehen – entstanden aus der Erkenntnis androzentrischer Verzerrungen in der Praxis und im Konzept von Wissenschaft selbst, aus der Erfahrung des konkreten, systematischen und auch symbolischen Ausschlusses von Frauen – und ‚anderen Anderen‘.²²

Frauenbewegungen in Geschichte und Gegenwart ermöglich(ten) in vielfacher Hinsicht eine kollektive Erkenntnis-Praxis unter Frauen (vgl. auch Bührmann 2004). Auch die Gesprächspartnerinnen der hier herangezogenen Studie thematisieren ihre Zugehörigkeit zu konkreten wie imaginären, symbolisch bedeutsamen Erkenntnis-‚Gemeinschaften‘ im Kontext des Feminismus (vgl. Maurer 1996: 309ff.). Stimmungen oder Qualitäten von positiver Erregung, von Leidenschaft, von Glück – auch ein Gefühl von ‚Besonderheit‘ werden in entsprechenden Interview-Passagen spürbar. Dass die Gesprächspartnerinnen ähnlich existentielle Erfahrungen auch in anderen oppositionellen bzw. subkulturellen Szenen gemacht haben, soll hier zumindest erwähnt werden. Interessant ist allerdings, dass sie in diesen ‚anderen‘ Szenen auch ‚anders‘ um Sichtbarkeit, Hörbarkeit, um Repräsentanz kämpfen müssen.

Eine weiter oben bereits zitierte Gesprächspartnerin spricht vom „elektrischen Fieber in der [Frauen-]Gruppe“ (zit. n. Maurer 1996: 311) – und damit nicht nur die Intensität der gegenseitigen Bezugnahme an, sondern auch den Aspekt der Beschleunigung oder Verdichtung von Erfahrung und Erkenntnis, der sich damit verbindet. Im Beschreiben des von ihr erfahrenen „elektrischen Fiebers“ kommt diese Gesprächspartnerin auf die energetische Kraft in der Dimension der kollektiven Bewegung zu sprechen, die nicht selbstverständlich und jederzeit vorausgesetzt werden kann, sondern offensichtlich bestimmter Voraussetzungen bedarf. Deshalb soll hier auch eine spezifische Grenze innerhalb der Erfahrung des Kollektiven angesprochen werden, die von einer anderen Gesprächspartnerin sehr scharf markiert wird.

22 Mit *postcolonial-* und *critical-whiteness-*, aber auch *dis/ability-studies* können wir heute entsprechende Erweiterungen vornehmen.

4. Bildung als Konfrontation und Grenz-Erfahrung

Das Thema ‚Grenzen‘ und Begrenztheit spielte für die Herangehensweise und den Prozess des Fragens im Kontext meiner Studie von Anfang an eine zentrale Rolle. So bildete etwa einen der Ausgangspunkte für die Untersuchung die Hypothese, dass Grenz-Erfahrungen nicht nur im Kontext von Frauenbewegungen und Feminismus Anlässe für weiteres Suchen, Fragen, Über-Denken – und damit potentiell auch Bildungsanlässe – darstellen können. Die Gesprächspartnerinnen selbst thematisieren ‚Grenzen‘ auf verschiedene Weise, auch mit durchaus vielschichtigen Bezugspunkten. In einem Versuch der Systematisierung lassen sich die dabei angesprochenen Grenz-Erfahrungen auf folgende Dimensionen beziehen:

- die in sich oder an sich selbst erlebten *Grenzen der eigenen Möglichkeiten*, Fähigkeiten oder Haltungen sowie die subjektiven Einstellungen gegenüber diesen eigenen Möglichkeiten oder Fähigkeiten (z.B. geringes Selbst-Vertrauen oder Selbstabwertung);
- die erfahrenen *Grenzen in sozialen Beziehungen* der verschiedenen ‚Intimitätszonen‘ – das meint verschiedene Grade und Gründe von Nähe und Distanz, Beziehungen im ‚Privaten‘, in der Arbeit oder im ‚Politischen‘, im Kontext größerer oder kleinerer Gemeinschaften;
- die *strukturellen Grenzen der gesellschaftlichen Verhältnisse* sowie der Denkverhältnisse und der Denkmöglichkeiten – dazu gehören soziale Positionierungen, Verweisungen und Zuschreibungen, vorhandene bzw. nicht-vorhandene Zugänge zu Lebensbereichen und Handlungsmöglichkeiten, vorherrschende kulturelle und soziale Praxen.

‚Grenzen‘ strukturieren das Feld der Erfahrung und des Handelns. Sie fordern gelegentlich, aber nicht zwangsläufig zum Kampf oder zur Überschreitung heraus und setzen auch schmerzliche Zeichen. Neutraler als der – in der Studie zunächst verwendete – Begriff ‚Unbehagen‘ erwies sich der Begriff der ‚Grenz-Erfahrung‘ eher als geeignet, schwierige und konflikthafte Momente zu artikulieren. Eine Interviewpartnerin macht dies mit Bezug auf einen von ihr vorgenommenen „aktiven Erfahrungsversuch“ (zit. n. Maurer 1996: 244) deutlich: Ausgehend von einer Selbstkritik eigener Grenzen in Wahrnehmung, Denken und politischem Handeln bricht sie auf zur Grenzüberschreitung. Insbesondere die Auseinandersetzung um Rassismus in der ‚weißen‘ Frauenbewegung wird für sie zum Bezugspunkt, zum anderen beschäftigen sie Auseinandersetzungen und Verständigungsschwierigkeiten zwischen Feministinnen in Deutschland/Ost und Deutschland/West (vgl. hierzu auch Schäfer et al. 2005):

[...] das sind ungeheure Konfrontationen mit einem völlig anderen Denken zum Teil, auch mit ganz anderen Vorstellungen, was Feminismus eigentlich sein könnte [...]. Das ist ja der Punkt, wenn man sich konfrontiert mit Menschen und Frauen aus anderen Kulturen

und Gesellschaften, wird es eben *nicht* zu meiner Erfahrung! [...] wenn die von ihren [...] Verletzungen erzählen, dann ist das nicht unsere Erfahrung! Dann ist die Frage, was machen wir mit diesen Erfahrungen, was machen wir mit der Erfahrung anderer Menschen. Die ganz anders sind als unsere, und die wir erstmal – überhaupt niemals nachvollziehen können, weil wir sie niemals haben werden (zit. nach Maurer 1996: 245).

Die Gesprächspartnerin betont hier – in einer Art Kontroverse²³ mit mir als Interviewerin – eindringlich eine ganz bestimmte Grenzlinie: die Grenzen der Nachvollziehbarkeit der Erfahrungen anderer, die ihres Erachtens dazu zwingen müssen, eine Kehrtwendung in der eigenen Haltung zu vollziehen, weg vom Postulativen (‘wie es sein sollte’) hin zu einer Haltung der Vorsicht, der Zurückhaltung, des Zuhörens. Das erfordert die ‘anderen’ Frauen überhaupt erst einmal wahrzunehmen, auch jenseits der eigenen feministischen Ansprüche und ‘Bilder’. Auf der Ebene des politischen Handelns und politischer Verständigung bedeutet das für diese Interviewpartnerin die Hinwendung zum konkreten direkten Kontakt, zum konkreten direkten Bündnis in Bezug auf konkrete Fragestellungen und Problemlagen.

Eine andere Interviewpartnerin thematisiert die in sich selbst erfahrenen Grenzen in völlig anderer Hinsicht. Ihre Erzählungen zeugen immer wieder von großen Zweifeln, von einer grundlegenden Skepsis gegenüber den eigenen Fähigkeiten – und gleichzeitig von einer großen Erkenntnislust. So holt sich diese Gesprächspartnerin etwa ‘die ganze Welt des Geistes’, der ‘Allgemein-Bildung’ einfach in ihr ‘Kompromiss-Studienfach’ (Sozial)Pädagogik hinein. Allerdings stößt sie damit manchmal auch schmerzlich an Grenzen – z.B. dann, wenn sie sich mit ihrer Sprache und ihren Ideen nicht vermitteln kann, was sie selbst im Interview unter anderem am Prozess ihrer Examensarbeit demonstriert. Sie hat sich dafür ein anspruchsvolles philosophisch-psychoanalytisches Thema ausgesucht, in einer Art widerspenstigem und eigensinnigen Akt der ‘Grenzüberschreitung’:

[...] also [...] der Konflikt [...] um die Diplomarbeit [...] der hat mich sehr beeindruckt! [...] weil einer der Gutachter mir dann ja doch vermittelt hat, [...] dass ich mich da an etwas heranwage, [...] dem ich nicht gewachsen bin! [...] Das hat der mir vermittelt, aber es war auch irgendwo richtig! Ich war dem ja auch – so gut wie nicht gewachsen, [...] das Gefühl hatte ich ja selber [...] Aber dass der mir dann so stark gezeigt hat, dass ich da über meine – Berechtigungen rausgeschlagen bin [...] das hat mich schon in Angst und Schrecken versetzt [...] (zit. nach Maurer 1996: 248).

Eine Konsequenz, die für sie daraus resultiert, ist die ungeheure Vorsicht, mit der sie danach grundsätzliche Kritik formuliert. Dass ihre Gegenüber der vorsichtigen Sprache die subversive Absicht dennoch anmerken, zeigt ihr, dass

23 Das Zitat steht im Kontext einer zunächst heftigen Gegen-Rede zu einer Hypothese der Interviewerin, die von bestimmten ‘Denkverboten’ oder ‘Tabuisierungen’ im Kontext des Feminismus spricht, während die hier zitierte Gesprächspartnerin die Auffassung vertritt, dass es sich dabei eher um – historisch bzw. erkenntnispraktisch unumgängliche – Einschränkungen des Blicks handle, die mit bestimmten politischen Entscheidungen verbunden seien.

die Wirkung des eigenen Handelns nicht so ohne weiteres steuerbar ist. Eine weitere Grenz-Erfahrung auf anderer Ebene, die beide Gesprächspartnerinnen im Interview immer wieder zu Lachstürmen hinreißt:

Und dann hab' ich mir überlegt: Ja, wie frag' ich? (lacht) Dann hab' ich mich zuerst daheim hingesetzt und [...] hab' abgewogen, wie kann ich fragen, um nicht allzu blöd dazustehen [...] im Seminar wurde mir dann schon vorgeführt, wie es ist, wenn man sich da ungünstig verhält [...] (beide lachen) [...] Dann dachte ich: Na ja, gut, dann muss ich immanent argumentieren und – muss auf diese zwei Artikel verweisen. Dann dachte ich aber: Wie genau darf ich das machen? Ich hab' dann natürlich hübsch und brav diese zwei Artikelchen nachgelesen [...] und dann hab' ich gedacht: Aber so mit Zitieren und so – das mach' ich auf gar keinen Fall! Weil, das klingt dann – zu präzise. Das klingt dann zu – kämpferisch, oder – zu wenig meiner Position als Unwissende, oder: relativ Unwissende auch angemessen [...] (beide lachen). Ich muss jetzt einfach versuchen, irgendwie eine Argumentation zu finden, die mich nicht ganz unwissend dastehen lässt, aber die jetzt auch nicht recht-herberisch ist [...] Und ich fand das wirklich schwierig, und – es hat aber auch nicht gut funktioniert! (beide lachen) (zit. n. Maurer 1996: 248f.).

Diese Passage zeigt, wie die Gesprächspartnerin in der von ihr erzählten Situation auf ihrer Frage, ihrem Zweifel besteht und gleichzeitig alle möglichen Anstrengungen unternimmt, ihre Intellektualität zu verstecken. Alles in allem gibt es für sie kein Zurück hinter bestimmte bereits durchlebte (Erkenntnis-) Erfahrungen. Diese ‚Grenzen des Zurück‘ erlebt sie einerseits als Potential und Basis ihres aktuellen Lebens, andererseits aber auch als ‚Grenze nach vorn‘: Das Leben wird komplizierter – vor dem Hintergrund erlebter wie gelebter Widersprüche.

5. Bildung als (verborgener) Konflikt – ‚Gelebte Kritik‘

Im selben Interview-Gespräch zeigt sich ein grundlegendes Dilemma besonders deutlich, mit dem jede kritische Theorie und jede Befreiungsbewegung sich letztlich auseinandersetzen muss: der Widerstreit oder die Spannung zwischen radikaler Kritik bzw. Dekonstruktion und dem alternativen gesellschaftstheoretischen Entwurf. Dieses Thema hat die gesamte Studie durchzogen, wurde aber von der hier zitierten Gesprächspartnerin als ‚verborgener Konflikt‘ am schärfsten formuliert.²⁴ Zusammengefasst ließen sich die Motive dieser Thematisierung zum einen als „Widerstreben gegenüber falschen Gemeinschaften“ (Maurer 1996: 367ff.) und zum anderen als „Faszination und Bedrohlichkeit radikaler Kritik“ (ebd.: 372ff.) kennzeichnen. Die damit verbundenen Dilemmata werden von der Gesprächspartnerin als „furchtbarer

24 Mit der Rede von einem „Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie“ (vgl. Titel der Studie, Maurer 1996) wurde nicht zuletzt versucht, das von dieser Gesprächspartnerin verdeutlichte Dilemma aufzugreifen, analytisch weiterzutreiben und produktiv zu wenden.

Zwiespalt“, als unüberbrückbare Kluft bezeichnet. Im Interview selbst markiert sie dieses Thema übrigens als Bereich, an den sie „nicht so richtig ran will“:

Na ja (lacht), da bin ich ja echt furchtbar davon angetan, von dieser Auseinandersetzung (ironisch)! [...] Da musst Du geschickt fragen, wenn Du was rauskriegen willst! [...] Ich glaub', da kriegst Du aus mir nix raus! – [...] Da weht eisiges Schweigen (lacht)! – [...] es hat mich auch sehr [...] irgendwie immer sehr beschäftigt. Das ist schon so [...] Ich kann da jetzt nicht mehr so weiterreden wie bisher [...] das merk' ich deutlich, deshalb hab' ich geradezu einen gewissen Widerstand [...] (zit. n. Maurer 1996: 374).

In der Analyse des Interviews wird zunächst das Widerstreben der Gesprächspartnerin gegenüber „falschen Gemeinschaften“ (in ihrer normativen Dimension) diskutiert, wobei sie selbst in ihrer Erzählung gleich das Problem des Einzelgängerischen und Randständigen (letztlich: der Einsamkeit) aufwirft, wenn anstelle dieser „falschen Gemeinschaften“ keine alternativen kollektiven Handlungs-Räume bestehen. In einem zweiten Schritt wird die Faszination und das gleichzeitig (nicht nur) von ihr empfundene Bedrohliche einer Perspektive der radikalen Kritik (in ihrer Dimension der Dekonstruktion) herausgearbeitet. Hier ergibt sich etwa die Frage, wie eine solche Perspektive von den Einzelnen ausgehalten werden kann, bzw. was eine solche Sicht auf die Welt mit den Individuen macht. Die Gesprächspartnerin formuliert in diesem Zusammenhang z.B. die Notwendigkeit von Eindeutigkeit in bestimmten Lebenssituationen und das Problem der Über-Anpassung als mögliche subjektive Reaktion auf Auflösungserscheinungen (des Selbst?) im Zuge eines Denkens der radikalen Dekonstruktion. Schließlich wird die Auseinandersetzung über dieses Thema zwischen beiden Beteiligten im Interview selbst einer analytischen Betrachtung unterzogen, denn die Gesprächspartnerin stellt ihr Dilemma ja als „unüberbrückbare Kluft“ dar, während die Interviewerin nach Möglichkeiten der Vermittlung und nach einem „inneren Zusammenhang“ sucht. Selbstkritisch und selbstironisch wird in dem daraus entstehenden gemeinsamen Denk-Versuch das Problem der eigenen Grenzen und eine durchaus vorhandene „Sehnsucht nach Ganzheit“, nach „Erlösung“ und „Trost“ – eine Dimension der „Utopie“ – erörtert. Am Ende steht die Frage nach entscheidenden Voraussetzungen für „Bewegung“, für Veränderung in den gesellschaftlichen Strukturen, den Lebensverhältnissen der Individuen und ihrer „Gemeinschaften“. Was im Medium des Interview-Gesprächs beispielhaft erscheint, ist ein Prozess der gemeinsamen, wenn auch kontroversen Auseinandersetzung mit wichtigen, offenen Fragen. Es ist ein Suchen, ein Tasten nach (Gestaltung, Bildung von) Erkenntnis.

6. Bildung aus der Kontroverse – ‚experimentelle Praxis‘

An dieser Stelle möchte ich – in einer Art ‚Blick zur Seite‘ – auf einen konkreten ‚frauenbewegten‘ Erkenntniszusammenhang Bezug nehmen, der die Bedeutung der Kontroverse als Qualität im Bildungsprozess herausstellt.²⁵ Die Teilnehmerinnen einer über mehrere Jahre laufenden Fortbildungsveranstaltung waren sozusagen der historisch-konkreten weiblichen Subjektivität auf der Spur (vgl. Frauenfortbildungsgruppe Tübingen 1995). In ihrem kollektiven Erkenntnis-Prozess erwies sich die Frage nach der eigenen Bedürftigkeit (bzw. Verletzlichkeit) dabei als ebenso zentral wie die Frage nach den konkreten ‚Quellen der Macht‘ – als Kraft und Lust, Realität zwischen sich und anderen zu gestalten. Dabei wurde klar: sich selbst und ‚andere Frauen‘ als ‚eigensinnige Subjekte‘ wirklich wahrzunehmen, die dabei sich entfaltende Spannung der Differenz auszuhalten und zu gegenseitiger Achtung und Anerkennung zu finden, der ‚anderen‘ (und erst damit auch sich selbst?) Wert und Würde zuzuerkennen – gerade auch, indem die Kontroverse mit ihr risiert wird – muss erst mühsam gelernt werden.

Die hierarchisch gedachten Geschlechterpolarisierungen und die entsprechend konzipierten ‚Arbeitsteilungen‘ (z.B. zwischen Intellektualität und Gefühl) ermöglichen es offenbar allzu leicht, Konflikthafes aufzuspalten und Teile daraus auf andere zu projizieren. Wie derartige Polarisierungen und Projektionen sich auch unter Frauen in feministischen Kontexten konkretisieren konnten, davon legt das Interview-Material der weiter oben referierten Studie ebenfalls beredtes Zeugnis ab: die Mutter/die Nicht-Mutter, die Fühlende/die Denkende, die Harmonisierende/die den Konflikt Riskierende sind nur einige Beispiele für polarisierende Figuren, die eigentlich auf strukturelle Konfliktlinien gesellschaftlich vorgesehener und nahegelegter ‚weiblicher‘ Lebensführung und Selbstbildung verweisen.

Die diesbezüglichen Erkenntnisse des „Projekt: Frauenfortbildung in der Sozialen Arbeit“ lauten, kurz gefasst: Indem die konkreten Erfahrungen und Subjektivitäten Einzelner auf das abstrakte Allgemeine bezogen werden können (z.B. mit Hilfe theoretischer, aber auch poetischer²⁶ Denk-Angebote), lässt sich ein Stück ‚Aufklärung‘ und reflexiver Raum gewinnen. Die Rede vom ‚Allgemeinen‘ lässt sich dabei auf zwei Dimensionen des Geschehens beziehen: 1. Indem Frauen sich – z.B. im Kontext und mit Unterstützung feministischer Kollektive – als ‚gleichrangige Subjekte‘ setzen, beanspruchen

25 Gemeint ist hier ein ebenfalls zu Beginn der 1990er Jahre durchgeführtes „Projekt: Frauenfortbildung in der Sozialen Arbeit“, das damit im selben zeitgenössischen Horizont anzusiedeln ist wie die für diesen Beitrag insgesamt herangezogene Studie.

26 So boten etwa Texte und Gedichte von Audre Lorde und Adrienne Rich für die Teilnehmerinnen aus Hochschule und außeruniversitärer Praxis inspirierendes Material zur Reflexion konflikthafter Erfahrungen (vgl. Lorde/Rich 1983).

sie für sich, Teil des ‚gesellschaftlichen Allgemeinen‘ zu sein. 2. Wenn sie untereinander aus der ‚Unmittelbarkeit‘ heraustreten und für sich ein ‚geteiltes Allgemeines‘ schaffen – einen gemeinsamen theoretischen und symbolischen Bezugshorizont oder ‚Sprach-Raum‘, der ihnen ‚Sprechen‘ und ‚Handeln‘ erst ermöglicht – so schaffen sie für sich damit auch die Möglichkeit, in ‚gesellschaftlichen – d.h. vermittelten – Beziehungen‘ miteinander verbunden zu sein. Wenn Frauen in beiderlei Hinsicht zum Teil des Allgemeinen werden (bzw. Bewegungen in eine solche Richtung unternehmen), so werden die Differenzen und möglichen Kontroversen unter ihnen erst wirklich deutlich. Die Konfliktdimension innerhalb des ‚einen‘ wie des ‚anderen‘ Allgemeinen wird erkennbar und bleibt präsent.

7. Bildung als ‚Gegen-Begriff‘? Eine Art Ausblick

Bildung findet über (Bildungs-)Praktiken und in Lebenszusammenhängen statt, und Frauenbewegungen ermöglich(t)en eine spezifische soziale Erkenntnis-Praxis unter Frauen. Insbesondere in den ersten Jahren ‚feministischer Kollektivität‘ spielte das – quasi autodidaktisch vorgenommene – gemeinsame Sich-Erschließen von Wirklichkeit und *Welt* über die (autoritäts-)kritische Auseinandersetzung mit Theorie bzw. über die theoretisierende Reflexion der eigenen Erfahrungen eine zentrale Rolle. Frauenbewegte Frauen fanden sich in selbst organisierten Arbeitsgruppen zusammen, um ihren eigenen Erkenntnisinteressen zu folgen, entwickelten eigene Themenstellungen und Untersuchungsmöglichkeiten – betrieben feministische Theoriebildung. Die Erzählungen in den Interviews artikulieren oft auch die lustvolle (und lustige!) Seite der damit verbundenen Arbeits- und Erkenntnisprozesse. Die Bedeutung von ‚Gemeinschaftserfahrungen‘ mit anderen Frauen – mit all ihren konflikthaften Aspekten – lässt sich mit Blick auf deren Funktion als ‚kollektive Denk-Erfahrung‘ noch zuspitzen.

Die für die hier vorgestellten Überlegungen noch einmal herangezogene Studie verstand sich ursprünglich als Annäherung an verschiedene ‚Wirklichkeitsschichten‘ des Feminismus (vgl. Maurer 1996: 421ff.). Die Untersuchung folgte dabei zwei spezifischen Spuren, die sich als produktiv erwiesen: zum einen der Spur des ‚Unbehagens im Feminismus‘ – also (potentiell) kritischen Gedanken und Gefühlen gegenüber theoretischen wie politischen Engführungen, die sich zum Beispiel in dogmatischen Positionen oder Substantialisierungsversuchen ‚weiblicher Existenz‘ äußern können. Die andere Spur ergab sich aus der Frage nach dem ‚Sinn‘: Welche Bedeutung oder Funktion haben (hatten) Dogmatismen und Essentialisierungen für einzelne Individuen, die oppositionellen Kollektive und nicht zuletzt den Bereich des Denkens und

Erkennens im Kontext von Frauenbewegungen und Feminismus? Im Versuch, diesen Fragen – empirisch wie theoretisch-philosophisch – nachzugehen kristallisierte sich etwas heraus, das man auch als Bildungsprozess im ‚Dagegen-Halten‘ resp. im Medium des ‚Gegen-Verhaltens‘ bezeichnen könnte.

In den für die – ja bereits vor etlichen Jahren unternommene und realisierte – Studie gewählten Begrifflichkeiten ist in diesem Zusammenhang vor allem von ‚Differenz-Erfahrungen‘ die Rede, die eine (potentielle) Konflikt-Dimension markieren. Die interviewten Gesprächspartnerinnen thematisieren solche Differenz-Erfahrungen in verschiedenster Hinsicht: Sie erleben sich z.B. in Differenz zu angebotenen ‚Welt-Erklärungen‘, die ihnen im Prozess des Aufwachsens zur Verfügung stehen oder gestellt werden; als ‚weibliche‘ Individuen werden sie zudem mit den Differenz-Konstruktionen entlang der Trennlinie ‚Geschlecht‘ konfrontiert und müssen sich dazu verhalten; finden sie sich in Gemeinschaften mit anderen Mädchen oder Frauen zusammen (Freundschaftsbeziehungen, Frauengruppen), so stilisieren sie sich womöglich selbst in dieser ‚Geschlechter-Differenz‘, um sich einen Ort zu verschaffen, von dem aus sie die Welt betrachten können, von dem aus sie handeln können.²⁷ Geschieht diese Gemeinschaftsbildung im Kontext der Frauenbewegung und des Feminismus, so werden daraus schließlich ein politisches Konzept und eine oppositionelle Denkmöglichkeit.

Innerhalb der Frauen-Kollektive erfahren die Individuen die schwierigen, widersprüchlichen Verhältnisse von ‚Differenz‘ und ‚Gleichheit‘ (oder Ähnlichkeit) unter Frauen, die jedoch nicht unbedingt als problematische Verhältnisse thematisiert werden können, ohne dadurch die – meist unter dem Vorzeichen ‚Gleichheit‘ gebildeten – Gemeinschaften und Kollektive zu gefährden. In Bezug auf die Denkangebote feministischer Theoriebildung erleben sich die einzelnen Frauen ebenfalls in widersprüchlichen Verhältnissen: Sie erkennen sich darin zum einen wieder, sehen ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen als Teil eines neuen, ‚anderen‘, *oppositionellen* ‚Allgemeinen‘ repräsentiert, und erleben sich doch gleichzeitig in Differenz zu diesen Denkangeboten, da nicht unbedingt alle Facetten ihrer Existenz darin aufgehoben sind (und sein können). Sie sind ‚die Frauen‘, deren Erfahrungen und Leistungen feministische Forschung und Theoriebildung thematisieren, und sind doch auch ‚andere‘.

Im Kampf um Sichtbarkeit, Bedeutung und Anerkennung, der durch die strukturell verankerte Unsichtbarkeit und Entwertung ‚weiblicher Existenz‘²⁸ herausgefordert war, fanden Prozesse der Identifizierung statt, die sich der Notwendigkeit von Be-Schreibung, Kennzeichnung und Wertschätzung verdankten. Den gesellschaftlichen Bildern von Weiblichkeit und den normativ gesetzten Vorstellungen von Geschlechter-Beziehungen in der heterosexuel-

27 So spricht eine Interviewpartnerin etwa von einer ‚Gemeinschaft der Außenseiterinnen‘, die sie mit anderen Mädchen in ihrer Klasse bildete.

28 Damit ist hier wiederum gemeint: die Entwertung der Arbeit, der Erfahrung, des Beitrags von Frauen zum gesellschaftlich-menschlichen ‚Allgemeinen‘.

len Matrix setzten Frauen – gerade auch im Kontext von Frauenbewegungen und Feminismus – kritisch-utopisch eigene Bilder entgegen, die allerdings (zwangsläufig) auf die in der dominanten symbolischen Ordnung vorgesehenen ‚Orte der Frau‘ bezogen blieben. Erst die Wahrnehmung und Anerkennung der Differenz unter Frauen ermöglichte es, diese ‚eigenen Bilder‘ und Identifizierungen wieder zu öffnen.

Hier zeigt sich eine Dialektik von Zuschreibung und Selbstgestaltung, in der sich auch feministische Entwürfe stets bewegen. Indem Frauenbewegungen *Kollektivität und gesellschaftliche Beziehungen* unter Frauen ermöglichen, schaffen sie allerdings neue Öffentlichkeiten, in denen solche Versuche der ‚Selbst-Gestaltung‘ neu verhandelt und erprobt werden können. Sie stellen damit einen sehr konkreten und gleichzeitig symbolischen Bildungs-Raum her, in dem die einzelnen Individuen sich in ihren Erfahrungen auch (selbst) kritisch mit anderen austauschen – sich ihrer Wahrnehmung, letztlich: ihrer Existenz vergewissern können.

Die mit der Untersuchung rekonstruierten Beziehungsverhältnisse zwischen Individualität, Kollektivität und Erkenntnis lassen sich, die Befunde der Studie noch einmal zusammenfassend, wie folgt kennzeichnen: Die Individuen können ihre Suche und ihr Begehren nach Bezugsfiguren im Bereich der symbolischen Ordnung im Kontext des politischen Kollektivs ‚Frauenbewegung‘ auch (oder: erst?) in ihrer politischen Bedeutung wahrnehmen und – gemeinsam mit anderen – weiterverfolgen. Aus der Frauenbewegung heraus entwickelte feministische Forschung hat dafür neues ‚Wissen‘ hervorgebracht und damit auch Material für die Erweiterung und Überschreitung der vorherrschenden symbolischen Ordnung zur Verfügung gestellt. Dies ermöglichte in einem Prozess zunehmender Differenzierung eine auch selbstkritische Auseinandersetzung. Festzuhalten bleibt, dass sämtliche ‚Bildungsbewegungen‘ (der Individuen, der Kollektive, des Denkens) in einem „Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie“ (Maurer 1996) durchaus widersprüchlich und spannungsvoll akzentuiert bleiben. Ein zentraler Befund der hier herangezogenen Untersuchung machte denn auch die verschiedenen Ambivalenz-Erfahrungen deutlich, die von einzelnen Gesprächspartnerinnen thematisiert wurden und die auf die widersprüchliche, spannungsgeladene Strukturierung weiblicher Lebenszusammenhänge unter Bedingungen der Geschlechterhierarchie ebenso verweisen wie auf die widersprüchlichen Konzeptualisierungen ‚weiblicher Existenz‘ im Bereich der Theorie. Welche Strategien die Einzelnen entwickelt haben und welche Wege sie im Umgang mit Mehrdeutigkeit, Vielschichtigkeit und Ambivalenz gehen, das wurde mit Bezug auf das Interview-Material differenziert herausgearbeitet (vgl. Maurer 1996: 391-420; S. 429ff.).

Nicht zuletzt vor dem Hintergrund der – auch bewusst politisch geschaffenen – kollektiven Denk- und Erfahrungs-Räume lässt sich Bildung als (relationaler) ‚Gegen-Begriff‘ ausbuchstabieren und begründen. Damit wird Bildung als ‚situier‘ im sozialen Kontext und Feld erkennbar, als eine (soziale) Bewegung, die auch auf ‚gelebte Kritik‘ verweist und sich in ei-

ner ‚experimentellen Praxis‘ realisiert. Im Zusammenhang der hier noch einmal bildungstheoretisch quer gelesenen Studie erwiesen sich dabei vor allem ‚Ent-Täuschung‘, ‚Dissenz‘ und ‚Konflikt‘ als produktive Bezugspunkte. Das Gefährliche, das Schmerzhaftes und Konflikthaftes in Bildungs- und Erkenntnisprozessen möchte ich am Ende meiner Überlegungen bewusst noch einmal thematisieren. Kritisches Denken und Bildung sind unbequem, sie machen uns auch verletzlich. Eine Unruhe ist darin, etwas Beunruhigendes, in diesem ‚sich selbst und alles hinterfragen‘. Das Unabschließbare, stets ‚unvollkommen‘ Bleibende von Bildung, der wegbrechende Boden einer, wenn auch nur scheinbaren, ‚Sicherheit‘ – all dies sollte nicht ausgeblendet werden, wenn wir über Bildung als ‚riskantes Geschehen‘ und ‚Sprung ins Offene, Unbestimmte‘ nachdenken. Bildung ‚erhalten‘ bedeutet eben auch Bildung ‚aushalten‘ (müssen).

Literatur

- Bitzan, Maria/Klöck, Tilo (1993): „Wer streitet denn mit Aschenputtel?“ Konfliktorientierung und Geschlechterdifferenz. München: AG SPAK.
- Bloch, Ernst (1985): Das Prinzip Hoffnung. Werkausgabe Band 5. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Borst, Eva (2009): Theorie der Bildung. Eine Einführung. Hohengehren: Schneider.
- Bovenschen, Silvia (1979): Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brückner, Peter (1975): Sigmund Freuds Privatlektüre. Köln: Horst.
- Bührmann, Andrea (2004): Der Kampf um ‚weibliche Individualität‘. Zur Transformierung moderner Subjektivierungsweisen in Deutschland um 1900. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bunk, Benjamin (2014, i.E.): Bildung und Soziale Bewegung: Die brasilianische Landlosenbewegung und das Weltsozialforum als Räume für Bildungsprozesse. Paderborn: Schöningh.
- Foucault, Michel (1973): Die Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve.
- Frauenfortbildungsgruppe Tübingen (1995): „... dass eine anders ist und wie sie anders ist.“ Frauenbildung als Kontroverse. Tübingen: Selbstverlag.
- Fuchs, Martin (1999): Kampf um Differenz. Repräsentation, Subjektivität und Soziale Bewegungen. Das Beispiel Indien. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Irigaray, Luce (1980): Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Kerner, Ina (2012): Varianten feministischer Kritik. In: Birkle, Carmen/Kahl, Ramona/Ludwig, Gundula/Maurer, Susanne (Hrsg.): Emanzipation und feministische Politiken. Verwicklungen, Verwerfungen, Verwandlungen. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer, S. 51-65.
- Koller, Hans-Christoph (2012). Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. Stuttgart: Kohlhammer.
- Lorde, Audre/Rich, Adrienne (1983): Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte. Berlin: Orlanda.
- Lorey, Isabell (1996): Immer Ärger mit dem Subjekt. Tübingen: edition diskord.
- Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt a.M.: Helmer.
- Maurer, Susanne (1996): Zwischen Zuschreibung und Selbstgestaltung. Feministische Identitätspolitiken im Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie. Tübingen: edition diskord.
- Maurer, Susanne (2005): Soziale Bewegung. In: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian/Maurer, Susanne/Frey, Oliver (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag, S. 629-648.
- Maurer, Susanne (2010): „Medien-Biografien“ – Ein Zugang zu den Lebenswelten von Adressatinnen und Adressaten Sozialer Arbeit?. In: Hauptert, Bernhard/Schilling, Sigrid/Maurer, Susanne (Hrsg.): Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Professionen. Bern u.a.: Peter Lang, S. 117-132.
- Maurer, Susanne (2011): Bildung als gelebte Kritik und (soziale) Bewegung oder: „Was mich vergangene Woche interessiert hat am Feminismus ...“. In: Lederer, Bernd (Hrsg.): „Bildung“: was sie war, ist, sein sollte. Zur Bestimmung eines strittigen Begriffs. Hohengehren: Schneider, S. 151-172.
- Maurer, Susanne (2013): (Selbst-)Bildung im Kontext sozialer Bewegungen und oppositioneller Milieus. In: Koerrenz, Ralf/Stiebritz, Anne (Hrsg.): Kirche – Bildung – Freiheit. Die Offene Arbeit als Modell einer mündigen Kirche. Paderborn: Schöningh, S. 67-85.
- Muraro, Luisa (1993): Die symbolische Ordnung der Mutter. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Niekant, Renate/Schuchmann, Uta (2003) (Hrsg.): Feministische Erkenntnisprozesse. Zwischen Wissenschaftstheorie und politischer Praxis. Opladen: Leske + Verlag Barbara Budrich.
- Prokop, Ulrike (1986): Ein Zimmer für sich alleine – das ist nicht nur räumlich zu verstehen. In: Dokumentation zum Frankfurter Frauenlehrstuhl. Frankfurt a.M.: Zypress, S. 81-91.
- Rauschenbach, Brigitte (1991): Nicht ohne mich. Vom Eigensinn des Subjekts im Erkenntnisprozess. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Rich, Adrienne (1982): Der Traum einer gemeinsamen Sprache. München: Frauenoffensive.
- Ricken, Norbert (2006): Die Ordnung der Bildung. Beiträge zu einer Genealogie der Bildung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Ricken, Norbert (2012): Bildsamkeit und Sozialität. Überlegungen zur Neufassung eines Topos pädagogischer Anthropologie. In: Ricken/Balzer (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS Verlag, S. 329-352.
- Ricken, Norbert/Balzer, Nicole (Hrsg.) (2012): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS Verlag.

- Rose, Nadine/Koller, Hans-Christoph (2012): Interpellation – Diskurs – Performativität. Sprachtheoretische Konzepte im Werk Judith Butlers und ihre bildungstheoretischen Implikationen. In: Ricken/Balzer (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS Verlag, S. 75-94.
- Sattler, Elisabeth (2008): Souveränität und Subjektivität riskieren. Zu aktuellen (Trans)Formationen von *Bildung* und *Erziehung*. In: Thompson/Weiss (Hrsg.): Bildende Widerstände – widerständige Bildung. Blickwechsel zwischen Pädagogik und Philosophie. Bielefeld: transkript, S. 21-42.
- Schäfer, Eva/Dietzsch, Ina/Drauschke, Petra/Peinl, Iris/Penrose, Virginia/Scholz, Sylka/Völker, Susanne (Hrsg.) (2005): Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse in Deutschland seit der Wende. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Schmückli, Lisa (1996): Differenzen und Dissonanzen. Zugänge zu feministischen Erkenntnistheorien in der Postmoderne. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.
- Schuller, Marianne (1984): Vergabe des Wissens. Notizen zum Verhältnis von „weiblicher Intellektualität“ und Macht. In: Gehrke, Claudia/Treusch-Dieter, Gerburg/Wartmann, Brigitte (Hrsg.): Konkursbuch 12 („Frauen Macht“). Tübingen: Konkursbuchverlag Claudia Gehrke, S. 13-21.
- Thompson, Christiane (2008): Bildung und die Grenzen der Erfahrung. Randgänge der Bildungsphilosophie. Paderborn: Schöningh.
- Thompson, Christiane/Weiss, Gabriele (Hrsg.) (2008): Bildende Widerstände – widerständige Bildung. Blickwechsel zwischen Pädagogik und Philosophie. Bielefeld: transkript.
- Veyne, Paul (1981): Der Eisberg der Geschichte. Berlin: Merve.
- Veyne, Paul (1992): Michel Foucault – Die Revolutionierung der Geschichte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wimmer, Michael (2006): Dekonstruktion und Erziehung. Studien zum Paradoxieproblem in der Pädagogik. Bielefeld: transkript.
- Weckwert, Anja/Wischermann, Ulla (Hrsg.) (2006): Das Jahrhundert des Feminismus. Streifzüge durch nationale und internationale Bewegungen und Theorien. Königstein/Taunus: Helmer.

Autor_innen und Herausgeberinnen

Baader, Meike Sophia, Prof. Dr., Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Stiftung Universität Hildesheim.

Becker-Schmidt, Regina, Prof. Dr., Professorin (em.) für Soziologie und Sozialpsychologie an der Leibniz Universität Hannover.

Engel, Antke, Dr., Institut für Queer Theory Hamburg/Berlin.

Farris, Sara R., PhD, Lecturer Sociology Department, Goldsmiths, University of London (GB).

Hearn, Jeff, Prof. Dr., Professor of Management and Organization, Hanken School of Economics (Finland); Guest Research Professor, Faculty of Humanities and Social Sciences/Gender Studies, Örebro University (Sweden); Professor of Sociology, University of Huddersfield (GB).

Maurer, Susanne, Prof. Dr., Professorin für Erziehungswissenschaft/Sozialpädagogik an der Philipps-Universität Marburg.

McRobbie, Angela, Prof. PhD, Professor of Communications, Goldsmiths, University of London (GB).

Rendtorff, Barbara, Prof. Dr., Professorin für Schulpädagogik und Geschlechterforschung an der Universität Paderborn.

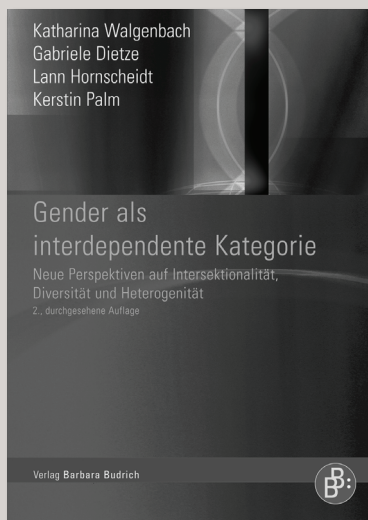
Soiland, Tove, Dr., Dozentin und Publizistin für feministische Theorie und politische Ökonomie an diversen Universitäten (u.a. Zürich, Innsbruck und Hannover).

Stach, Anna, Dr. phil. habil., Privatdozentin an der Philipps-Universität Marburg mit den Schwerpunkten Geschlechter- und Medienforschung und Beratung.

Thon, Christine, Dr., Juniorprofessorin für Erziehungswissenschaften mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung, Universität Flensburg.

Walgenbach, Katharina, Prof. Dr., Gastprofessorin an der Humboldt Universität zu Berlin. Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien/ Allgemeine Erziehungswissenschaft.

Gender – theoretisch



Katharina Walgenbach
Gabriele Dietze
Lann Hornscheidt
Kerstin Palm

Gender als interdependente Kategorie

2., durchgesehene Aufl.
2012. 192 Seiten. Kart.
19,90 € (D), 20,50 € (A)
ISBN 978-3-86649-496-1

Aus der Perspektive unterschiedlicher Fachbereiche präsentiert dieser Band eine theoretische Diskussion der Zusammenhänge zwischen Geschlecht, Sexualität, Ethnizität, Schicht etc. Ein Buch für alle, die sich mit Konzepten von Diversity sowie mit Gender beschäftigen.

**Jetzt in Ihrer Buchhandlung
bestellen oder direkt bei:**



**Verlag Barbara Budrich
Barbara Budrich Publishers
Stauffenbergstr. 7
51379 Leverkusen-Opladen**

Tel +49 (0)2171.344.594
Fax +49 (0)2171.344.693
info@budrich.de

www.budrich-verlag.de



utb.



Katharina Walgenbach

Heterogenität – Intersektionalität – Diversity

in der Erziehungswissenschaft

utb L

2014. 143 Seiten. Kart.

19,99 € (D), 20,60 € (A)

ISBN 978-3-8252-8546-3

Die Erziehungswissenschaft kommt heute kaum noch ohne die Konzepte Heterogenität, Intersektionalität und Diversity aus. Für das Studium und die pädagogische Praxis ist es unabdingbar, diese zu verstehen und unterscheiden zu können. Die Autorin erläutert die spezifischen

Prämissen und Bedeutungsdimensionen dieser Konzepte und berücksichtigt auch ihre jeweiligen Unterschiede und Besonderheiten. Auf diese Weise trägt sie dazu bei, die gegenwärtige Konfusion um die Begriffe in der Erziehungswissenschaft zu klären.

Jetzt in Ihrer Buchhandlung bestellen oder direkt bei:

www.utb-shop.de

UTB GmbH | Industriestr. 2 | 70565 Stuttgart

Unsere Fachzeitschriften auf www.budrich-journals.de



- Einzelbeiträge im Download
- Print + Online Abonnements
- Online-Freischaltung über IP
- mit open access-Bereich

Als Abonnentin mit einem Kombi-Abo Print + Online bekommen Sie weiterhin Ihr Heft wie gewohnt bequem nach Hause geliefert und Sie haben zusätzlich Zugriff auf das gesamte Online-Archiv.



Verlag Barbara Budrich
Barbara Budrich Publishers
Stauffenbergstr. 7
D-51379 Leverkusen-
Opladen

Tel +49 (0)2171.344.594
Fax +49 (0)2171.344.693
info@budrich-journals.de

Fragen Sie uns!

www.budrich-journals.de